

Das Deutsche Historische Institut Paris
und seine Gründungsväter



deutsches
historisches
Institut
historique
allemand

paris

Pariser Historische Studien

herausgegeben vom
Deutschen Historischen Institut Paris

Band 86

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Das Deutsche Historische Institut Paris und seine Gründungsväter

Ein personengeschichtlicher Ansatz

herausgegeben von
Ulrich Pfeil

Mit einem Vorwort von
Stefan Martens

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Pariser Historische Studien

Herausgeber: Prof. Dr. Gudrun GERSMANN

Redaktion: Veronika VOLLMER

Institutslogo: Heinrich PARAVICINI, unter Verwendung eines Motivs am Hôtel Duret-de-Chevry

Anschrift: Deutsches Historisches Institut (Institut historique allemand)

Hôtel Duret-de-Chevry, 8, rue du Parc-Royal, F-75003 Paris

Bildnachweis:

S. 35, 119: Reproduktion mit freundlicher Genehmigung der MGH; S. 59: Stadtarchiv Konstanz;
S. 79: Universitätsarchiv Freiburg i.Br.; S. 103: © Theo Schafgans 1959/Schafgans Archiv Bonn;
S. 139: Reproduktion mit freundlicher Genehmigung der Familie Skalweit; S. 177: Universitätsarchiv
Tübingen; S. 199, 293: Reproduktion mit freundlicher Genehmigung der Familie Ewig; S. 221: Re-
produktion mit freundlicher Genehmigung der Familie Werner; S. 235: Universitätsarchiv Bonn;
S. 273: Alle Rechte vorbehalten

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

© 2007 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München

Rosenheimer Straße 145, D-81671 München

Internet: oldenbourg.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzu-
lässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikrover-
filmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf, München

Umschlagbild: Eugen Ewig. Reproduktion mit freundlicher Genehmigung der Familie Ewig.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).

Gesamtherstellung: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza

ISBN 978-3-486-58519-3

ISSN 0479-5997

INHALT

Vorwort von Stefan MARTENS	9
----------------------------------	---

Peter SCHÖTTLER

Deutsche Historiker auf vermintem Terrain – einleitende Bemerkungen ..	15
--	----

I. Historiker als Wissenschaftsorganisatoren

Stefan WEISS

Paul Kehr – Delegierte Großforschung: Die »Papsturkunden in Frankreich« und die Vorgeschichte des Deutschen Historischen Instituts in Paris	35
--	----

Reto HEINZEL

Theodor Mayer – Ein Wissenschaftsorganisator mit »großen Möglichkeiten«	59
--	----

Anne Chr. NAGEL

Gerd Tellenbach – Wissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert	79
---	----

II. Historiker und ihre Methoden

Konrad REPGEN

Max Braubach – Person und Werk	103
--------------------------------------	-----

Rolf GROSSE

Theodor Schieffer – Ein rheinischer Historiker und seine »Begegnung mit der romanisch-französischen Welt«	119
--	-----

Matthias PAPE

Stephan Skalweit – Bonner Frankreichforschung nach 1945 Themen – Methoden – Forschungsorganisation	139
---	-----

III. Historiker und die Repräsentation von Raum

Steffen KAUDELKA

Johannes Haller – Frankreich und französische Geschichte aus der Sicht eines Deutschbalten	177
---	-----

Reinhold KAISER	
Eugen Ewig – Vom Rheinland zum Abendland	199

Olivier GUILLOT	
Karl Ferdinand Werner – »novissimus fundator«	221

IV. Historiker zwischen Wissenschaft und Politik

Ulrich PFEIL	
Paul Egon Hübinger – Vom Umgang mit dem Anpassungsdruck	235

Wolfgang FREUND	
Heinrich Büttner – Zwischen Nischenstrategie und Hochschulkarriere	273

Ulrich PFEIL	
Eugen Ewig – »Créer un ordre transnational«. Von einem Mittler zwischen Deutschland und Frankreich	293

Christoph CORNELISSEN	
Die Gründerväter des Deutschen Historischen Instituts Paris Erkenntnisse und offene Fragen	323

Personenregister	337
------------------------	-----

Autorinnen und Autoren	343
------------------------------	-----

WERNER PARAVICINI

Zum 65. Geburtstag

VORWORT

Am 21. November 1958 wurde die Deutsche Historische Forschungsstelle in Paris, der Vorläufer des heutigen Deutschen Historischen Instituts feierlich eröffnet. Drei Anläufe hatte es gebraucht, damit dieser lang gehegte Wunsch der deutschen Geschichtswissenschaft endlich verwirklicht werden konnte. Und in der Tat war ein solcher Plan bereits »ein alter Lieblingsgedanke«¹ des Mediävisten *Paul Fridolin Kehr* gewesen, der 1902/03 mit dem Gedanken spielte, den aus dem Baltikum stammenden Historiker *Johannes Haller* zur Verwirklichung seines Göttinger Papsturkundenwerkes nach Paris zu entsenden, wo dieser sich der Gallia Pontificia widmen sollte. Diese Pläne kamen jedoch über ein Anfangsstadium nicht hinaus, und es dauerte fast 40 Jahre, bis mit *Theodor Mayer* wiederum ein deutscher Mediävist während des Zweiten Weltkriegs einen neuen Versuch unternahm. Die deutsche Besatzung Frankreichs schien ihm der richtige Augenblick für eine solche Gründung, um einen »allgemeinen deutschen Führungsanspruch« in Europa historisch zu begründen². Er gedachte mit *Heinrich Büttner* einen seiner treuen Schüler in die französische Hauptstadt zu schicken, dem während des »Dritten Reiches« aufgrund seines Bekenntnisses zur katholischen Konfession die »politische Zuverlässigkeit« und die »charakterliche Eignung« trotz Beitritt zur NSDAP abgesprochen wurde, so daß ihm der Weg zum Ordinarius vor 1945 versperrt blieb. Dafür kam er in einem für die deutsch-französischen Beziehungen während der Besatzung sensiblen Feld zum Einsatz, dem »Archivschutz« in Frankreich. Die Pläne zur Gründung eines Deutschen Historischen Instituts hatte der mittlerweile zum Professor berufene Büttner in den 1950er Jahren keineswegs aus den Augen verloren, doch kam er auch jetzt nicht zum Zuge. Wir haben es somit für die beiden gescheiterten Versuche mit vier »verhinderten« bzw. »erfolglosen« Gründungsvätern zu tun, die wie im Fall von Kehr und Haller die geglückte Gründung nicht mehr erleben sollten oder wie im Fall von Mayer und Büttner in das Projekt nicht einbezogen wurden.

Die »erfolgreiche« Generation, *Max Braubach*, *Eugen Ewig*, *Paul Egon Hübinger* und *Gerd Tellenbach*, wußte von den vorangegangenen Unternehmungen. Gerade der lange Jahre am DHI Rom tätige Tellenbach hatte noch in Gesprächen mit Kehr von dessen Pariser Plänen erfahren, so daß er sich bei seinen eigenen Initiativen in den 1950er Jahren implizit und explizit darauf

¹ Friedrich Baethgen an Gerd Tellenbach, 15.12.1954; Archiv des DHIP, Bd. 634.

² Denkschrift von Theodor Mayer, Rektor der Universität Marburg, über die Errichtung eines deutschen historischen Instituts in Paris, 10.2.1941; Archiv der MGH, B 537, Bl. 61–67. Vgl. dazu Conrad GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut in Paris während des Zweiten Weltkrieges, in: *Francia* 19/3 (1992), S. 109–128.

berief. Mayers Konzeptionen konnten und sollten in der Zeit der deutsch-französischen Annäherung keinen Vorbildcharakter mehr besitzen und fanden daher auch in den Gesprächen und Korrespondenzen keine Erwähnung. In den Hinterköpfen der vier Historiker blieben Mayers Absichten jedoch stets präsent. Es durfte und sollte jedoch bei den französischen Historikern und Politikern aufgrund der schmerzhaften Erinnerung an die Besatzungsjahre und der erst in Ansätzen vernarbten Wunden gar nicht erst der Verdacht aufkommen, daß die deutsche Seite ein weiteres Mal den Versuch unternahm, ein von der Politik gesteuertes wissenschaftliches Propagandainstrument in Paris zu installieren. Das Handeln dieser vier *pères fondateurs* war daher stets von dem Bestreben geprägt, sich implizit, aber ostentativ von Mayers »Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften« abzugrenzen³.

Dem Prinzip des wissenschaftlichen Austausches und der kontinuierlichen Zusammenarbeit fühlten sich auch die nach der Gründung der Forschungsstelle in die Kommission zur Erforschung der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen bzw. in den Wissenschaftlichen Beirat aufgenommenen *Stephan Skalweit* (ab 1960), *Herbert Grundmann*⁴ (ab 1960) und *Theodor Schieffer* (ab 1966) verpflichtet. Aus dieser Gründungsphase führte das Institut schließlich der am 1. Oktober 1968 zum neuen Direktor gewählte *Karl Ferdinand Werner* heraus, der dem DHIP bis 1989 seinen persönlichen und wissenschaftlichen Stempel aufdrückte. In einem von seinen Beziehungen zu ihm geprägten sehr persönlichen Rückblick würdigt Olivier Guillot dankenswerterweise seine Tätigkeit, dessen Worte die freundliche Aufnahme spiegeln, die das Deutsche Historische Institut in Paris innerhalb der französischen Historikerschaft fand.

Mit diesem Sammelband will das Deutsche Historische Institut in Paris 50 Jahre nach seiner feierlichen Eröffnung nicht alleine seinen Gründervätern Anerkennung und Respekt für ihr Handeln aussprechen, sondern zugleich einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Historiographie im 20. Jahrhundert leisten. Daß dabei ein Schwerpunkt die Beziehungen zwischen deutschen und

³ Vgl. Ulrich PFEIL, Das Deutsche Historische Institut Paris. Eine Neugründung »sur base universitaire«, in: DERS. (Hg.), *Deutsch-französische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert. Ein institutionengeschichtlicher Ansatz*, München 2007, S. 281–308; DERS., *Vorgeschichte und Gründung des Deutschen Historischen Instituts Paris. Darstellung und Dokumentation*, Ostfildern 2007.

⁴ Vgl. zu Herbert Grundmann: Christian WIELAND, *Idealisten und Materialisten in der deutschen Universitätsgeschichtsforschung*. Herbert Grundmann, Peter Classen und die Frage nach dem Nutzen der mittelalterlichen Hochschule, in: Johannes BRACHTENDORF (Hg.), *Prudentia und Contemplatio. Ethik und Metaphysik im Mittelalter. Festschrift für Georg Wieland zum 65. Geburtstag*, Paderborn 2002, S. 294–316; Anne Chr. NAGEL, »Mit dem Herzen, dem Willen und dem Verstand dabei«. Herbert Grundmann und der Nationalsozialismus, in: Hartmut LEHMANN (Hg.), *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften*, Göttingen 2004, S. 593–618.

französischen Historikern bildet, liegt bei der Geschichte des DHIP in der Natur der Sache begründet. Wir begegnen den in diesem Band behandelten Historikern somit nicht zwangsläufig als Geschichtsschreiber, sondern vor allem als Akteure in den transnationalen Beziehungen. Dies gilt in besonderem Maße für Eugen Ewig, dem hier zwei Beiträge gewidmet sind. Diese Entscheidung kann als Dank für das besondere Verhältnis zwischen dem Institut und seinem langjährigen Direktor und Beiratsvorsitzenden verstanden werden, begründet sich jedoch auch wissenschaftlich, spiegeln die Biographie und der wissenschaftliche Werdegang Eugen Ewigs doch eindrucksvoll die wechselvolle Geschichte zwischen Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert. War sein Handeln stets vom Bemühen um Verständigung geprägt, so läßt sich dieser Befund beim besten Willen nicht für die große Mehrheit der deutschen Historiker in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bestätigen. Geschichtsschreibung diente gerade in dieser Zeit vielfach als Vektor der Abgrenzung, so daß die Beziehungen zwischen den Historikern beider Länder immer auch als Seismograph für den Zustand des deutsch-französischen Verhältnisses im allgemeinen verstanden werden können.

Nachdem das DHIP im Vorfeld seines 50. Geburtstags am 28. und 29. Oktober 2005 ein erstes institutionengeschichtliches Kolloquium zu den kulturellen und wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert veranstaltet hatte⁵, schloß sich am 5. und 6. Oktober 2006 eine weitere Tagung mit dem Titel »Das Deutsche Historische Institut Paris und seine Gründungsväter. Ein personengeschichtlicher Ansatz« an, auf die dieser Sammelband zurückgeht. Ziel der verschiedenen Beiträge soll es nicht sein, die Person und das Werk der einzelnen behandelten Historiker in extenso zu beleuchten. Leser mit solchem Anspruch müssen auf die Zukunft bzw. auf Biographien vertröstet werden, die sicherlich in einigen Jahren vorliegen werden. Durch die Themenvorgaben in den verschiedenen Sektionen wird vielmehr die Absicht verfolgt, den Historiker als sozial determinierten Akteur in einem für seine Karriere entscheidenden Betätigungsfeld, dem des Wissenschaftsorganisations, zu erleben (I), mehr über die für seine wissenschaftliche Arbeit charakteristischen Methoden zu erfahren (II), die Rolle von Historikern bei der Repräsentation von Raum zu begreifen (III) und ihre Arbeit im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik in Systemumbrüchen zu verstehen (IV). Ausgangshypothese für diesen Band soll daher sein, daß Geschichtsschreibung kein selbstreferentielles System darstellt, sondern immer auch von wissenschaftsfernen Aspekten bzw. von gesellschaftlichen, lebensweltlichen und materiellen Determinanten beeinflusst wird.

⁵ Vgl. PFEIL (Hg.), Deutsch-französische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3).

Nach Rücksprache mit den Autoren haben wir uns entschlossen, diesen Band Werner Paravicini zu widmen, der 1993 die Direktion übernommen und das Institut bis zum Erreichen der Altersgrenze im Oktober 2007 mit großer Umsicht geleitet hat. Nach Martin Heinzelmann, Jürgen Voss und Hartmut Atsma stieß er 1969 als vierter aus dem Kreis der Schüler des verehrten Lehrers zu jener »Mannschaft«, mit der Karl Ferdinand Werner in den siebziger und achtziger Jahren, nach dem Umzug des Instituts das kleine *hôtel particulier* 9 rue Maspéro, bei den französischen Kollegen zu einer festen Adresse machte. Bis zu seinem Wechsel auf den Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Geschichte und historische Hilfswissenschaften an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel gehörte es zu seinen Aufgaben, die abendliche Vortragsreihe des Instituts, die sogenannten »Jeudis« zu organisieren. Schon damals war dies stets auch eine Gelegenheit zum Austausch und zur persönlichen Begegnung mit Fachkollegen, wofür man notfalls auch gern mit einem Platz auf der Treppe des Hauses vorlieb nahm, wenn der Zuspruch die räumlichen Möglichkeiten des Instituts wieder einmal überfordert hatte. Doch nicht nur der fehlende Vortragssaal, auch der personelle Ausbau des Instituts unter Karl Ferdinand Werner und das Anwachsen der Bibliothek machten einen Abschied von der vertrauten Umgebung Ende der achtziger Jahre unausweichlich.

Von Hartmut Atsma vorbereitet und von Horst Möller als neuem Direktor bei den zuständigen Ministerien in Bonn in harten Verhandlungsrunden durchgefochten, wechselte das DHIP vom vornehmen 16. in das zentral gelegene 3. Pariser Arrondissement. Der Umbau des Hôtel Duret-de-Chevy, 8 rue du Parc-Royal, zog sich über vier Jahre hin. Vor dem Ende der Arbeiten übernahm Horst Möller, der 1989 gekommen war, 1992 die Leitung des Münchner Instituts für Zeitgeschichte, und so konnte Werner Paravicini ein Jahr später, diesmal als Direktor, an seine alte Wirkungsstätte zurückkehren.

Aus der »barca«, mit der Eugen Ewig bei der feierlichen Eröffnung am 21. November 1958 die Deutsche Historische Forschungsstelle verglichen hatte, und dem »Küstenmotorschiff«, um in der maritimen Metaphorik zu bleiben, die später oft auch von Hartmut Atsma bemüht wurde, war in der Zwischenzeit ein stattlicher »Hochseedampfer« geworden. Welche Chancen, aber auch Risiken sich mit dem neuen Haus verbanden, illustrierte wohl am treffendsten ein französischer Kollege, dem am Rande der Einweihung beim erstmaligen Anblick des Hôtel Duret de Chevy spontan der Satz über die Lippen kam: »Le cuirassé allemand est entré dans les eaux tranquilles françaises«.

Der Schwierigkeit seiner neuen Aufgabe war sich Werner Paravicini sehr wohl bewußt. Das ehemals kleine Forschungsinstitut verfügte nun neben einer lichtdurchfluteten Bibliothek über einen großen Vortragssaal. Mit Vorträgen, Ateliers, Kolloquien und großen internationalen Tagungen gab er dem Haus ein neues Profil als Treffpunkt für in- und ausländische Fachkollegen. Wenn es die Umstände erforderlich erscheinen ließen, wandte sich das Institut unter

seiner Leitung hier und da auch an die Öffentlichkeit. Mit festlichen Veranstaltungen und musikalischen Darbietungen bis hin zu Dichterlesungen erschloß er dem DHIP ein neues Publikum.

Es blieb nicht aus, daß der ›Kapitän‹ in den 14 Jahren auf der ›Brücke‹ manchen Sturm zu überstehen hatte, selten mit dem Gastland, bisweilen mit Teilen der Mannschaft, vor allem aber mit den echten und vermeintlichen Vertretern des Schiffseigners in Deutschland. Doch ist es ihm in all den Jahren gelungen, den Kurs zu halten und das DHIP zu neuen Ufern zu führen. Unter seiner Leitung hat das Institut nicht nur in Frankreich, sondern vor allem auch in Belgien, den Niederlanden und der Schweiz viel Anerkennung und Zuspruch gefunden und zahlreiche neue Freunde gewonnen – weit über den Kreis der Mitglieder der gleichnamigen Gesellschaft hinaus. Eine Reihe von vielversprechenden jungen, überwiegend deutschen, aber auch einigen frankophonen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern haben dank seiner Unterstützung neue Forschungsfelder erschlossen und für sich ebenso wie für das DHIP vielfältige und keineswegs nur in wissenschaftlicher Hinsicht fruchtbare Kontakte geknüpft. Für neue Methoden und Techniken stets aufgeschlossen blieb das Institut auf dem Weg ins neue Jahrtausend nicht zurück, auch wenn sein Direktor in seinem persönlichen Habitus ebenso wie im Umgang mit Kollegen eher der Tradition des 19. Jahrhunderts verpflichtet blieb.

Werner Paravicini feiert am 25. Oktober 2007 seinen 65. Geburtstag und verläßt nach insgesamt 29 Jahren Paris, die Stadt, die ihm – noch vor seinem geliebten Kiel – zur zweiten Heimat geworden ist. Er hat seinerzeit das Erbe seines wissenschaftlichen Lehrers übernommen, um es mit Bedacht und Umsicht nicht nur zu pflegen, sondern auch zu mehren. Dafür wissen sich ihm heute nicht nur seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verpflichtet.

Paris, 25. Oktober 2007

Stefan Martens

PETER SCHÖTTLER

DEUTSCHE HISTORIKER AUF VERMINTEM TERRAIN

Einleitende Bemerkungen

Eigentlich war das Terrain der Geschichtsschreibung, und zumal der deutschen, aber natürlich auch der französischen, schon immer ›vermint‹¹. Doch in ganz besonderem Maß gilt dies für das 20. Jahrhundert, und noch einmal verstärkt für die Jahre nach 1933 und nach 1945 – jene Zeit also, in der die meisten Gründerväter, über die hier gesprochen werden soll, beruflich aktiv waren oder akademisch sozialisiert wurden. Dabei war und ist diese ›Verminung‹ – um bei der Metapher zu bleiben – eine doppelte: sie betrifft *erstens* das historisch-politische Terrain, auf dem sich die Historiker damals bewegten, und *zweitens* die spätere und gegenwärtige Rezeption ihrer Geschichtsschreibung. Beide Ebenen mögen sich auf den ersten Blick vermischen, sind aber konkret zu unterscheiden, um die verschiedenen ›Minen‹ angemessen entschärfen zu können.

Methodisch dürfte dies eigentlich nicht so schwer fallen, da wir es im Prinzip mit unterschiedlichen ›Minen‹ zu tun haben – oder sagen wir jetzt besser: Problemen. Was die deutsche Geschichtswissenschaft angeht, lassen sie sich jedenfalls unterschiedlichen Ebenen zuordnen:

- Auf der einen Seite handelt es sich um Probleme, die mit der damaligen Realgeschichte zusammenhängen, etwa dem Nationalsozialismus und der Shoah, und auch mit allen beteiligten Tätern, Mittätern, Mitläufern usw., zu denen, wie wir heute wissen, gar nicht so wenige Historiker gehört haben und die alle nach dem Krieg vor der Frage standen, ob und wie sie ihr eigenes Verhalten im »Dritten Reich« thematisieren sollten;

- und auf der anderen Seite geht es um Probleme, die sich später und bis heute aus dem *Umgang* der Historiker mit dieser nationalsozialistischen Vergangenheit ergeben haben und weiterhin ergeben.

Während die eine Ebene inzwischen historisch geworden ist, bleibt die andere weiterhin aktuell: mit allen Vor- und Nachteilen. So könnte man an diese Fragen aufgrund der großen zeitlichen Distanz eigentlich gelassen herangehen, um sie zu historisieren. Doch tatsächlich verwandeln sich fast alle zeitge-

¹ Der folgende Beitrag behält die gesprochene Vortragsfassung weitgehend bei. Der Text wurde lediglich an einigen Stellen erweitert und mit Anmerkungen versehen. Für Hinweise danke ich Mario Wimmer.

schichtlichen Sachdiskussionen noch immer – oder mehr denn je? – sehr schnell in Kontroversen oder gar polemische Konfrontationen. Meist fängt es schon bei der Sprache an, bei der Wortwahl: So als ob auch nach 60 Jahren nicht nur nichts vergessen wäre – zumindest *expressis verbis* wünscht das ja niemand –, sondern jede Positionierung in diesem Fragengeflecht noch immer politische Bedeutung hätte.

Es wird abzuwarten sein, ob Historiker über ihre eigene Disziplin in Zukunft diskutieren können, ohne sich ständig, sobald es brisant wird, entweder der Übertreibung oder der Untertreibung zu verdächtigen. Was allerdings nicht heißt, daß es solche Übertreibungen oder Untertreibungen nicht durchaus geben kann, allerdings im Sinne von sachlich zu korrigierenden Forschungsergebnissen oder Interpretationen. Jedenfalls scheint es mir wichtig, von vornherein auf diese Schwierigkeit hinzuweisen, gleichsam als methodologische Besonderheit bei dieser Art von Forschungen und Diskussionen, die man mitbedenken muß, um auf möglicherweise irritierende oder unangenehme Informationen argumentativ und nicht reflexhaft zu reagieren.

I.

Worin besteht nun das vermintе Terrain konkret? Um welche Felder geht es, wenn man sich, etwa in biographischen Studien, mit einzelnen »Gründungsvätern«, »Patenonkeln«, »Vordenkern« oder ganz schlicht: ehemaligen Direktoren des Pariser Deutschen Historischen Instituts beschäftigt?

Die erste »Mine«, die es auszuräumen oder zu neutralisieren gilt, hängt mit dem besonderen deutsch-französischen Verhältnis zusammen. Frankreich war in den Augen deutscher Historiker nicht irgendein Nachbarland, sondern, wie wir heute wissen, vor allem seit dem 19. Jahrhundert zum eigentlichen »Erbfeind« geworden, zum nationalen, politischen und auch kulturellen Gegenüber². Es repräsentierte den »Westen«, an dem sich der »deutsche Geist« nicht etwa zu orientieren, sondern abzuarbeiten hatte, den es kulturell zu überwinden, ja zu besiegen galt. Ein unbefangener Austausch mit französischen Wis-

² Vgl. Heinz-Otto SIEBURG, Die Erbfeindlegende. Historische Grundlagen der deutsch-französischen Beziehungen, in: Ruth STIEL, Gustav Adolf LEHMANN (Hg.), Antike und Universalgeschichte. Festschrift Erich Stier, Münster 1972, S. 323–345; Michael JEISMANN, Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff in Deutschland und Frankreich 1792–1918, Stuttgart 1992, S. 262–275; Peter SCHÖTTLER, Die historische »Westforschung« zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensive, in: DERS. (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945, Frankfurt a.M. 1997, S. 204–261; Frank-Rutger HAUSMANN, »Vom Strudel der Ereignisse verschlungen«. Deutsche Romanistik im »Dritten Reich«, Frankfurt a.M. 2000, S. 51–58.

senschaftlern war in diesem Kontext kaum möglich. Vortragseinladungen waren jahrzehntelang so gut wie ausgeschlossen, sogar auf internationalen Historikerkongressen blieben die Kontakte selten und frostig. Dietrich Schäfer, einer der einflußreichsten Ordinarien in Berlin, bekannte in den 1920er Jahren freimütig, daß die Geschichte für ihn keine Wissenschaft sei, die »über [die] Erleichterung der Forschungsbedingungen hinaus durch internationalen Betrieb wesentlich gefördert werden« könne³. Für alle Verständigungsbemühungen, etwa durch die Gründung des Comité international des sciences historiques (1926 in Genf), hatte er daher nur Verachtung übrig. Gewiß gab es Ausnahmen, denken wir an Hedwig Hintze – von derselben Berliner Fakultät –, die sich sowohl in ihren Schriften als auch durch Rezensionen und Übersetzungen für französische Historiker wie Alphonse Aulard, Jean Jaurès oder Albert Mathiez einsetzte; aber sie blieb isoliert, und bekanntlich verlor sie 1933 nicht nur die *Venia Legendi*, sondern darüber hinaus ihre Mitarbeiterstellung bei der »Historischen Zeitschrift« – und zwar leider durch Friedrich Meinecke persönlich⁴.

Diese geradezu omniprésente Frankreichfeindschaft – der teilweise natürlich auch ein viszerales Mißtrauen auf französischer Seite entsprach⁵, aber das eine kann das andere nicht begründen –, führte in den 1920er und 1930er Jahren in der akademischen Geschichtsschreibung zu einer ständigen Abgrenzung gegenüber französischem Denken und französischer Geschichte. Wie stark diese negative Fixierung war, läßt sich geradezu symptomatisch daran erkennen, daß allein drei der radikalsten Nazi-Historiker, Walter Frank (1905–1945), Kleo Pleyer (1898–1942) und Adolf Helbok (1883–1968), die sich ganz unbestritten in den Dienst des Regimes stellten, die Antisemiten waren und später, während des Krieges, die Politik des Völkermords rechtfertigten,

³ Dietrich SCHÄFER, *Mein Leben*, Berlin 1926, S. 163.

⁴ Vgl. Steffen KAUELKA, *Französische Geschichtswissenschaft und Geschichte in demokratischer Perspektive. Das Frankreich-Werk Hedwig Hintzes in der Weimarer Republik*, in: Tobias KAISER, Steffen KAUELKA, Matthias STEINBACH (Hg.), *Historisches Denken und gesellschaftlicher Wandel. Studien zur Geschichtswissenschaft zwischen Kaiserreich und deutscher Zweistaatlichkeit*, Berlin 1999, S. 227–252; Otto Hintze, Hedwig Hintze: »Verzage nicht und laß nicht ab zu kämpfen ...« Die Korrespondenz 1925–1940, bearb. von Brigitte OESTREICH, hg. von Robert JÜTTE u. Gerhard HIRSCHFELD, Essen 2004.

⁵ Vgl. JEISMANN, *Vaterland* (wie Anm. 2); Peter SCHÖTTLER, *Geschichtsschreibung in einer Trümmerwelt. Reaktionen französischer Historiker auf die deutsche Historiographie während und nach dem Ersten Weltkrieg*, in: DERS., Patrice VEIT, Michael WERNER (Hg.), *Plurales Deutschland – Allemagne plurielle. Festschrift für Étienne François – Mélanges Étienne François*, Göttingen 1999, S. 296–313. Als Fallstudie: Jürgen VON UNGERN-STERMBERG, *Deutsche und französische Altertumswissenschaftler vor und während des Ersten Weltkrieges*, in: Hinnerk BRUHNS, Jean-Michel DAVID, Wilfried NIPPEL (Hg.), *Die späte römische Republik – La fin de la République romaine. Un débat franco-allemand d'histoire et d'historiographie*, Rom 1997, S. 45–78.

sich in den 1930er Jahren mit umfangreichen, programmatisch angelegten Studien zur französischen Geschichte profilierten⁶.

Doch diese frankreichfeindliche Geschichtsschreibung⁷ war nur das Eine. Weit folgenreicher war – wie wir heute wissen – die Gründung eines Netzwerks, das unter dem Stichwort »Westforschung« eine koordinierte Erforschung der westlichen Grenzräume, ja ganz Westeuropas herbeiführen sollte⁸. Was zunächst im Rahmen der Rheinischen, dann der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft als staatlich subventionierter, akademischer »Abwehrkampf« gegenüber den Zumutungen des Versailler Vertrages erschien, entwickelte sich im Laufe der Jahre – gegenüber dem Westen wie analog gegenüber dem Osten – und spätestens im Herbst 1939 zu einem regelrechten »Kriegeinsatz« von Wissenschaftlern, die mit ihren Büchern und Aufsätzen, manchmal auch mit Denkschriften und Vorträgen zur Planung und Durchfüh-

⁶ Vgl. Walter FRANK, Nationalismus und Demokratie im Frankreich der Dritten Republik 1871–1918, Hamburg 1933; Kleo PLEYER, Die Landschaft im neuen Frankreich. Stammes- und Volksgruppenbewegung im Frankreich des 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1935; Adolf HELBOK, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Vergleichende Studien zur deutschen Rassen-, Kultur- und Staatsgeschichte, 2 Bde., Berlin 1936–1937.

⁷ Vgl. Helmut HEIBER, Walter Frank und sein »Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands«, Stuttgart 1966; Esther LUDWIG, Adolf Helbok (1883–1968) und die »Gleichschaltung« des Seminars für Landesgeschichte und Siedlungskunde an der Leipziger Universität (1935–1941), in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Reihe Geistes- und Sozialwissenschaften 40 (1991), S. 81–91; Willi OBERKROME, Volksgeschichte. Methodische Innovationen und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945, Göttingen 1993, S. 205–210; Karen SCHÖNWÄLDER, Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus, Frankfurt a.M., New York 1992, S. 111–117; SCHÖTTLER, Westforschung (wie Anm. 2), S. 211–231. Bekanntlich wurde Pleyer, der sich mit seinem Frankreich-Buch bei Hermann Oncken in Berlin habilitieren konnte, später auf Lehrstühle in Königsberg (als Nachfolger von Hans Rothfels) und Innsbruck berufen, wo er während des Zweiten Weltkrieges u.a. von Theodor Schieder vertreten wurde. Kurz vor seinem Tod an der Ostfront (vgl. Theodor SCHIEDER, Kleo Pleyer zum Gedächtnis, in: Jomsburg 6 [1942] 1/2, S. 137) schloß er das Manuskript zu einem Buch ab, in dem er seine Eindrücke vom West- wie vom Ostfeldzug schilderte: Kleo PLEYER, Volk im Feld, Berlin 1943. Wer heute nur den geringsten Zweifel hegt, daß es »Nazi-Historiker« gab, die – mit oder ohne Parteibuch – im Sinne des Regimes dachten und dessen systematische Mordpolitik billigten, sollte es lesen.

⁸ Vgl. SCHÖTTLER, Westforschung (wie Anm. 2); ergänzend: DERS., Die deutsche Westforschung in den 1930er Jahren zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensive, in: Tijdschrift voor Geschiedenis 118 (2005) 2, S. 158–168; OBERKROME, Volksgeschichte (wie Anm. 7), S. 151–154, 203–210, 217–219; Michael FAHLBUSCH, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die »Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften« von 1931–1945, Baden-Baden 1999, S. 350–440, 691–727; Hans DERKS, Deutsche Westforschung. Ideologie und Praxis im 20. Jahrhundert, Leipzig 2001; Burkhard DIETZ, Helmut GABEL, Ulrich TIEDAU (Hg.), Griff nach dem Westen. Die »Westforschung« der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960), 2 Bde., Münster 2003.

rung der nazistischen Expansionspolitik (z.B. bei Grenzziehungen oder Umsiedlungen) beitragen⁹.

Gewiß, man muß sehr genau unterscheiden: etwa zwischen einer nationalistisch verzerrten Perspektive, die jedoch im Rahmen akademischer Geschichtsschreibung blieb, und einem unmittelbar politischen Plädoyer für diese oder jene Maßnahme der Kriegsführung oder der Besatzungspolitik. Auch ist es natürlich ein Unterschied, ob ein Historiker an seinem Schreibtisch die Rückeroberung des Elsaß bejubelt oder ob er in Uniform an der Besatzungsherrschaft teilnimmt; oder gar, ob er in der Uniform des Sicherheitsdienstes der SS, wie wir es heute von einigen (wenigen) Historikern wissen, bei den Mordaktionen der Einsatzgruppen dabei ist. Um hier nicht im Anonymen zu bleiben, nenne ich zwei Namen: Fritz Valjavec und Hans Joachim Beyer. Der eine war Mitglied der Einsatzgruppe D und an der Ermordung der Czernowitzer Juden beteiligt, der andere war mit der Einsatzgruppe C in Lemberg und Berater der Einsatzgruppe D¹⁰. Macht man sich klar, was dies bedeutet, wird man z.B. die »Historia Mundi«, in der beide nach dem Krieg als Herausgeber bzw. Verfasser schrieben – zusammen mit anderen ehemaligen NS-Historikern und neben völlig unbelasteten Kollegen –, nur noch mit einem gewissen Schaudern zur Hand nehmen können¹¹.

Was Frankreich und den Westen angeht, hat es wohl keine vergleichbaren Fälle direkter Beteiligung gegeben. Allenfalls Franz Petri und Walter Reese waren im belgischen und nordfranzösischen Raum als Kriegsverwaltungsräte für die sogenannte »Volkstumspolitik« mitverantwortlich¹². Aber wie etwa die

⁹ Vgl. SCHÖTTLER, Geschichtsschreibung (wie Anm. 5); Winfried SCHULZE, Otto Gerhard OEXLE (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. 1999; Ingo HAAR, *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der »Volkstumskampf« im Osten*, Göttingen 2000; DERS., Michael FAHLBUSCH (Hg.), *German Scholars and Ethnic Cleansing, 1919–1945*, New York 2005.

¹⁰ Vgl. Ingo HAAR, Friedrich Valjavec: ein Historikerleben zwischen den Wiener Schiedssprüchen und der Dokumentation der Vertreibung, in: Lucia SCHERZBERG (Hg.), *Theologie und Vergangenheitsbewältigung. Eine kritische Bestandsaufnahme im interdisziplinären Vergleich*, Paderborn 2005, S. 103–119, hier S. 111f.; Andrej ANGRICK, *Besatzungspolitik und Massenmord. Die Einsatzgruppe D in der südlichen Sowjetunion 1941–1943*, Hamburg 2003, S. 726; Matthias BEER, Gerhard SEEWANN (Hg.), *Südostforschung im Schatten des Dritten Reichs. Institutionen – Inhalte – Personen*, München 2004. Zu Beyer: Karl Heinz ROTH, Heydrichs Professor. Historiographie des Volkstums und der Massenvernichtungen: Der Fall Hans Joachim Beyer, in: SCHÖTTLER, *Geschichtsschreibung* (wie Anm. 5), S. 262–342; Joachim LERCHENMÜLLER, Die »SD-mäßige« Bearbeitung der Geschichtswissenschaft, in: Michael WILDT (Hg.), *Nachrichtendienst, politische Elite, Mordeinheit. Der Sicherheitsdienst des Reichsführers SS*, Hamburg 2003, S. 160–189.

¹¹ *Historia Mundi*. Ein Handbuch der Weltgeschichte in zehn Bänden, hg. von Fritz VALJAVEC, Bern 1952–1961.

¹² Vgl. u.a. Marnix BEYEN, *Oorlog en verleden. Nationale geschiedenis in België en Nederland, 1938–1947*, Amsterdam 2002, S. 84–102. Vgl. zu Petris Biographie: Karl DITT, *Die*

Denkschrift des Reichsinnenministeriums zur deutsch-französischen Grenze vom Juni 1940 zeigt, gingen die langfristigen Planungen der Zentrale weit über die kühnsten Träume ihrer akademischen Anhänger hinaus¹³. Auch ist auffällig, daß im Gegensatz zu den vorhin erwähnten Historikern (Frank, Pleyer und Helbok), die nicht nur rassistisch, sondern antisemitisch argumentierten, von den eigentlichen »Westforschern« in dieser Hinsicht kaum etwas zu hören bzw. zu lesen war. Germanentümelei ja, nationalistische und völkische Ideologie ja, aber regelrechten Judenhaß findet man nicht – jedenfalls nach meiner Kenntnis. Das ist natürlich keine Entschuldigung, zumal das völkische Paradigma dem staatlich verordneten Antisemitismus alle Türen öffnete, statt sie zu verschließen¹⁴, aber es ist doch eine Nuance, die nicht einfach eingegeben werden sollte.

Nach 1945 wurde über all das, wie man heute weiß, geschwiegen. Geschwiegen mit einer Beharrlichkeit und in einem Ausmaß, das schon damals allen auswärtigen Besuchern ins Auge stach – oder vielmehr: das Schweigen war so laut, daß es ins Ohr drang¹⁵. Und wenn dieses Schweigen allein nicht reichte, dann wurde verharmlost, relativiert, ja sagen wir es ruhig: vertuscht¹⁶. Und ebenso wie es im großen Maßstab der deutschen Gesellschaft plötzlich keine »Nazis« mehr zu geben schien, sondern nur noch »Mitläufer«, die von einer Handvoll »Verbrecher« verführt worden waren, schien es auch in der Historikerkunft plötzlich keine linientreuen Mitdenker mehr zu geben, sondern nur noch »Oppositionelle«: Selbst Partei- und SS-Mitglieder offenbarten sich als »innere Emigranten«¹⁷. Wehe dem, der daran Zweifel äußerte, er wurde

Kulturraumforschung zwischen Wissenschaft und Politik. Das Beispiel Franz Petri (1903–1993), in: *Westfälische Forschungen* 46 (1996), S. 73–176.

¹³ Vgl. Peter SCHÖTTLER, Eine Art »Generalplan West«. Die Stuckart-Denkschrift vom 14. Juni 1940 und die Planungen für eine neue deutsch-französische Grenze im Zweiten Weltkrieg, in: *Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts* 18 (2003) 3, S. 83–131.

¹⁴ Vgl. Gereon WOLTERS, Der »Führer« und seine Denker. Zur Philosophie des »Dritten Reichs«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 47 (1999), S. 223–251.

¹⁵ Vgl. etwa Margaret BOURKE-WHITE, »Dear Fatherland. Rest Quietly«. A Report on the Collapse of Hitler's »Thousand Years«, New York 1946; Hannah ARENDT, Besuch in Deutschland [1949–1950], Berlin 1993; Stephen SPENDER, World within World (zuerst: 1951), New York 1994, S. 265. Dazu: Fritz STERN, Das feine Schweigen und seine Folgen, in: DERS., Das feine Schweigen. Historische Essays, München 1999, S. 158–173.

¹⁶ Vgl. Helmut KÖNIG, Wolfgang KUHLMANN, Klaus SCHWABE (Hg.), Vertuschte Vergangenheit. Der Fall Schwerte und die NS-Vergangenheit der deutschen Hochschulen, München 1997; Wilfried LOTH, Bernd-A. RUSINEK (Hg.), Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, Frankfurt a.M., New York 1998; Klaus AHLHEIM, Geschöntes Leben. Eine deutsche Wissenschaftskarriere, Hannover 2000; Gereon WOLTERS, Vertuschung, Anklage, Rechtfertigung. Impromptus zum Rückblick der deutschen Philosophie auf das »Dritte Reich«, Bonn 2004.

¹⁷ Das ergibt eine Durchsicht der Memoirenliteratur (Karl Alexander v. Müller, Theodor Mayer, Erich Maschke usw.). Vgl. auch Nicolas BERG, Zwischen individuellem und hi-

sofort als »Nestbeschmutzer« zurechtgewiesen¹⁸. Und ähnlich wie nach 1918 war auch nach 1945, und vor allem in den 1950er Jahren, die Berufung – oder gar Rückberufung! – solcher »Nestbeschmutzer« auf Lehrstühle und Professuren völlig undenkbar: Niemand durfte es also wagen, den negativen Konsens des Schweigens und der Schuldzurückweisung zu durchbrechen¹⁹. (Ich spreche hier natürlich nur von der Bundesrepublik; die Entwicklung in der SBZ bzw. DDR wäre ein anderes Thema.) Angesichts der Zerstörung des Landes und auch angesichts der alltäglichen Präsenz der Besatzungsarmeen entwickelte sich ein merkwürdiger Reflex der Zusammengehörigkeit – zuvor hätte man gesagt: der »Volksgemeinschaft« –, der keine kritische Aufarbeitung des Vergangenen, sondern vielmehr eine Wiederherstellung des guten Alten – minus NS-Diktatur natürlich – zur obersten Priorität erklärte²⁰.

Auch in der Geschichtswissenschaft war diese restaurative Tendenz unverkennbar. Die alten Strukturen wurden wiederhergestellt, der Historikerverband und die verschiedenen gelehrten Gesellschaften – und zwar ohne jede Restriktion in bezug auf ehemalige Nationalsozialisten²¹. Desgleichen wurde die »Histo-

storiographischem Gedächtnis: Der Nationalsozialismus in Autobiographien deutscher Historiker nach 1945, in: BIOS 13 (2000), S. 181–207. Sogar Adolf Helbok, der nach dem Krieg an seiner rassistischen Geschichtskonzeption festhielt, betonte im Nachhinein seine Opposition zur NS-Bevölkerungspolitik, die sich »mit der Umsiedlung [der Auslandsdeutschen] ein Verbrechen gegen [den] Grundsatz von Blut und Boden zuschulden kommen ließ« (Erinnerungen. Ein lebenslanges Ringen um volksnahe Geschichtsforschung, o.O., o.J. [Innsbruck 1962], S. 203). Besonderes Aufsehen erregte vor einigen Jahren der »Fall« Karl Dietrich Erdmann, der sich nach 1945 zum Widerständler stilisierte, obwohl er u.a. an einem NS-Schulbuch mitgearbeitet hatte; vgl. Martin KRÖGER, Roland THIMME, Die Geschichtsbilder des Historiker Karl Dietrich Erdmann, München 1996.

¹⁸ Vgl. STERN, Feines Schweigen (wie Anm. 15), S. 164. Als Beispiel: Franz STEINBACH, Bürger und Bauer im Zeitalter der Industrie (zuerst: 1963), in: DERS., Collectanea. Aufsätze und Abhandlungen zur Verfassungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, geschichtlichen Landeskunde und Kulturraumforschung, hg. von Franz PETRI u. Georg DROEGE, Bonn 1967, S. 867f.

¹⁹ Eine Untersuchung der Berufungspraktiken in den 1950er und 1960er Jahren wäre ein Desiderat. Vgl. für Österreich Christian FLECK, Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 7 (1996), S. 67–92.

²⁰ Vgl. allg. Norbert FREI, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996; Walter H. PEHLE, Peter SILLEM (Hg.), Wissenschaft im geteilten Deutschland. Restauration oder Neubeginn nach 1945?, Frankfurt a.M. 1992; Axel SCHILDT, Im Kern gesund? Die deutschen Hochschulen 1945, in: KÖNIG, KUHLMANN, SCHWABE (Hg.), Vertuschte Vergangenheit (wie Anm. 16), S. 223–240; Bernd WEISBROD (Hg.), Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit, Göttingen 2002.

²¹ Vgl. Winfried SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, bes. S. 159–182; Ernst SCHULIN (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), München 1989; Christoph CORNELISSEN, Historikergenerationen in Westdeutschland seit 1945. Zum Verhältnis von persönlicher und wissenschaft-

rische Zeitschrift« wieder auf den Weg gebracht, allerdings unter einem neuen Herausgeber, Ludwig Dehio, da der von den Nazis eingesetzte Karl Alexander von Müller nicht mehr tragbar war. Und dies, obwohl ihn die »Zunft« niemals ausstieß²²: So widmete ihm Theodor Schieder 1958 einen Aufsatzband²³, und noch 1964 erschien eine repräsentative Festschrift, herausgegeben von Karl Bosl²⁴. In seinem Buch über die Geschichtswissenschaft nach 1945 – das vor dem großen Umbruch von 1989 erschien – spricht Winfried Schulze zwar von einer »behutsamen Revision bei Wahrung der Fundamente der deutschen Geschichte«²⁵, doch aus heutiger Sicht kann kein Zweifel bestehen, daß es einen wirklichen Einschnitt, der auch eine rasche Öffnung gegenüber der internationalen Fachwelt ermöglicht hätte – denken wir zum Vergleich nur an die breite intellektuelle Öffnung in der DDR nach 1989 – anfangs nicht gegeben hat. Vielmehr gab es ein bewußtes, geradezu trotziges Wiederanknüpfen am Denkstil der Vor-Nazi-Zeit mit all den damit verbundenen nationalen Bornierungen. So konnte es zu keiner gründlichen Aufarbeitung des Nazismus oder gar der Shoah kommen²⁶. Auch wurden die Ursachen für die Katastrophe zunächst überall, nur nicht in der jüngsten deutschen Geschichte gesucht. Symptomatisch war die ständige Rede von den »braunen Jakobinern«: Die Ursachen und die Vorgeschichte des Nationalsozialismus wurden also ausgerechnet wieder in Frankreich und darüber hinaus in der modernen, demokratischen Massenge-

lich objektivierter Erinnerung an den Nationalsozialismus, in: DERS., Lutz KLINKHAMMER, Wolfgang SCHWENTKER (Hg.), *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*, Frankfurt a.M. 2003, S. 141–152; Heinz DUCHHARDT, Gerhard MAY (Hg.), *Geschichtswissenschaft um 1950*, Mainz 2002; Anne Chr. NAGEL, *Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970*, Göttingen 2005.

²² Vgl. Karl Ferdinand WERNER, *Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1967, S. 94f. Für Werner symbolisierte Müller, »der am längsten dem »Führer« und seinen Lehren gedient« hatte, die Fähigkeit der Nazis, nicht nur »Dumme und Primitive« zu überzeugen. Daher »helfen keine Ausflüchte, hier müssen wir beginnen, nachzudenken«.

²³ Vgl. Theodor SCHIEDER, *Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit. Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, München 1958, S. 5, 9: »... als ein Zeichen einer seit drei Jahrzehnten fortdauernden Verbundenheit«. Vgl. auch Schieders Rezension von Müller Memoiren in: *Das Historisch-Politische Buch* 1 (1953), S. 37f.

²⁴ *Land und Volk, Herrschaft und Staat in der Geschichte und Geschichtsforschung Bayerns. Karl Alexander von Müller zum 80. Geburtstag*, München 1964.

²⁵ SCHULZE, *Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 21), S. 107.

²⁶ Vgl. Konrad KWIET, *Die NS-Zeit in der westdeutschen Forschung 1945–1961*, in: SCHULIN (Hg.), *Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 21), S. 181–198; Ulrich HERBERT, *Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik Deutschland*, in: DERS., Olaf GROEHLER (Hg.), *Zweierlei Bewältigung. Vier Beiträge über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten*, Hamburg 1992, S. 7–28; Nicolas BERG, *Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung*, Göttingen 2003. Aus französischer Sicht: Édouard HUSSON, *Comprendre Hitler et la Shoah. Les historiens de la République fédérale d'Allemagne et l'identité allemande depuis 1949*, Paris 2000.

sellschaft lokalisiert²⁷. Die deutschen Historiker, auch viele derjenigen, die keine Nazis gewesen waren – wie etwa Gerhard Ritter²⁸ –, hatten sich noch immer nicht von einem autoritären, demokratieskeptischen Geschichtsbild gelöst. Daher gerieten sie sofort wieder in einen Gegensatz zu den meisten westlichen Kollegen, die das dann auch unmißverständlich artikulierten. Stellvertretend für viele möchte ich hier nur Lucien Febvre zitieren, der sofort nach dem Erscheinen des ersten Heftes der neuen »Historischen Zeitschrift« einen ausführlichen Kommentar verfaßte, in dem er seine ganze Enttäuschung über die ausgebliebene Erneuerung der deutschen Geschichtswissenschaft zum Ausdruck brachte:

Ces vieilleseries politiciennes, ces sanglants fantômes, tout ce chewing-gum pseudo-historique (et d'ailleurs pseudo-politique) remâché jusqu'à la nausée par les gladiateurs patentés de la décade 1930–1940, c'est cela que nous offrirait la nouvelle Allemagne historique? Nous voulons encore espérer que non. Espoir – ce mot parfois si désespérant²⁹.

Dabei war das nur die halbe Kontinuität, die allersichtbarste nämlich. Wovon Febvre nichts ahnte, war, daß es unterhalb und jenseits noch viel direktere Formen des Wiederanknüpfens gab. Ich denke hier erstens an die gezielten Versuche, die von den Alliierten entlassenen Hochschullehrer, z.B. ehemalige Nazi-Rektoren wie Gustav Adolf Rein, Willy Hoppe, Theodor Mayer, Harold Steinacker usw. oder ehemalige SS- und SD-Historiker wie Ernst Anrich, Günther Franz, Hans Joachim Beyer, Erich Maschke usw., wieder auf Lehrstühle zu berufen³⁰. Zu diesem Zweck wurde 1950 mit Geldern des Hamburger Mäzens Alfred Töpfer ein Verein gegründet, die Ranke-Gesellschaft, die ganz explizit zum Kampf gegen die westliche Überfremdung der deutschen Nachkriegsgesellschaft aufrief³¹. Der Verein, dem auch NS-Staatsrechtler wie

²⁷ Vgl. Gisbert BEYERHAUS, Notwendigkeit und Freiheit in der deutschen Katastrophe, in: *Historische Zeitschrift* 169 (1949), S. 73–87, sowie Gerhard RITTER, *The Historical Foundations of the Rise of National-Socialism*, in: *The Third Reich*, London 1955, S. 381–416. Dazu: Christoph CORNELISSEN, *Gerhard Ritter, Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert*, Düsseldorf 2001, S. 410, 531.

²⁸ Vgl. *ibid.*, S. 335–369.

²⁹ Lucien FEBVRE, Deux articles de l'»Historische Zeitschrift«, in: *Annales. Économies. Sociétés. Civilisations* 5 (1950), S. 278. Vgl. dazu Peter SCHÖTTLER, »Désapprendre de l'Allemagne«. Les »Annales« et l'histoire allemande, in: Hans Manfred BOCK, Reinhart MEYER-KALKUS, Michel TREBITSCH (Hg.), *Entre Locarno et Vichy. Les relations culturelles franco-allemandes dans les années trente*, Paris 1993, S. 439–461.

³⁰ Vgl. exemplarisch: Oliver SCHAEEL, Die Grenzen der akademischen Vergangenheitspolitik: Der Verband der nicht-amtierenden (amtsverdrängten) Hochschullehrer und die Göttinger Universität, in: WEISBROD (Hg.), *Akademische Vergangenheitspolitik* (wie Anm. 20), S. 53–74. Zum einerseits mythischen, andererseits unterschätzten SD-Netzwerk: Lutz HACHMEISTER, Die Rolle des SD-Personals in der Nachkriegszeit. Zur nationalsozialistischen Durchdringung der Bundesrepublik, in: WILDT (Hg.), *Nachrichtendienst* (wie Anm. 10), S. 347–369.

³¹ Leider gibt es zur Ranke-Gesellschaft bis heute keine kritische Monographie. Für Ansätze siehe: Manfred ASENDORF, *Was weiter wirkt. Die »Ranke-Gesellschaft – Vereinigung für*

Carl Schmitt sowie einige Industrielle angehörten, hielt zahlreiche Tagungen ab und veröffentlichte mehrere Buchreihen. Außerdem gründete er 1953 eine Rezensionszeitschrift, die bis heute existiert: »Das Historisch-Politische Buch«. Deren erste Jahrgänge lesen sich im nachhinein wie ein Stelldichein aller mit dem NS-Regime verbundenen Historiker. Was Frankreich angeht, war ausgerechnet Karl Epting, der ehemalige Direktor des Deutschen Instituts in Paris³², der eifrigste Mitarbeiter³³.

Doch noch eine zweite, etwas verdeckte Kontinuität ist zu erwähnen. Sie betrifft die ehemalige »Westforschung«. Das Wort selbst war nach dem Krieg natürlich tabu, verschwunden. Aber die alten Netzwerke haben sich schnell wieder zusammengefunden³⁴. Das gilt für die Ostforschung, die zunächst im Göttinger Arbeitskreis und dann im Herder-Forschungsrat einen neuen Anfang machte³⁵. Es gilt aber auch für die Westforschung, die sich jetzt in der Ar-

Geschichte im öffentlichen Leben«, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 4 (1989) 4, S. 29–61; SCHULZE, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 21), S. 203–205. Apologetisch zuletzt: Michael SALEWSKI, Die Ranke-Gesellschaft und ein halbes Jahrhundert, in: Jürgen ELWERT, Susanne KRAUSS (Hg.), Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert. Jubiläumstagung der Ranke-Gesellschaft in Essen, 2001, Stuttgart 2003, S. 124–142. Auch wenn Salewski – als ehemaliger Vorsitzender – mittlerweile zugesteht, daß »die junge Ranke-Gesellschaft braun angehaucht« war (S. 131), sieht er darin offenbar weder ein politisches noch ein moralisches, sondern lediglich ein methodisches Problem: »Die schwerwiegende Frage, wie braune Gesinnung und moderne Geschichtswissenschaft in den fünfziger und sechziger Jahren offensichtlich so problemlos zusammengingen, harrt noch einer plausiblen Erklärung. Ich denke, man muß von einer der unseren völlig verschiedenen Wahrnehmung des Nationalsozialismus ausgehen« (S. 133). Dieses auch von anderen konservativen Autoren gerne bemühte »historistische« Argument (vgl. etwa Ursula WOLF, Litteris et patriae. Das Janus-Gesicht der Historie, Stuttgart 1996) übersieht völlig, daß sich schon »in den fünfziger und sechziger Jahren« viele Historiker einer solchen Einfühlung in die »Wahrnehmung« der ehemaligen Mittäter und Mitläufer verweigerten, von den Rechtschaffenen, die bereits in den 1930er und 1940er Jahren das NS-Gewaltregime ablehnten – und natürlich von den Historikern der übrigen Welt! – ganz zu schweigen.

³² Vgl. Eckard MICHELS, Das Deutsche Institut in Paris 1940–1944. Ein Beitrag zu den deutsch-französischen Kulturbeziehungen und zur auswärtigen Kulturpolitik des Dritten Reiches, Stuttgart 1993; Frank-Rutger HAUSMANN, »Auch im Krieg schweigen die Mäusen nicht«. Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg, Göttingen 2001, S. 100–130.

³³ Außer Epting verfaßten in den ersten drei Jahrgängen (1953–1955) v.a. Günther Franz (der Schriftleiter, selbst ehemaliges SS- und SD-Mitglied), Rudolf Buchner (einst Dozent an der Adolf-Hitler-Schule in Sonthofen) und Armin Mohler (Schweizer SS-Mitglied) zahlreiche Besprechungen Frankreich-bezogener Literatur.

³⁴ Vgl. allg. SCHULZE, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 21); WEISBROD (Hg.), Akademische Vergangenheitspolitik (wie Anm. 20); Thomas ETZEMÜLLER, Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001; NAGEL, Im Schatten des Dritten Reichs (wie Anm. 21).

³⁵ Vgl. Eduard MÜHLE, Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung, Düsseldorf 2005, S. 391–459.

beitsgemeinschaft für westdeutsche Landes- und Volksforschung unter Federführung des Bonner Instituts für die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande neu organisierte³⁶. Wie in den 1930er Jahren kamen hier – erneut mit finanzieller Unterstützung der Regierung – Historiker, Geographen und Volkskundler zusammen, um auf kleinen Tagungen über historische Raum- und Volksforschung zu diskutieren. Sicher mit weniger politischen Ambitionen oder gar Illusionen als vor dem Krieg. Doch immerhin, der Kreis war, wie die Teilnehmerlisten dokumentieren, im wesentlichen derselbe³⁷, von Franz Steinbach und Franz Petri über Friedrich Metz und Hektor Ammann bis hin zum Paul Wentzcke, der während des Krieges im Auftrag des Reichssicherheitshauptamtes die »Publikationsstelle West«³⁸ aufgebaut hatte. Fast scheint es also – das wäre meine Hypothese –, als ob noch in den 1950er und frühen 1960er Jahren derselbe Kreis von Historikern zumindest für die mittelalterliche Geschichte gleichsam »wetterbestimmend« war.

II.

Nun möchte ich das Terrain wechseln und wenigstens kurz auf einige Probleme eingehen, die sich bis heute aus der Aufarbeitung dieser – hier natürlich nur schematisch angedeuteten – Vergangenheit ergeben haben. Zwar hat diese Aufarbeitung durchaus schon in den späten 1950er Jahren und dann verstärkt in den 1960er Jahren eingesetzt, aber stets mit zeittypischen Beschränkungen. So wurde etwa, als Helmut Heiber seine voluminöse Studie über Walter Frank vorlegte³⁹, am Münchner Institut für Zeitgeschichte ganz ernsthaft erwogen, ob man nicht lieber auf ein Namensregister verzichten sollte, damit das Buch nicht geradewegs als »Nachschlagewerk« für das Fehlverhalten von Historikern im Dritten Reich benutzt (und damit quasi mißbraucht) würde⁴⁰. Auch Karl Ferdinand Werner sah sich in seinem kleinen, aber bahnbrechenden Buch von 1967, »Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft«, gezwungen, einige Vorgänge zu anonymisieren, um die Kollegenschaft nicht

³⁶ Das Wirken dieser Arbeitsgemeinschaft ist bislang noch kaum untersucht. Hinweise bei FAHLBUSCH, Wissenschaft (wie Anm. 8), S. 783–86.

³⁷ Mein Eindruck beruht auf der Durchsicht einiger Protokoll-Manuskripte, z.B.: Grundfragen der Landes- und Volksforschung am Mittelrhein und in den benachbarten Gebieten (Speyer, April 1952); Beiträge zur Städteforschung am südlichen Oberrhein und dessen Nachbargebieten (Breisach, April 1957).

³⁸ Vgl. FAHLBUSCH, Wissenschaft (wie Anm. 8), S. 696–698.

³⁹ Vgl. Anm. 7.

⁴⁰ Vgl. BERG, Holocaust (wie Anm. 26), S. 359–363.

allzu sehr zu schockieren⁴¹. Denn die Historikerzunft lebte noch immer mit der Lebenslüge – heute darf man sie wohl so nennen –, daß es eigentlich nur ganz wenige, oder wie Hans Rothfels sagte, nur »eine Handvoll« Nazihistoriker gegeben habe – Rothfels sprach von »wildgewordenen Studienräten oder Außenseitern« –, während die große Mehrheit der Zunft sich quasi »neutral« verhalten habe⁴². Noch Anfang der 1980er Jahren versicherte Werner Conze rückblickend: »Eine Auseinandersetzung mit der NS-Geschichtswissenschaft hielt ich [scil. nach dem Krieg] für unnötig, da die wenigen NS-Historiker damals durch Tod oder Amtsverlust aus der Öffentlichkeit ausschieden«⁴³. Heute wissen wir, daß der Kreis der betroffenen Historiker weit größer war. Auch Conze selbst hat sich – wenn auch weniger fanatisch als ein Walter Frank – in den Dienst des NS-Regimes gestellt. Deshalb wurde er sowohl von Franks »Reichsinstitut« als auch von der Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft jahrelang mit Stipendien gefördert⁴⁴. Am Ende wurde dann nicht nur sein wissenschaftliches Talent, sondern auch seine ideologische Nähe bzw. Übereinstimmung mit einer Professur an der von der SS kontrollierten Reichsuniversität Posen⁴⁵ belohnt⁴⁶.

⁴¹ Vgl. WERNER, NS-Geschichtsbild (wie Anm. 22), S. 50f. Später hat Werner das Thema mehrfach wieder aufgegriffen und dabei seine Thesen ausdrücklich verschärft. Er sprach nun von einem »Desaster in der deutschen Historiographiegeschichte [...], über dessen methodische und geistige Ursachen die Fachgenossen noch nicht genug nachgedacht haben« und zwar »schon allein darum, weil sie den bedrückenden Befund vielfach gar nicht erst wahrgenommen haben, der gerade auch manche bedeutenden Forscher dieser Jahre betrifft, und eben nicht allein die marginalen Kaum-Historiker, die sich offen zur Partei bekannten«; DERS., Machtstaat und nationale Dynamik in den Konzeptionen der deutschen Historiographie 1933–1940, in: Franz KNIPPING, Klaus Jürgen MÜLLER (Hg.), Machtbewußtsein in Deutschland am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, Paderborn 1984, S. 327–361, hier S. 356.

⁴² Hans ROTHFELS, Die Geschichtswissenschaft in den dreißiger Jahren, in: Andreas FLITNER (Hg.), Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus. Eine Vortragsreihe der Universität Tübingen, Tübingen 1965, S. 99, 104.

⁴³ Werner CONZE, Der Weg zur Sozialgeschichte nach 1945, in: Christoph SCHNEIDER (Hg.), Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Beispiele, Kritik, Vorschläge, Weinheim 1983, S. 73. Vgl. auch DERS., Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945. Bedingungen und Ergebnisse, in: Historische Zeitschrift 225 (1977), S. 11f.

⁴⁴ Vgl. zu Conzes Biographie vorläufig ETZEMÜLLER, Sozialgeschichte (wie Anm. 34), der jedoch seinerzeit davon ausgehen mußte, daß es keinen persönlichen Nachlaß des Historikers mehr gebe. Mittlerweile hat Jan Eike Dunkhase diesen Nachlaß erschlossen und bereitet eine weitere Biographie vor.

⁴⁵ Vgl. Jan M. PISKORSKI, Die Reichsuniversität Posen (1941–1945), in: Hartmut LEHMANN, Otto Gerhard OEXLE (Hg.), Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften, Bd. 1: Fächer, Milieus, Karrieren, Göttingen 2000, S. 241–271; Christian BAECHLER, François IGRSHEIM, Pierre RACINE (Hg.), Les Reichsuniversitäten de Strasbourg et de Poznan et les résistances universitaires 1941–1944, Strasbourg 2005.

⁴⁶ Für neuere Versuche, Conzes frühe Schriften im Blick auf ihre Nähe oder Ferne zum Nationalsozialismus zu lesen, vgl. ETZEMÜLLER, Sozialgeschichte (wie Anm. 34), sowie Werner LAUSECKER, »Bevölkerung«, »Innovation«, Geschichtswissenschaften, in: Rai-

Diese Art des Unter-den-Teppich-Kehrens unangenehmer Erinnerungen war spätestens in den 1990er Jahren vorbei. Bahnbrechend war dabei das Buch von Michael Burleigh »Germany turns Eastwards«, das 1988 erschien, aber zunächst kaum Resonanz fand und bezeichnenderweise nie ins Deutsche übersetzt wurde⁴⁷. In der Tat hat Burleigh, der ursprünglich Mediävist war und über den Deutschen Ritterorden gearbeitet hatte⁴⁸, als erster die »Ostforschung« mit den bis dahin kaum bekannten Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften und »Publikationsstellen« *aus den Akten* rekonstruiert. Vorher gab es darüber nur eine ungedruckte DDR-Dissertation von Rudi Goguel und ein paar Aufsätze desselben Verfassers⁴⁹. Burleigh rekonstruierte vor allem die hinter- und untergründige Politik von Albert Brackmann und Hermann Aubin sowie die von ihnen dirigierten Netzwerke. Das war insofern neu und folgenreich, weil nur mit Hilfe solcher Forschungen die bis dahin dominante ideologiekritische Perspektive überwunden werden konnte⁵⁰. Allerdings findet man sie noch in dem vielzitierten Buch von Willi Oberkrome, »Volksgeschichte«, das fast ganz ohne Archivalien gearbeitet ist und sich wohl deshalb allzusehr auf die Frage nach den ideologischen Kontinuitäten zwischen »Volksgeschichte« und »Sozialgeschichte« und die Thematik der »Innovation« konzentriert⁵¹.

Mit der direkten Erforschung der Forschungsgemeinschaften und anderer Netzwerke, von denen bislang in der Bundesrepublik nie die Rede gewesen

ner MACKENSEN, Jürgen REULECKE (Hg.), Das Konstrukt »Bevölkerung« vor, im und nach dem »Dritten Reich«, Wiesbaden 2005, S. 201–235.

⁴⁷ Siehe die ablehnende Besprechung in der FAZ vom 22.9.1989 durch Heinrich Maetzel. Ich selbst bin auf das Buch bei der Vorbereitung zur Neuauflage von Lucien Febvres Rhein-Buch gestoßen und habe es damals für Pierre Bourdieus Zeitschrift »Liber« besprochen: Nazisme et »Ostforschung«, Beilage zu Le Monde vom 9.6.1990.

⁴⁸ Vgl. Michael BURLEIGH, Prussian Society and the German Order: An Aristocratic Corporation in Crisis c. 1410–1466, Cambridge 1984.

⁴⁹ Vgl. Rudi GOGUEL, Über die Mitwirkung deutscher Wissenschaftler am Okkupationsregime in Polen im Zweiten Weltkrieg, untersucht an drei Institutionen der deutschen Ostforschung, ungedr. Diss. phil., Humboldt-Universität Berlin, 1964. Zur westdeutschen Wahrnehmung siehe Christoph KLESSMANN, DDR-Historiker und »imperialistische Ostforschung«. Ein Kapitel deutsch-deutscher Wissenschaftsgeschichte im Kalten Krieg, in: Deutschland Archiv 35 (2002) 1, S. 13–31.

⁵⁰ Vgl. etwa Hartmut LEHMANN, James VAN HORN MELTON (Hg.), Paths of Continuity. Central European Historiography from the 1930s to the 1950s, Cambridge 1994. Nahezu alle Beiträge dieses Bandes sind ohne Archivforschungen entstanden; trotz teilweise subtiler Textanalysen sind sie daher heute gegenüber späteren Veröffentlichungen über denselben Personenkreis (Brunner, Schieder, Conze usw.) fast völlig obsolet.

⁵¹ OBERKROME, Volksgeschichte (wie Anm. 7). Vgl. zur Debatte über die methodischen Innovationen der NS-Volksgeschichte: Peter SCHÖTTLER, Die intellektuelle Rheingrenze. Wie lassen sich die französischen »Annales« und die NS-»Volksgeschichte« vergleichen?, in: Christoph CONRAD, Sebastian CONRAD (Hg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen, 2002, S. 271–295.

war⁵², kam es zu einem grundlegenden Perspektivenwechsel. Dieser führte bald zu einigen brisanten historiographischen Entdeckungen – wie etwa der Beteiligung Theodor Schieders an den Umsiedlungsplänen in Polen⁵³ –, die wiederum von einigen Medien – aber wir leben in einer Mediengesellschaft – einem breiten Publikum als »Sensation« präsentiert wurden. Während auf dem Leipziger Historikertag von 1994 noch relativ ungestört über diese Thematik diskutiert werden konnte⁵⁴, wurde daraus vier Jahre später in Frankfurt ein regelrechtes »Event« mit breiter, auch internationaler Resonanz⁵⁵.

Die Folgen sind bekannt⁵⁶. Auch die sich daraus gelegentlich ergebenden »effets pervers«, um Raymond Boudon zu zitieren⁵⁷, also die ungewollten publizistischen und akademischen Nebeneffekte, die mit solchen Kontroversen und Polemiken häufig verbunden sind. Das sollte uns aber nicht weiter interessieren. Wichtig ist, daß nach dem Frankfurter Höhepunkt eine Art Ernüchterung einsetzte und niemand mehr bezweifelte, daß eine offensive Aufarbeitung und Historisierung notwendig sei⁵⁸.

In diesem Kontext sind in den letzten Jahren eine ganze Reihe von materialgesättigten Studien erschienen (Dissertationen, Habilitationen, Sammelbän-

⁵² Das gilt übrigens auch für die Vorgeschichte des Pariser Deutschen Historischen Instituts, denn auch der Aufsatz von Conrad Grau, der zum ersten Mal den gescheiterten Gründungsversuch während des Zweiten Weltkriegs rekonstruierte, erschien erst 1992: Conrad GRAU, Planungen für ein deutsches historisches Institut in Paris während des zweiten Weltkrieges, in: *Francia* 20/3 (1992), S. 109–128.

⁵³ Angelika EBBINGHAUS, Karl Heinz ROTH, Vorläufer des »Generalplan Ost«. Eine Dokumentation über Theodor Schieders Polendenschrift vom 7. Oktober 1939, in: 1999. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 7 (1992), S. 62–94.

⁵⁴ Vgl. 40. Versammlung deutscher Historiker in Leipzig. 28. September bis 1. Oktober 1994, Leipzig 1995, S. 166–176, sowie die Beiträge in: SCHÖTTLER (Hg.), *Geschichtsschreibung* (wie Anm. 5).

⁵⁵ Vgl. Intentionen – Wirklichkeiten. 42. Deutscher Historikertag in Frankfurt am Main 8. bis 11. September 1998. *Berichtsband* [...], München 1999, S. 209–214, sowie die Beiträge in: SCHULZE, OEXLE (Hg.), *Deutsche Historiker* (wie Anm. 9). Vgl. zur internationalen Resonanz Wulf KANSTEINER, *Mandarins in the Public Sphere. »Vergangenheitsbewältigung« and the Paradigm of Social History in the Federal Republic of Germany*, in: *German Politics and Society* 17 (1999), S. 84–120; Chris LORENZ, *Border Crossings. Some Reflections on the Role of German Historians in Recent Public Debates on Nazi History*, in: Dan MICHMAN (Hg.), *Remembering the Holocaust in Germany, 1945–2000. German strategies and Jewish responses*, New York 2002, S. 59–93; HUSSON, *Comprendre Hitler* (wie Anm. 26), S. 269–290.

⁵⁶ Manche Veränderungen erfolgten allerdings eher unauffällig: So verzichtet seit dem Jahr 2002 das Münchner Historische Kolleg darauf, seine feierlichen Jahresvorträge als »Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesungen« zu bezeichnen.

⁵⁷ Raymond BOUDON, *Effet pervers et ordre social*, Paris 1977.

⁵⁸ In diesem Sinne: Rüdiger HOHLS, Konrad JARAUSCH (Hg.), *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus*, Stuttgart 2000. Kritisch dazu mein Versuch einer Zwischenbilanz der neueren Forschungsentwicklung: Peter SCHÖTTLER, *Versäumte Fragen – aber welche? Die deutsche Historikerzunft und ihre dunkle Vergangenheit*, in: KAISER, KAUELKA, STEINBACH (Hg.), *Historisches Denken* (wie Anm. 4), S. 125–147.

de usw.), die alle – wenn auch mit unterschiedlichen Akzentuierungen, methodischen Zugriffen und wissenschaftspolitischen Konklusionen – zur schrittweisen ›Räumung‹ jenes Minenfeldes »Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus«, bzw. »nach der Befreiung vom Nationalsozialismus«, beitragen. Ich kann und brauche sie hier nicht im einzelnen vorzustellen. Einige Autoren sind in diesem Sammelband vertreten, und die einschlägigen Veröffentlichungen finden sich in den verschiedenen Beiträgen zitiert. Statt dessen möchte ich abschließend auf ein methodisches Problem aufmerksam machen, das sich unweigerlich stellt, sobald man sich nicht bloß um die Rekonstruktion von Strukturen und Netzwerken, sondern – wie im Tagungsprogramm formuliert – mit Personen beschäftigt.

Die Aufarbeitung der NS-Diktatur erfolgte in den 1950er und 1960er Jahren bekanntlich zuerst mit politik- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen⁵⁹. Nicolas Berg hat nun kürzlich gefragt, ob sich hinter dieser Suche nach quasi anonymen Strukturen – bis auf Hitler und die Parteispitze natürlich, aber die waren fast alle tot – nicht vielleicht eine zu große Rücksicht auf die vielen Abertausend Täter und Mittäter verborgen habe, die nach wie vor in Deutschland lebten⁶⁰. Die Frage als solche muß natürlich erlaubt sein; ob Berg sie fair beantwortet hat, ist freilich eine andere. Mit dem Perspektivenwechsel der 1990er Jahre ist nun – abgesehen und jenseits aller Institutionen- und Netzwerkanalysen – ein weiteres Problem aufgekommen: Wie gehen wir mit den Einzelbiographien namentlich bekannter Mittäter, Mitläufer usw. um, also von später oft verdienstvollen Historikern, die sich im jungen Mannesalter und außerdem in einer nationalistisch bzw. nazistisch geprägten Umwelt für Hitler und seine Bewegung begeisterten und manchmal bis zum bitteren Ende – trotz aller Informationen, die ihnen zugänglich waren (mehr als den durchschnittlichen Deutschen) – an ihren Illusionen festhielten?⁶¹ Besteht nicht die Gefahr, und sowohl auf dem Frankfurter Historikertag als auch gegenüber einigen neueren Studien ist dieser Vorwurf immer wieder erhoben worden, daß man heute, in der gesicherten Position des Nachgeborenen, anachronistisch und moralisierend beurteilt?⁶² Statt sich in die Situation der Betroffenen hineinzu-

⁵⁹ Vgl. Anm. 26.

⁶⁰ BERG, Holocaust (wie Anm. 26).

⁶¹ Vgl. zu diesen methodischen Problemen Rudolf JAWORSKI, Hans-Christian PETERSEN, Biographische Aspekte der »Ostforschung«. Überlegungen zu Forschungsstand und Methodik, in: BIOS 15 (2002), S. 47–62, sowie die neueren Biographien von CORNELISSEN, Gerhard Ritter (wie Anm. 27); MÜHLE, Hermann Aubin (wie Anm. 35); Jan ECKEL, Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert, Göttingen 2005.

⁶² Schon einige Jahre früher hatte der Mediävist Hartmut Bookmann vor einem »posthumen Antifaschismus« gewarnt (DERS., Der Historiker Hermann Heimpel, Göttingen 1990, S. 16). Möglicherweise sorgte er deshalb dafür, daß der Nachlaß seines Lehrers Heimpel – heute im Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin – bis zum Jahr 2018 gesperrt wurde.

versetzen und in dubio, wie bei einem Strafprozeß, für die Angeklagten zu plädieren?

Genau dieses Dilemma ist aber zu vermeiden, und es läßt sich wohl auch bis zu einem gewissen Grad auflösen, wenn man ein wenig darüber nachdenkt. Historiker sind keine nachgeborenen ›Richter‹.⁶³ Sie sind aber auch keine ›Pflichtverteidiger‹. Und zumal, wenn es um ihre eigene Zunft, ihre eigenen Landsleute, ihre eigenen Väter oder Doktorväter geht, sollten sie sich zuallererst bewußt machen, daß sie womöglich befangen sind. Was dies angesichts von Diktatur und Shoah bedeutet, muß man sich immer wieder vor Augen führen. Weder der Hinweis auf einen Wandel der Wertmaßstäbe (*veritas filia temporis*)⁶⁴ noch die alte Bauernlogik »Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß« helfen da weiter. Wohl deshalb findet diese sehr ›deutsche‹ Debatte unter ausländischen Kollegen so wenig Verständnis. Heute also »Mitleid mit den Doktorvätern« zu fordern, wie etwa Claus Leggewie⁶⁵, kann nur heißen, über die allgemeine Fairneß hinaus, die wir als Historiker *allen* unseren Forschungsobjekten schulden, ein geradezu *privates* Verhältnis in die Wissenschaft einzubringen, das genau genommen zu einer noch viel radikaleren Haltung führen müßte, nämlich gänzlich zu schweigen.

So weit wollen und brauchen wir wohl nicht zu gehen. Aber wenn wir »personengeschichtlich« diskutieren, sollten wir uns des Problems bewußt sein, daß persönliche Nähe für Historiker sowohl ein Vorteil als auch ein Nachteil sein kann⁶⁶. Ebenso wie das Miterleben von historischen Ereignissen – im großen wie im kleinen Maßstab – ein Mehr an Erfahrung bedeuten kann, aber auch einen verengten Horizont: Siehe Fabrice del Dongo auf dem Schlachtfeld von Waterloo. Vor allem aber muß jede persönliche Erinnerung, soll sie von Historikern ernstgenommen werden, sich jenen Fragen stellen, die Johannes Fried kürzlich in seiner großangelegten historischen Memorik unter dem Titel »Der Schleier der Erinnerung« formuliert hat. Möge mir zum Schluß daraus ein Zitat erlaubt sein, gleichsam als allgemeines und auch etwas ironisches *caveat*: »Erinnerungszeugnisse«, so heißt es dort, »fordern [...] eine systemati-

⁶³ Vgl. Marc BLOCH, Apologie der Geschichtswissenschaft oder Der Beruf des Historikers [geschrieben: 1941–1943], hg. von Peter SCHÖTTLER, Stuttgart 2002, S. 155–160; Norbert FREI, Dirk VAN LAAK, Michael STOLLEIS (Hg.), Geschichte vor Gericht. Historiker, Richter und die Suche nach Gerechtigkeit, München 2000.

⁶⁴ Dazu grundlegend: Günther PATZIG, Veritas filia temporis? Ein Vorschlag zur Differenzierung, in: Die Zukunft des Wissens. XVIII. Deutscher Kongreß für Philosophie, hg. von Jürgen MITTELSTRASS, Berlin 2000, S. 60–73.

⁶⁵ Claus LEGGEWIE, Mitleid mit den Doktorvätern oder: Wissenschaftsgeschichte in Biographien, in: Merkur 53 (1999), S. 433–444.

⁶⁶ Vgl. dazu die lehrreiche Diskussion über das Verhalten eines Schriftstellers im Dritten Reich: Frank-Rutger HAUSMANN, Auf bösem Weg. John Knittel, ein Schweizer Dichterefreund Hitlerdeutschlands, FAZ, 20.9.2003; Notker HAMMERSTEIN, John Knittel und der Nationalsozialismus. Schwierigkeiten der Urteilsfindung: Eine Antwort auf Frank-Rutger Hausmann, FAZ, 5.8.2006.

sche Suche nach Spuren nie ausbleibender Gedächtnisverformung. Was nicht als zutreffend nachgewiesen werden kann, taugt zu keiner Beweisführung und eine Hypothesenbildung ohne Gedächtniskritik gleicht nur einer logisch unzulässigen *petitio principii*. Jede Erinnerungszeugnisse verwertende Hypothese verlangt nach angemessener Prüfung und muß umgehend gegen weitere mögliche und gleichermaßen geprüfte Hypothesen abgewogen werden. [...] Das beliebte Argument, man sei ja dabeigewesen, schützt nicht vor den Manipulationen des Hirns«⁶⁷. In diesem Sinne wünsche ich uns recht viele nicht manipulierende, sondern produktive Hypothesen.

⁶⁷ Johannes FRIED, *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*, München 2004, S. 375.

I. HISTORIKER
ALS WISSENSCHAFTSORGANISATOREN



Paul Kehr

STEFAN WEISS

PAUL KEHR

Delegierte Großforschung: Die »Papsturkunden in Frankreich«
und die Vorgeschichte des Deutschen Historischen Instituts in Paris

*Mögen unsere Kräfte nicht versagen
und unsere Mittel nicht versiegen!*

Paul Kehr

Es mag überraschen, daß auch Paul Kehr (1860–1944) zu den Gründungsvätern des Deutschen Historischen Instituts in Paris zu zählen ist. Als Initiator des Göttinger Papsturkundenwerks, als langjähriger Leiter des Deutschen Historischen Instituts in Rom und auch als Präsident der Monumenta Germaniae Historica ist er weithin bekannt¹, jedoch, zu Frankreich und zur französischen Geschichte weist er auf den ersten Blick keinen Bezug auf. Schlüsselt man seine Publikationen nach Ländern auf, so betreffen sie die italienische, die deutsche und die spanische Geschichte, nicht jedoch die französische². Indes, wie so oft täuscht auch hier der erste Eindruck. Wie wohl kaum ein anderer wußte gerade Paul Kehr, daß die Päpste ihr hohes Amt keineswegs immer persönlich ausgeübt haben, daß sie sich häufig von ihren Gesandten, den päpstlichen Legaten, vertreten ließen. In analoger Weise hat auch Kehr seine Arbeit organisiert, indem er seine Mitarbeiter und Assistenten aussandte, um die nötigen Forschungen durchzuführen. Dies hatte seinen Hintergrund teils in der Arbeitsweise der zeitgenössischen Mediävistik und Urkundenforschung, teils auch in den zeitgenössischen Archiv- und Bibliotheksverhältnissen; sie seien daher vorab skizziert:

¹ Kehr war darüber hinaus Direktor der Preußischen Staatsarchive, Direktor des Kaiser Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte, Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Vorsitzender ihrer Romanischen Kommission u.a. Die Literatur über Kehr findet sich in Stefan WEISS, Paul Kehr-Bibliographie, in: Quellen und Forschungen aus Italienischen Archiven und Bibliotheken 72 (1992), S. 374–437; ergänzter Neudruck in: Paul KEHR, Ausgewählte Schriften, hg. von Rudolf HIESTAND, 2 Teilbände, Göttingen 2005, Teilband 2, S. 1331–1397 (bis 2002).

² Vgl. WEISS, Bibliographie, passim. Lediglich französische Fachliteratur hat Kehr gelegentlich rezensiert, in erster Linie solche, die grundwissenschaftliche Themen betrifft. Vgl. etwa seine Besprechung von Arthur GIRY, Manuel de diplomatique, Paris 1894, in: Göttingische Gelehrte Anzeigen 161 (1899), S. 204–210.

Paul Kehr hatte seine Ausbildung zum Urkundenforscher als Assistent von Theodor Sickel erhalten³; dieser war Leiter der Diplomata (Urkunden)-Abteilung der Monumenta⁴. Für diese gab Sickel seinerzeit die Urkunden der ottonischen Könige und Kaiser heraus⁵; mit seiner Edition hat er zugleich die Urkundenforschung auf eine neue Basis gestellt⁶. Stark vereinfacht hat er erkannt, daß es nicht ausreicht, eine Urkunde für sich allein zu betrachten, daß man vielmehr, schon allein um ihre Echtheit oder Unechtheit zu erkennen, speziell ihre Überlieferung untersuchen muß. Wo, wie, in welchem Archivfonds, im Zusammenhang mit welchen anderen Urkunden ist sie erhalten? Ist sie im Original, als zeitgenössische Kopie, als Abschrift in einem Kopialbuch oder vielleicht nur in späteren Drucken überliefert? Aber damit ist es bei weitem nicht getan: Eine Urkunde muß nicht nur im Kontext der jeweiligen Empfängergruppe untersucht werden, sie muß auch mit den anderen Urkunden des gleichen Herrschers für andere Empfänger verglichen werden. Das gilt zunächst für die Originale – hier ist der Schriftvergleich das zentrale Arbeitsinstrument –, dann aber auch für die kopia! überlieferten Stücke; hier bedient man sich des Diktatvergleichs, d.h. man vergleicht den Stil und die typischen Formeln. Gerade Kehr hat mit Recht hervorgehoben, daß mit den Methoden der Diplomatik ein Maß an Exaktheit gewonnen werden kann, wie sonst nirgendwo in der Geschichtswissenschaft⁷. Daraus ergibt sich freilich, daß einer befriedigenden Urkundenedition außerordentlich eingehende Archivstudien vorangehen müssen. Zum einen mußte jeder einzelne Fonds, in dem Urkunden des jeweiligen Herrschers erhalten sind, erfaßt und untersucht werden; zum anderen mußten die Urkunden des jeweiligen Herrschers genauestens kopiert oder später auch fotografiert werden, um untereinander verglichen zu werden. Dementsprechend mußte die Arbeit organisiert werden⁸. Sickel hatte teils von

³ Vgl. Kehrs eigene Ausführungen in seiner Autobiographie: *Italienische Erinnerungen*, Wien 1940; ND in: KEHR, *Ausgewählte Schriften* (wie Anm. 1), S. 1303–1327.

⁴ Vgl. über Sickel Harry BRESSLAU, *Geschichte der Monumenta Germaniae Historica*, Hannover 1921, S. 400ff. und passim; Alphons LHOTSKY, *Geschichte des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 1854–1954*, Graz, Köln, 1954, S. 45ff.

⁵ Vgl. Theodor SICKEL, *Programm und Instruction der Diplomata-Abtheilung*, in: *Neues Archiv* 1 (1876), S. 427–498.

⁶ Einen Einblick in die damalige Praxis der Urkundenforschung bietet Leo SANTIFALLER, *Urkundenforschung. Methoden, Ziele, Ergebnisse*, Weimar 1937, gekürzter ND: Darmstadt 1967. Vgl. zur Würdigung der Rolle Sickels in der Diplomatik zuletzt Carlrichard BRÜHL, *Die Entwicklung der diplomatischen Methode im Zusammenhang mit dem Erkennen von Fälschungen*, in: *Fälschungen im Mittelalter*, Teil 3: *Diplomatische Fälschungen*, Hannover 1988, S. 12–27; auch in: DERS., *Aus Mittelalter und Diplomatik*, Bd. 3, Hildesheim 1997, S. 209–225, hier S. 221ff.

⁷ Vgl. Paul KEHR, *Vier Kapitel aus der Geschichte Kaiser Heinrichs III.* (Abh. der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse 1930/33), Berlin 1931, hier S. 3f.; ND in: KEHR, *Ausgewählte Schriften* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1196–1255, hier S. 1197f.

⁸ Sickel selbst beschreibt seine Arbeitsweise in DERS., *Programm* (wie Anm. 5). Vgl. auch DERS., *Römische Erinnerungen*, hg. von Leo SANTIFALLER, Wien 1947, passim.

Wien, teils von Rom aus selbst Archivreisen durchgeführt, andere von seinen Assistenten unternehmen lassen. Dabei wurden alle Überlieferungen der ottonischen Urkunden gesammelt und in der beschriebenen Weise untersucht.

Dies ist aber nur der erste Schritt. Weiterhin müssen die Urkunden auch untereinander verglichen werden, um durch den Schriftvergleich die Schreiber der einzelnen Urkunden, also die Mitarbeiter der mittelalterlichen Reichskanzlei, identifizieren zu können. Das ist ein technisches Problem, das damals keineswegs einfach zu lösen war. Idealerweise hätte man alle Originale an einem Ort versammeln müssen, um sie miteinander vergleichen zu können, was aber aus naheliegenden Gründen nicht möglich war. Einen Ausweg bot die Photographie, also die Sammlung von Fotos der diversen Urkunden an einer zentralen Stelle⁹. Jedoch war Photographieren im späten 19. Jahrhundert noch ein höchst aufwendiges und teures Verfahren, das nur in engen Grenzen genutzt werden konnte. Immerhin hat auch hier Sickel durch seine »Kaiserurkunden in Abbildungen« Pionierarbeit geleistet¹⁰; dementsprechend hatte auch Kehr ursprünglich ein großes Faksimilewerk geplant, das die Edition der Papsturkunden begleiten sollte.

Die bei Sickel erlernten Methoden wollte Kehr, nachdem der selbst 1895 Professor in Göttingen geworden war, nun seinerseits an einem größeren Gegenstand erproben. 1896 schlug er der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen – der späteren Akademie – ein neues umfassendes Forschungsunternehmen vor, das dann als »Göttinger Papsturkundenwerk« bekannt geworden ist¹¹. Kehr plante, die älteren Papsturkunden, d.h. die vor 1198 ausgestellten, in einer kritischen Edition nach dem Muster von Sickels Ausgabe der Kaiserurkunden zu publizieren¹².

So sehr aber Kehrs Plan auf den ersten Blick Sickels Konzept ähnelt, bei näherem Hinsehen sind die Unterschiede beträchtlich: Sickel hatte sich auf die

⁹ In abgewandelter Form ist daraus dann das »Lichtbildarchiv der älteren deutschen Originalurkunden« in Marburg geworden. Vgl. allgemein Peter RÜCK (Hg.), *Fotografische Sammlungen mittelalterlicher Urkunden in Europa: Geschichte, Umfang, Aufbau und Verzeichnungsmethoden der wichtigsten Urkundenfotosammlungen mit Beiträgen zur EDV-Erfassung von Urkunden und Fotodokumenten*, Sigmaringen 1989.

¹⁰ Heinrich VON SYBEL, Theodor VON SICKEL (Hg.), *Kaiserurkunden in Abbildungen*. 11 Lieferungen und Textband, Berlin 1880–1891.

¹¹ Paul KEHR, Über den Plan einer kritischen Ausgabe der Papsturkunden bis Innozenz III., in: *Nachrichten von der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Geschäftliche Mitteilungen* (1896), S. 72–86; ND in KEHR, *Ausgewählte Schriften* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 3–17 (danach zitiert).

¹² 1198 setzen die erhaltenen Registerbände im vatikanischen Archiv ein, in welche die päpstlichen Schreiber einen Teil der ausgestellten Urkunden zu kopieren pflegten. Für den Zeitraum ab 1198 haben wir somit in Rom eine zwar unvollständige, aber doch dichte Ausstellerüberlieferung. Für die Zeit davor sind wir jedoch fast völlig auf Empfängerüberlieferung angewiesen, d.h. die päpstlichen Urkunden sind auf zahlreiche Archive und Bibliotheken verstreut.

fünf ottonischen Könige und Kaiser¹³, also rund ein Jahrhundert beschränkt. Kehrs Projekt umfaßt dagegen die gesamte Papstgeschichte vom dritten Jahrhundert bis zu Coelestin III., also rund ein Jahrtausend. Ein weiterer Unterschied: Die Überlieferung der Kaiserurkunden ist weitgehend auf das Territorium des alten Reichs und Norditaliens beschränkt; die der Papsturkunden erstreckt sich jedoch über ganz Europa. Und schließlich die Masse des Materials: Ungeachtet aller Quellenverluste beträgt die Zahl der Papsturkunden ein Vielfaches der Kaiserurkunden; das entsprechende Regestenwerk von Jaffé-Loewenfeld¹⁴, von dem Kehr seinerzeit ausging, verzeichnet für den genannten Zeitraum rund 18 000 Papsturkunden¹⁵. Selbst wenn man in Betracht zieht, daß dem ursprünglichen Plan zufolge Briefsammlungen, Registerfragmente und Dekretalen von der Edition hätten ausgenommen werden sollen¹⁶, so wären auch dann weit über 10 000 Stücke zu edieren gewesen.

Ich wage mir kaum auszumalen, was geschähe, wenn man heute ein entsprechendes Projekt etwa der DFG unterbreiten würde. Daß das Vorhaben illusorisch war, ist den Sachkennern auch damals klar gewesen¹⁷; warum – so fragt man sich – hat Kehr es trotzdem vorgeschlagen und die Göttinger Akademie es gebilligt und gefördert?

Die Antwort auf diese Frage fällt eher hypothetisch aus, ich will es gleichwohl versuchen. Was zunächst die erwähnten Sachkenner betrifft, so waren diese damals dünn gesät; selbst unter Historikern galt Diplomatie vielfach als eine esoterische Geheimwissenschaft, die lediglich Sickel und seine Schüler beherrschten. Insofern dürften die zeitgenössischen Gutachter der Göttinger Gesellschaft nur teilweise überschaut haben, worauf sie sich einließen.

Was Kehrs eigene Motive betrifft, so ist in Betracht zu ziehen, daß er in jungen Jahren so etwas wie das *enfant terrible* des Faches gewesen ist. Er hatte es verstanden, beste Kontakte zu den im Wissenschaftsbetrieb einflußreichen Personen, insbesondere zu dem Geheimrat Friedrich Althoff, herzustellen, zu vielen seiner Kollegen dagegen war sein Verhältnis sehr gespannt. Mit Sickel war er zeitweise völlig zerfallen¹⁸; Ernst Dümmler, damals Leiter der Monumenta, ist von ihm attackiert worden¹⁹, und auch mit Harry Bresslau,

¹³ Von Konrad I. bis zu Otto III. In den beiden Bänden werden insgesamt 1320 Urkunden ediert.

¹⁴ Philipp JAFFÉ, *Regesta Pontificum Romanorum*, hg. von Ferdinand KALTENBRUNNER, Paul EWALD und Samuel LOEWENFELD, 2 Bde., Leipzig ²1885–1888.

¹⁵ Diese Zahl ist, wie wir mittlerweile dank Kehrs Forschungen wissen, um rund 5000 zu niedrig.

¹⁶ KEHR, Über den Plan (wie Anm. 11), S. 7ff.

¹⁷ Vgl. Harry BRESSLAU, Jahresberichte der Geschichtswissenschaft 14 (für 1896, erschienen 1898), IV, S. 133.

¹⁸ Vgl. Michèle SCHUBERT, Meister-Schüler. Theodor von Sickel und Paul Fridolin Kehr (nach ihrem Briefwechsel), in: Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 106 (1998), S. 149–168.

¹⁹ Vgl. WEISS, Bibliographie (wie Anm. 1), Nr. 47, 83.

dem neben Sickel profiliertesten deutschen Urkundenforscher, hat er diverse Fehden ausgetragen²⁰. Anscheinend hatte Kehr gehofft, als Nachfolger Sickels selbst Leiter der Diplomata-Abteilung der MGH zu werden²¹; diese Erwartung erfüllte sich jedoch nicht; es waren vielmehr Engelbert Mühlbacher und Harry Bresslau, die nach Sickels Rücktritt die Edition der Kaiserurkunden weiterführten²². Gekränkte Eitelkeit, der Wunsch ein vergleichbares, aber noch größeres Unternehmen in die Wege zu leiten, die Monumenta zu übertreffen und zugleich ihre Unzulänglichkeiten aufzudecken²³; dies dürften, abgesehen von den rein innerwissenschaftlichen Gründen, Kehrs Motive gewesen sein. Das Papsturkundenwerk ist in seinen Anfängen eine Gegenmonumenta gewesen²⁴ und blieb es solange, bis schließlich im Jahre 1919 Kehr selbst Leiter der Monumenta, er gleichsam vom Saulus zum Paulus wurde.

Ähnliche Motive scheinen auch an der Göttinger Universität und Akademie wirksam gewesen zu sein. Im 18. und noch im frühen 19. Jahrhundert war Göttingen die angesehenste Universität Deutschlands gewesen; die Göttinger Historische Schule unter August Schlözer, Arnold Heeren und Johann Christoph Gatterer sowohl in der Historischen Forschung als auch in der Urkundenlehre führend²⁵. Seither aber hatten Berlin und die Ranke-Schule Göttingen überflügelt; 1866 war gar das Königreich Hannover von Preußen erobert und annektiert worden. Göttingen, bis dahin einzige Universität des Königreichs, sah sich auf den Status einer preußischen Provinzuniversität degradiert. Unter diesen Umständen hätte die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften sich eigentlich auflösen bzw. bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften um Aufnahme und Unterschlupf nachsuchen müssen. Das aber hat sie nicht getan; sie versuchte vielmehr neben und gegen Berlin neues Profil zu gewinnen. Hier kam ihr Kehrs Projekt gerade recht; es versprach Göttingen zu ei-

²⁰ Vgl. *ibid.*, Nr. 70, 74, 83.

²¹ Dies bekennt er selbst in der Vorrede zu Harry BRESSLAU und Paul KEHR, *Die Urkunden Heinrichs III.* (MGH DD V), Berlin 1930, S. VIII: »Und ich gestehe jetzt, daß ich in jüngeren Jahren nur zu gerne gerade eine solche Aufgabe (einen Diplomata-Band in den MGH herauszugeben) übernommen hätte und oft dem Schicksal gegrollt habe, daß mir dies wie so manches andere versagt geblieben ist«.

²² Vgl. generell BRESSLAU, *Geschichte* (wie Anm. 4), S. 686ff.

²³ Auf die zahlreichen »Seitenhiebe« Kehrs gegen die Monumenta macht Rudolf HIESTAND aufmerksam: Vorwort, in: KEHR, *Ausgewählte Schriften* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. V–XVIII, hier S. XIII.

²⁴ Auch früher schon hatte es Konkurrenzunternehmen zu den MGH gegeben. Vor allem Philipp JAFFÉS *Bibliotheca rerum Germanicarum* (6 Bde., Berlin 1864–1873) ist hier zu nennen. Vgl. BRESSLAU, *Geschichte* (wie Anm. 4), S. 462ff.; Horst FUHRMANN, unter Mitarbeit von Markus WESCHE, »Sind eben alles Menschen gewesen«. Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter, München 1996, S. 109ff.

²⁵ Eduard FUETER, *Geschichte der neueren Historiographie*, München, Berlin ³1936, S. 372ff., 385ff.

nem ähnlichen, vielleicht noch renommierteren Zentrum historischer Forschung als Berlin zu machen²⁶.

Schließlich hat wohl auch ein schwer faßbares Moment eine Rolle gespielt: der Zeitgeist. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war die Wirtschaftskrise, die »Große Depression«, endlich überwunden, erlebte Deutschland ein Wirtschaftswachstum wie kaum je zuvor oder danach. Johannes Haller, auf den ich noch zu sprechen kommen werde, rühmt in seinen Memoiren »den rührigen Arbeitseifer, den man überall am Werke sah [...]. Zumal die jüngere Generation trug neben rastlosem Fleiß eine Zuversicht zur Schau, die selbst auf den zur Skepsis neigenden Beobachter ansteckend wirkte [...]. Ich kann mir nicht denken, daß jemals früher im Volk der Zweifel an seiner Zukunft weniger Boden gefunden hätte«²⁷. In dieser Stimmung des allgemeinen Optimismus mochte selbst das Unmögliche erreichbar scheinen, zumal gerade im Bereich der Geschichtswissenschaft damals ein Projekt ähnlichen Umfangs kurz vor der Vollendung stand, an dessen Gelingen zu Beginn ebenfalls kaum jemand geglaubt hatte: das von Theodor Mommsen herausgegebene *Corpus Inscriptionum Latinarum*²⁸.

Sowohl die Erwartungen Kehrs als auch die der Akademie haben sich nur teilweise erfüllt. Zwar hat Kehr es an Fleiß nicht fehlen lassen, indes das Projekt ging bei weitem über seine Kräfte. Schon die ersten Archivreisen nach Italien, zu denen er unverzüglich aufbrach, ergaben, daß die erwähnten Regesten von Jaffé-Loewenfeld höchst unvollständig waren, in fast jedem Archiv neue Stücke in großer Zahl zum Vorschein kamen.

Ich will hier nicht die Veränderungen des Projekts im einzelnen verfolgen, dazu sei auf die Arbeiten von Rudolf Hiestand verwiesen²⁹; ich fasse lediglich das für unsere Fragestellung Wesentliche zusammen. An die Stelle der Edition traten zwei separate Publikationsreihen. Das waren zunächst Reiseberichte, in denen über die durchforschten Archive und Bibliotheken berichtet, die dort

²⁶ Kehr selbst betonte, sein Papsturkundenwerk solle zum »dauernden Ruhm« der Göttinger Gesellschaft beitragen; Rudolf HIESTAND, *Die Italia pontificia*, in: Reinhard ELZE, Arnold ESCH (Hg.), *Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988*, Tübingen 1990, S. 167–189, hier S. 169.

²⁷ Johannes HALLER, *Lebenserinnerungen. Gesehenes – Gehörtes – Gedachtes* (aus dem Nachlaß hg. von Reinhard WITTRAM), Stuttgart 1960, S. 227. Das Manuskript ist von Wittram erheblich gekürzt worden; ich danke Christian Kleinert und Harald Müller, die mir den Text des fehlenden Teils freundlichst zur Verfügung gestellt haben.

²⁸ Diese Parallele zieht Kehr selbst: *Nachträge zu den Papsturkunden Italiens IV*, in: *Nachrichten von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Klasse* (1910), S. 229–288, hier S. 230. Vgl. zum *Corpus* Stefan REBENICH, Theodor Mommsen, Darmstadt 2002, S. 80ff.

²⁹ Vgl. zuletzt sein Vorwort in: KEHR, *Ausgewählte Schriften* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. V–XVIII (mit weiterer Literatur); DERS., *Die unvollendete Italia pontificia*, in: *ibid.*, S. 47–57; DERS., *100 Jahre Papsturkundenwerk*, in: DERS. (Hg.), *100 Jahre Papsturkundenforschung*, Göttingen 2003, S. 11–44; DERS., *Die Italia pontificia* (wie Anm. 26).

liegenden Urkundenfonds beschrieben und in denen zudem jeweils im Anhang die neugefundenen Stücke in vorläufigen Editionen publiziert wurden. Solche Reiseberichte waren an sich nichts Neues; wenn man etwa die alten Jahrgänge der Zeitschrift der Monumenta durchblättert, wird man solche in jedem Band finden. Während aber diese in der Regel eine begrenzte Zielsetzung verfolgten, etwa die Urkunden für einen bestimmten Kaiser zusammenzubringen, haben Kehrs Berichte das Bestreben, alle älteren Fonds zu beschreiben und neben allen älteren Papst- auch die Kaiserurkunden und Reichssachen zu verzeichnen³⁰.

Auf diesen Vorarbeiten baute die zweite Publikationsreihe auf. Die alten Kloster- und Kathedralarchive, welche uns die meisten älteren Urkunden erhalten haben, sind vielfach gar nicht geschlossen erhalten; sie sind infolge der diversen Säkularisationen und politischen Umbrüche oftmals zerrissen und auf verschiedene moderne Archive zerstreut. Diese alten Fonds wenigstens idealiter zu rekonstruieren, war das Ziel, welches Kehr mit der zweiten Reihe verfolgte, den *Regesta Pontificum Romanorum*. Sie trägt den gleichen Titel wie das vorangegangene Regestenwerk Jaffés und seiner Bearbeiter, verfolgt jedoch ein radikal anderes Konzept. Das neue Regestenwerk ist nicht einfach ein Verzeichnis von Urkunden, vielmehr bietet es – um mit Kehr selbst zu sprechen – eine »urkundliche Quellenkunde auf breitester Grundlage«³¹. Es ist nach einzelnen Ländern gegliedert, also Italia, Germania und neuerdings Gallia Pontificia; innerhalb der Länder ist sie wieder nach Diözesen geordnet, werden in Form von Regesten für jedes einzelne Bistum, Kloster oder sonstige geistliche Institutionen alle Papsturkunden, Deperdita und sonstige Quellen über Kontakte mit dem Papsttum verzeichnet, ergänzt durch einen historischen Überblick und vor allem eine Archiv- und Bibliotheksgeschichte.

Anders als die Reiseberichte, die auf Deutsch in einer im Ausland schwer zugänglichen Zeitschrift erschienen sind, hat Kehr die Regesten in Form von

³⁰ Zwei Vorgänger Kehrs seien immerhin erwähnt. Ludwig Bethmann hatte bereits versucht, alle für die deutsche Geschichte einschlägigen Handschriften Italiens zu erfassen. Vgl. Ludwig BETHMANN, Nachrichten über die von ihm für die Monumenta Germaniae Historica benutzten Sammlungen von Handschriften und Urkunden Italiens, in: Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 12 (1858–1874), S. 201–426 und 474–758. Über Bethmann und die Entstehung seines Reiseberichts vgl. BRESSLAU, Geschichte (wie Anm. 4), S. 319ff. Weiterhin hatte Julius von Pflugk-Harttung im Zusammenhang mit der Neubearbeitung von Jaffés Regestenwerk bereits versucht, wenigstens die italienischen Papsturkunden vollständig zu erfassen – allerdings mit unzureichendem Erfolg. Vgl. Julius von PFLUGK-HARTTUNG, Iter Italicum, Stuttgart 1883. Vgl. über Pflugk-Harttung Stefan WEISS in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 20, Berlin 2001, S. 358–359. Kehr selbst hebt beide Vorarbeiten in seiner Selbstanzeige zum ersten Band der Italia pontificia hervor: Göttingische Gelehrte Anzeigen 168 (1906), S. 593–610; auch in: KEHR, Ausgewählte Schriften (wie Anm. 1), 1. Teilband (danach zitiert), S. 18–35, hier S. 19 und 21.

³¹ KEHR, Selbstanzeige (wie Anm. 30), S. 22.

einzelnen Büchern publiziert, und zwar vollständig in lateinischer Sprache, so daß auch die nichtdeutschen Gelehrten sie leicht nutzen konnten³².

Kehr hatte die Archivreisen nach Italien zunächst in den Semesterferien von Göttingen aus unternommen. Indes, und hier komme ich auf die getäuschten Göttinger Erwartungen zu sprechen, es zeigte sich immer mehr, daß Kehr nur wenig Interesse an seinem akademischen Lehramt hatte. Der an Wien und Rom gewöhnte Weltmann konnte sich mit der kleinstädtischen Göttinger Atmosphäre nicht recht anfreunden; er klagte über die Langeweile in »der alten Bruchbude«, womit er die ehrwürdige Göttinger Universität meinte. Er ließ sich so oft wie möglich beurlauben, um seinen Forschungen länger nachgehen zu können. Vollends seit er 1903 die Leitung des Preußischen Historischen Instituts in Rom übernommen hatte, war er für die Göttinger, wie er selbstironisch schrieb, nur noch *professor in partibus infidelium*³³. Rom und das Institut wurden nun das eigentliche Zentrum von Kehrs Papsturkundenwerk, jedenfalls soweit Italien betroffen war. Zudem wurden die alten Institutsprojekte intensiviert oder neu aufgenommen, wie auch durch neue ergänzt. Vor allem aber wurde eine Zusammenarbeit mit der italienischen Forschung eingeleitet, wie sie seither kaum mehr erreicht worden ist, etwa durch die gemeinsame Herausgabe der *Regesta Chartarum Italiae* durch das Istituto Storico Italiano und Römische Institut. Geradezu paradigmatisch wird dies an Kehrs engstem Mitarbeiter deutlich, an Luigi Schiaparelli. Als Kehrs Assistent eignete er sich die nötige Archivpraxis an, die ihn später befähigte, die italienischen Königsurkunden der späten Karolingerzeit in musterhaften Editionen herauszugeben und einer der angesehensten Historiker Italiens zu werden. Um immerhin einen Eindruck von solchen Archivreisen zu geben, sei ein Zitat von Kehr angeführt:

Mit einem Fleiße und einer Hingebung ohnegleichen griff Schiaparelli die Arbeit an; wir lebten zusammen wie die Asketen, arbeiteten ohne Pause von morgens bis abends in den Archiven und bildeten im Zusammenarbeiten und in der Ausnutzung der Arbeitsgelegenheiten ein System aus, wie es so sicherlich nicht wieder erreicht worden ist; um keine Zeit zu verlieren, reisten wir des Nachts und aßen bloß des Abends. Einer spornte den anderen an; ein Arbeitstag von 12 Stunden war die Norm, und mehr als 3 Lire pro Tag – tutto compreso – gab unser Etat nicht her. Und bald hatten wir uns zu Virtuosen in der Archivarbeit eingespielt; mit erstaunlicher Schnelligkeit begriff der junge Italiener die Methode und Arbeitspraxis des Älteren, und er wurde in kurzer Zeit ein Muster von Genauigkeit, Präzision und Gründlichkeit³⁴.

³² »Es wäre kindischer Chauvinismus, wollten die paar deutschen Gelehrten, die dieses Werk vielleicht aufschlagen werden, verlangen, daß es um ihretwillen und weil der Autor zufällig ein deutscher Professor ist, deutsch hätte geschrieben werden müssen«. So KEHR in der Selbstanzeige des ersten Bandes der *Italia Pontificia* (wie Anm. 30), S. 30.

³³ *Ibid.*, S. 18.

³⁴ Paul KEHR, Rezension zu Luigi Schiaparelli (Hg.), *I diplomi di Ugo e di Lotario...* in: *Deutsche Literaturzeitung* (1925), S. 16–20; auch in KEHR, *Ausgewählte Schriften* (wie Anm. 1), Bd. 1 (danach zitiert), S. 661–663, hier S. 662. Vgl. auch Arnold ESCH, *Auf Ar-*

So sehr das römische Institut im Zentrum von Kehrs Wirken stand, ein Institutprojekt ist das Papsturkundenwerk nie gewesen. Zwar hat Kehr die Mitarbeiter mitunter für die Arbeit eingespannt, mitunter auch weiterführende Studien in der Institutszeitschrift, den »Quellen und Forschungen«, veröffentlicht, die Reiseberichte erschienen jedoch weiterhin in den »Nachrichten der Göttinger Gesellschaft« und auch die Reisen der Mitarbeiter scheinen separat, also nicht aus den Mitteln des Instituts, finanziert worden zu sein³⁵.

Kehr bearbeitete also die italienischen Papsturkunden selbst, für die deutschen hatte er seinen Schüler Albert Brackmann gewonnen. Aber auch an Frankreich hatte Kehr gedacht. Bereits in seinem ursprünglichen Plan hatte er auf eine »Liga der an derselben Aufgabe arbeitenden italienischer, französischer und deutscher Gelehrter« gehofft³⁶, welche das Projekt zum Erfolg führen sollte.

Bevor ich dies weiter ausführe, seien die Beziehungen der französischen und deutschen Historiker in dieser Zeit, d.h. vor dem Ersten Weltkrieg, skizziert. Es ist seit langem unbestritten, daß die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte starke Impulse von den sich herausbildenden Nationalstaaten empfangen hat, und zwar in Frankreich wie in Deutschland³⁷. In beiden Ländern sah man in den mittelalterlichen Reichen die eigene Nationalgeschichte verkörpert, beurteilte die mittelalterlichen Monarchen danach, ob und inwieweit sie die nationale Staatswerdung gefördert oder behindert hatten. Allerdings gibt es einen Unterschied: Frankreich war im Mittelalter erheblich kleiner als dann im 19. Jahrhundert gewesen, während umgekehrt das Bismarckreich an Umfang weit hinter dem mittelalterlichen Imperium zurückblieb. Da man in der Forschungspraxis Geschichte im wesentlichen als Geschichte von Staaten auffaßte, mußte der deutsche Mittelalterhistoriker notwendigerweise grenzüberschreitend vorgehen, während der französische ganz im Gegenteil sich auf das eigene Land beschränken konnte. Zudem war speziell in Deutschland die Tradition Rankes wirksam, der sich nie auf die deutsche Geschichte beschränkt, der als wesentlichen Gegenstand der Forschung vielmehr die Geschichte der germanisch-romanischen Völker bestimmt hatte. Infolgedessen

chivreise. Die deutschen Mediävisten und Italien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aus Italien-Briefen von Mitarbeitern der Monumenta Germaniae Historica vor der Gründung des Historischen Instituts in Rom, in: Arnold ESCH, Jens PETERSEN (Hg.), Deutsches Ottoceno. Die deutsche Wahrnehmung Italiens im Risorgimento, Tübingen 2000, S. 187–235, hier S. 219ff.

³⁵ Vgl. HIESTAND, Italia (wie Anm. 26), S. 172ff.

³⁶ KEHR, Über den Plan (wie Anm. 11), S. 5. Es mag merkwürdig scheinen, daß hier an eine Mitarbeit englischer und spanischer Forscher nicht gedacht wird, indes hatten beide Länder noch keine eigene Urkundenforschung entwickelt.

³⁷ Vgl. etwa Jürgen VOSS, Das Mittelalter im historischen Denken Frankreichs. Untersuchungen zur Geschichte des Mittelalterbegriffs und der Mittelalterbewertung von der zweiten Hälfte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, München 1972, passim.

war die deutsche Mediävistik und die deutsche historische Forschung überhaupt vor dem Ersten Weltkrieg so international wie keine andere³⁸, ist vor allem die italienische Geschichte kaum weniger intensiv als die deutsche erforscht worden. In ähnlichem, wenn auch geringerem Maße gilt das auch für Frankreich. Als seinerzeit der Freiherr vom Stein die Monumenta Germaniae Historica gründete, war eine seiner ersten Maßnahmen, Abschreiber zu finden, welche in Paris in der Bibliothèque royale (der späteren Nationalbibliothek) mittelalterliche Manuskripte zur deutschen Geschichte kopieren sollten³⁹. Und auch später finden wir in der Zeitschrift der Monumenta immer wieder Reiseberichte zu französischen Archiven und Bibliotheken. Gleichwohl war das Terrain hier schwieriger als in Italien. Während Deutschland und Italien in dem Dreibund verbündet waren, stand zwischen Frankreich und Deutschland die erzwungene Abtretung Elsaß-Lothringens, die eine dauerhafte Versöhnung beider Staaten behinderte. Dennoch sind nach dem Krieg von 1870/71 die wissenschaftlichen Beziehungen schnell wieder in Gang gekommen und waren bis zum Ersten Weltkrieg ohne Probleme⁴⁰. Einen Eindruck bieten hier etwa die Memoiren von Viktor Klemperer, der 1913 als junger Romanist für seine Habilitationsschrift Studien in Paris und Bordeaux anstellte und überall

³⁸ Diese Behauptung hat in der Diskussion für einiges Aufsehen gesorgt. Ich kenne nun leider keinen Versuch, sie empirisch nachzuweisen. Indizien freilich bestätigen sie durchaus. Man studiere etwa einmal die von Joseph JASTROW herausgegebenen »Jahresberichte der Geschichtswissenschaft« 1881–1916, welche die gesamte Weltgeschichte in Form einer *bibliographie raisonnée* erfaßten. Auch Unternehmungen wie die Heeren-Uckertsche Staatengeschichte, der sich im Ausland kaum etwas Vergleichbares zur Seite stellen läßt, belegen meine These. Noch 1930 schrieb kein Geringerer als Marc Bloch an seinen Doktoranden Robert Boutruche: »Wie kann man in unserem Beruf [...] arbeiten, ohne Deutsch zu lesen?« Zit. nach Peter SCHÖTTLER, Marc Bloch und Deutschland, in: DERS. (Hg.), Marc Bloch. Historiker und Widerstandskämpfer, Frankfurt a. M. 1999, S. 33–71, hier S. 46. Gerade Kehr hatte bei der Propagierung seines Papsturkundenwerks dessen internationalen Charakter gebührend herausgestellt: »welcher Nationalität auch immer der mittelalterliche Historiker angehöre, seine Aufgabe ist, im stillen Bündnis mit den Fachgenossen jenseits der Alpen und der Vogesen an seinem Theil die Sammlung und Kritik der Überlieferung zu fördern, die nicht das Sondereigenthum einer Nation ist, sondern der gemeinsame Besitz der germanisch-romanischen Welt, auf deren Einheit einst das Mittelalter beruhte«. Zit. nach KEHR, Über den Plan (wie Anm. 11), S. 5; vgl. jetzt auch: Rudolf SCHIEFFER, Weltgeltung und nationale Verführung. Die deutschsprachige Mediävistik vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis 1918, in: Peter MORAW, DERS. (Hg.), Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert, Sigmaringen 2005, S. 39–61, der zu ähnlichen Ergebnissen kommt. Leider konnte ich diesen Band nicht mehr vollständig einarbeiten.

³⁹ FUHRMANN, Menschen (wie Anm. 24), S. 15.

⁴⁰ Vgl. allgemein Karl Dietrich ERDMANN, Die Ökumene der Historiker. Geschichte der internationalen Historikerkongresse und des Comité international des Sciences Historiques, Göttingen 1987.

freundliche und hilfsbereite Aufnahme fand⁴¹. Das Bewußtsein, daß Wissenschaft etwas inter- und übernationales ist, war im langen 19. Jahrhundert in Frankreich wie in Deutschland lebendig.

Gleichwohl blieb ein latenter Konflikt zwischen der nationalen Einstellung des Bürgers und der internationalen des Gelehrten. Ein französisches Zeugnis sei beispielhaft angeführt: Der noch zu erwähnende Mediävist Maurice Prou schrieb 1908 in einem Privatbrief an seinen belgischen Kollegen Henri Pirenne: »Wir können persönlich und wissenschaftlich gute Beziehungen mit den Deutschen haben, aber Franzosen und Deutsche bleiben Feinde. Weder die einen noch die anderen rüsten ab«⁴².

Auch in der Urkundenforschung war es nicht anders. Da etwa ein Fünftel des heutigen Frankreich im Mittelalter zum Imperium gehörte, sind nicht wenige deutsche Herrscherurkunden in französischen Archiven erhalten; diese waren deutschen Forschern ohne Probleme zugänglich. Auch bei der Papsturkundenforschung sah es nicht anders aus. Für die 1888 abgeschlossene Neubearbeitung von Jaffés Regestenwerk hatten französische Forscher viele Hinweise beigetragen⁴³; insbesondere Léopold Delisle, der große Paläograph und Direktor der französischen Nationalbibliothek⁴⁴, hat Regesten über zahlreiche ungedruckte Stücke beige-steuert, die teilweise heute noch nicht publiziert sind.

Was Kehr brauchte, war offensichtlich: einen ausgewiesenen Forscher, der, analog zu Kehrs Arbeiten in Italien, die Forschungen in Frankreich übernahm. Einen solchen hatte Kehr in Italien kennengelernt, den schon erwähnten Johannes Haller (1865–1947)⁴⁵. Der aus dem Baltikum stammende Haller war von 1892 bis 1897 als Assistent am römischen Institut beschäftigt gewesen; dort war er an den Arbeiten für das Repertorium Germanicum beteiligt gewesen. Es handelte sich um den ersten – mißlungenen – Band⁴⁶, dessen Erschei-

⁴¹ Viktor KLEMPERER, *Curriculum vitae: Erinnerungen 1881–1918*, hg. von Walter NOWOSKI, 2 Bde., Berlin 1996, Bd. 2, S. 48ff.

⁴² Zit. nach ERDMANN, *Ökumene* (wie Anm. 40), S. 71. Vgl. auch einen bezeichnenden Vorfall bei KLEMPERER, *Curriculum* (wie Anm. 41), Bd. 1, S. 335f.

⁴³ Vgl. die *praefatio* zur zweiten Auflage (wie Anm. 14), S. XII. An weiteren französischen Forschern, die Regesten beisteuerten, werden Ulysses Robert, der Graf Riant und Ulysses Chevalier genannt, alles hervorragende Gelehrte dieser Zeit.

⁴⁴ Delisle war auch selbst aus Urkundenforscher hervorgetreten. Seine Abhandlung über die Urkunden Innozenz' III. ist die erste Spezialdiplomatik eines Papstes: Léopold DELISLE, *Mémoire sur les actes d'Innocent III.*, in: *Bibliothèque de l'École des chartes* 19 (1858), S. 1–73. Vgl. über Delisles Bedeutung für die Diplomatik Reginald POOLE, *Lectures on the history of the papal chancery down to the time of Innocent III.*, Cambridge 1915, S. VII.

⁴⁵ Hallers Publikationen verzeichnet Fritz ERNST, Johannes Haller. 16. Okt. 1865 bis 24. Dez. 1947, Stuttgart 1949.

⁴⁶ *Repertorium Germanicum: Pontificat Eugens IV. (1431–1447)*, unter Mitwirkung von Johannes HALLER, Joseph KAUFMANN und Jean LULVÈS bearb. von Robert ARNOLD, Berlin 1897. Vgl. Kehrs Rezension in: *Historische Zeitschrift* 86 (1901), S. 132–137. Vgl. allgemein Dieter BROSIUS, *Das Repertorium Germanicum*, in: *Das Deutsche Historische Institut* (wie Anm. 26), S. 123–165, bes. S. 131ff.

nen dann zu einer grundsätzlichen Revision des Repertorios Anlaß gab. Von dieser Arbeit, die er selbst in seinen Erinnerungen als höchst frustrierend beschreibt⁴⁷, hatte Haller sich losgerissen, hatte sich 1897 in Basel habilitiert, war dann aber in Ermangelung einer besseren Position 1901 wieder ans Institut nach Rom zurückgekehrt. Dort hatte er Kehrs Bekanntschaft gemacht, beide hatten sich angefreundet und in der Diskussion um die richtige Organisation und Leitung des Preußischen Instituts hatte Haller immer wieder Kehr mit Informationen versorgt, in der Hoffnung mit Kehr endlich einen hochkarätigen und fähigen Direktor in Rom installiert zu sehen. Dies ist seit langem bekannt; aus dem Briefwechsel Kehrs mit Haller ergibt sich zudem⁴⁸, daß Kehr eben Johannes Haller als Bearbeiter der *Gallia Pontificia* vorgesehen und daß dieser dem Plan durchaus mit Interesse gegenübergestanden hat. Haller konnte in vieler Hinsicht als Idealbesetzung für diese Aufgabe erscheinen. Er teilte Kehrs Leidenschaft für die Papstgeschichte: er hat später noch im hohen Alter eine fünfbändige und bis heute unübertroffene Geschichte des Papsttums verfaßt⁴⁹. Er war als Quellen- und Urkundeneditor ausgewiesen⁵⁰, und er hatte darüber hinaus das, was Kehr fehlte, nämlich großes Interesse für die französische Geschichte und auch Erfahrung in französischen Archiven⁵¹. Neben seiner großen Edition der Baseler Konzilsakten⁵², ist hier vor allem sein bahnbrechendes Werk »Papsttum und Kirchenreform« zu nennen. Es behandelt die Vorgeschichte des Baseler Konzils (1436) und betrifft im wesentlichen die französische Geschichte⁵³. In der Einleitung empfiehlt er sein Buch all denen

⁴⁷ HALLER, Erinnerungen (wie Anm. 27), S. 126ff.

⁴⁸ Ich habe ihn im Nachlaß Friedrich Bocks eingesehen, der für eine geplante Kehr-Biographie systematisch Kehrs Briefwechsel gesammelt und kopiert hat. Der Nachlaß befindet sich im Archiv der MGH in München. Auf ihn machte mich Arno Menzel-Reuters aufmerksam, dem ich herzlich danke. Vgl. Ulrich PFEIL, Vorgeschichte und Gründung des Deutschen Historischen Instituts Paris. Darstellung und Dokumentation, Ostfildern 2007. Erwähnt bei Heribert MÜLLER, Der bewunderte Erbfeind. Johannes Haller, Frankreich und das französische Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 252 (1991), S. 265–317, hier S. 275.

⁴⁹ Johannes HALLER, Das Papsttum, Idee und Wirklichkeit, 4 Bde., Stuttgart 1936–45, 2. Aufl. in 5 Bden., hg. von Heinrich DANNENBAUER, Stuttgart und Basel 1950–1953.

⁵⁰ Neben seiner Mitarbeit am Repertorium Germanicum hat er einen Band des Baseler Urkundenbuchs herausgegeben: Urkundenbuch der Stadt Basel, Bd. 7, 1301–1522, hg. von Johannes HALLER, Basel 1899.

⁵¹ Dies ergibt sich aus seiner Edition der Baseler Konzilsakten, für die er vielfach französische Handschriften herangezogen hat. Es ist erstaunlich, daß in Hallers Memoiren nichts über seine Erfahrungen in Frankreich zu finden ist.

⁵² Concilium Basiliense: Studien und Quellen zur Geschichte des Concils von Basel, hg. mit Unterstützung der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft von Basel, Bd. 1–4, hg. von Johannes HALLER, Basel 1896–1903.

⁵³ Vgl. MÜLLER, Erbfeind (wie Anm. 48), passim.

zur Lektüre, die wie »Gaston Paris⁵⁴ im Dezember 1870 im belagerten Paris [...] in der Welt der reinen, selbstlosen Wissenschaft die Zuflucht und die Einheit wiederfinden, die den Menschen einer anderen Zeit die Civitas Dei gewährte«⁵⁵. Dies mag auf den ersten Blick erstaunen, hat sich doch Haller 1933 durch eine entschiedene Parteinahme für Hitler hervorgetan⁵⁶. Man sollte ihm indes zugute halten, daß dies weitgehend eine Folge des Ersten Weltkriegs und des Versailler Vertrages war, der für die ganze Generation das prägende und vor allem schockierende Ereignis gewesen ist. Und anders als viele seiner Kollegen ist Haller gerade nicht einer unkritischen Idealisierung des Kaiserreichs verfallen: seine die Zeitgeschichte betreffenden Publikationen waren vielmehr äußerst kritische Untersuchungen der deutschen Politik der Vorkriegszeit⁵⁷. Der junge, der »Vorweltkriegs-Haller«, war in vieler Hinsicht weltoffener, liberaler und vor allem prowestlicher⁵⁸, als er es nach dem Ersten Weltkrieg sein sollte⁵⁹.

Wie dem auch sei, jedenfalls wollte Kehr Haller als Bearbeiter der *Gallia Pontificia*, und dabei dachte er bereits an eine Art historisches Institut in Paris.

⁵⁴ Vgl. über Gaston Paris, einen der bedeutendsten Philologen seiner Zeit: Michel ZINK (Hg.), *Le Moyen Âge de Gaston Paris: La poésie à l'épreuve de la philologie*, Paris 2004.

⁵⁵ Johannes HALLER, *Papsttum und Kirchenreform*, Bd. 1 (mehr nicht erschienen), 1903 (ND Berlin 1966), S. X.

⁵⁶ Über Hallers Verhältnis zum Nationalsozialismus vgl. vor allem Heribert MÜLLER, »Eine gewisse angewiderte Bewunderung«: Johannes Haller und der Nationalsozialismus, in: Wolfram PYTA, Ludwig RICHTER (Hg.), *Gestaltungskraft des Politischen*, Berlin 1998, S. 443–482; vgl. auch Hans-Erich VOLKMANN, *Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram, Deutschbaltische Historiker und der Nationalsozialismus*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 45 (1997) 1, S. 21–46; zuletzt Steffen KAUELKA, *Rezeption im Zeitalter der Konfrontation. Französische Geschichtswissenschaft und Geschichte in Deutschland 1920–1940*, Göttingen 2003, passim; sowie dessen Beitrag in diesem Band. Ich weiche von seiner Deutung erheblich ab.

⁵⁷ Hervorgehoben seien seine Studien über die Briefe des Fürsten Eulenburg, deren Bedeutung als zentraler Quelle für die Geschichte des wilhelminischen Kaiserreichs von der neueren Forschung vollumfänglich bestätigt wird: Johannes HALLER, *Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld*, Berlin 1926. Über die Bedeutung der Eulenburg-Korrespondenz vgl. die Studien von John Röhl, besonders dessen Einleitung zu Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, *Politische Korrespondenz*, hg. von John C. G. RÖHL, 3 Bde., Boppard am Rhein 1976–1983, Bd. 1, S. 1 ff.

⁵⁸ Dazu mag seine Freundschaft mit seinem Schwager Eduard Fueter beigetragen haben, einem der besten Schweizer Historiker seiner Zeit; vgl. Eduard VISCHER, *Eine Buchrezension in Form eines Freundesbriefes. Aus dem Briefwechsel zwischen Johannes Haller und Eduard Fueter* in: *Archiv für Kulturgeschichte* 70 (1988), S. 491–510; vgl. über Fueter Hans C. PEYER, *Der Historiker Eduard Fueter 1876–1928. Leben und Werk*, Zürich 1982.

⁵⁹ Die gängige Charakterisierung Hallers als »national« ist ebenso korrekt wie nichtssagend, da sie auf die große Mehrheit der zeitgenössischen deutschen Historiker zutrifft. Am ehesten wird man ihn als Bismarckianer bezeichnen können, der zeitweise dem Irrglauben verfiel, Hitler würde sich als neuer Bismarck entpuppen. Dieser Eindruck wird auch von dem ungedruckten Teil seiner Erinnerungen bestätigt (wie Anm. 27).

Dieses sollte jedoch nicht etwa selbständig sein, sondern eine Art Zweigstelle entweder des Papsturkundenwerks oder des römischen Instituts. Zunächst sollte Haller eine Professur in Deutschland verschafft werden, idealerweise als Extraordinarius in Göttingen, wo ja immer noch Kehr den Lehrstuhl innehatte. Dort sollte Haller dann beurlaubt werden, um zunächst in Paris selbst, dann in den einzelnen Départements die nötigen Arbeiten durchzuführen. Kehr hatte hier bereits die Zustimmung Friedrich Althoffs gewonnen und der erste Schritt, nämlich Haller zu einer Professur zu verhelfen, ist alsbald ausgeführt worden. 1902 wurde Haller Extraordinarius in Marburg, und zwar – wohlge-merkt – nicht als von der Fakultät berufener, sondern als von Althoff oktroyierter Professor. Dann allerdings geriet das Projekt ins Stocken, teils weil Althoff weder Geld für ein Pariser Institut, noch für eine längere Beurlaubung Hallers genehmigen wollte, teils, weil Haller selbst zögerte; da er offenbar davor zurückschreckte, sein wissenschaftliches Leben ausschließlich mit Quelleneditionen zu verbringen⁶⁰. Als letzten Ausweg plante dann Kehr, Haller als seinen Stellvertreter ans römische Institut zu holen, um eben von dort aus die Reisen durchführen zu lassen. Indes hier stießen nun Haller und Kehr gleichsam charakterlich aufeinander. Haller verlangte eine vom Direktor unabhängige Stellung, diese wiederum wollte Kehr nicht zugestehen. In einem Brief an Kehr hat Haller die Problematik in Worte gefaßt:

Ich bin stärker als je zuvor überzeugt, daß für mich in Ihrem neuen Staate kein Platz gewesen wäre [...]. Ein Mann wie Sie muß herrschen und soll herrschen. Ich aber mußte nach einer Ausnahmestellung verlangen [...], weil ich mir in dem verflossenen Jahre nur zu schnell angewöhnt habe, meinen eigenen Weg zu gehen.

Kurzum: Papst und Gegenpapst am gleichen Institut, das konnte nicht gutgehen. Kehrs Plan, Haller für das Papsturkundenwerk zu gewinnen, war damit gescheitert, zumal Haller 1904 einen Ruf als Ordinarius nach Gießen erhielt. Immerhin sei festgehalten, daß das ihrer beiderseitigen Wertschätzung keinen Abbruch tat, sie weiterhin freundschaftlich verbunden blieben. Auch ist Haller öffentlich für das Projekt eingetreten; er hat in einer eingehenden Rezension in der Internationalen Monatsschrift die *Italia pontificia* einem größeren Publikum bekannt gemacht⁶¹.

Es sei doch am Rande bemerkt, daß Kehr einen ähnlichen Plan dann doch erfolgreich durchgeführt hat; er hat nämlich eine Art Zweigstelle des römischen Instituts in Neapel errichtet. Eduard Sthamer, ein Mitarbeiter des Instituts, wurde dort dauernd installiert, um die Bestände des Staatsarchivs Neapel auf Reichssachen, insbesondere auf Urkunden Kaiser Friedrichs II. durchzuse-

⁶⁰ Vgl. HALLER, Lebenserinnerungen (wie Anm. 27), S. 100f.

⁶¹ DERS., Die neue Sammlung der älteren Papsturkunden, in: Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 4 (1910), S. 1627–1649, 1660–1678.

hen⁶². Da das Archiv im Zeiten Weltkrieg vernichtet worden ist, sind Sthamers Abschriften heute für viele Quellen die einzige Überlieferung.

Die Idee eines Pariser Instituts hatte Kehr auch nach Hallers Absage keineswegs aufgegeben. Als es ihm nach langen Auseinandersetzungen endlich gelang, die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft (die heutige Max Planck-Gesellschaft) zu überzeugen, ein historisches Forschungsinstitut zu gründen – selbstverständlich mit Kehr als Direktor –, war auch die Errichtung einer Zweigstelle in Paris vorgesehen. Diese schien gesichert, als die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft den Plan offiziell guthieß. Dies geschah am 26. Mai 1914; als drei Monate später der Erste Weltkrieg ausbrach, hatte dieser Teil des Plans sich erledigt⁶³.

Aber kehren wir zur Gallia Pontificia zurück. Nachdem also Haller endgültig abgesagt hatte, gewann Kehr Wilhelm Wiederhold für diese Aufgabe⁶⁴. Dieser hatte bei ihm in Göttingen promoviert⁶⁵, dann als Assistent an den Forschungen in Italien teilgenommen, hatte auch selbständig die Papsturkunden in Florenz für einen Reisebericht bearbeitet. Wiederhold bereiste in den Jahren 1904/05 und noch einmal 1908/09 Paris und die südfranzösischen Archive; er hat entsprechende Reiseberichte veröffentlicht. Sie sind als Sonderhefte in den »Nachrichten der Göttinger Gesellschaft« erschienen; in ihnen hat er insgesamt 680 bisher unbekannte Urkunden veröffentlicht⁶⁶. 1914 bereitete er sich gerade auf eine dritte Reise vor, die ihn nach Nordfrankreich hätte führen sollen, aber auch sie fiel dem Ersten Weltkrieg zum Opfer.

Es mag dies Anlaß sein, eine Zwischenbilanz zu ziehen, zu fragen, welchen Eindruck, welchen Einfluß diese Publikationen auf die französischen Forscher gemacht haben. Soweit ich sehe, war er sehr gering. In französischen Fachzeitschriften habe ich kaum eine Resonanz finden können⁶⁷; die einzige eingehende Auseinandersetzung hat Maurice Prou publiziert, allerdings in einer ziemlich abgelegenen Lokalzeitschrift⁶⁸. Das ist erklärungsbedürftig, zumal

⁶² Vgl. Herbert HOUBEN, *Le ricerche di Eduard Sthamer sulla storia del Regno*, in: Friedrich II., hg. von Arnold ESCH und Norbert KAMP, Tübingen 1996, S. 109–127.

⁶³ Vgl. PFEIL, *Vorgeschichte und Gründung* (wie Anm. 48).

⁶⁴ Über Wiederhold vgl. den Nachruf von Carl BORCHERS, in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Geschichte* 8 (1931), S. 307–309.

⁶⁵ *Untersuchungen zur Staats- und Verfassungsgeschichte der nordalbingischen Territorien (1234–1261)*, Göttingen, Diss. 1897.

⁶⁶ Sie sind jetzt in dem von Louis Duval-Arnould publizierten Nachdruck zu benutzen, den er mit sehr sorgfältig gearbeiteten Registern und einer Einführung versehen hat: Wilhelm WIEDERHOLD, *Papsturkunden in Frankreich: Reiseberichte zur Gallia Pontificia*, hg. von Louis DUVAL-ARNOULD, 2 Bde., Città del Vaticano 1985.

⁶⁷ Weder in der *Bibliothèque de l'École des chartes* noch in der *Revue historique* habe ich eine Besprechung Wiederholds gefunden. Eine kurze, anerkennende Anzeige publizierte Ph. LAUER in: *Le Moyen Âge* 23 (1910), S. 219.

⁶⁸ Maurice PROU, *Bulles sénonaises du XII^e siècle publiées par M. Wiederhold*, in: *Bulletin de la Société archéologique de Sens* 26 (1911), S. 77–92.

wenn man die ganz andere italienische Reaktion bedenkt. Hier spielen offenbar mehrere Faktoren eine Rolle. Zunächst einmal fehlte es eben an einer dauernden Präsenz deutscher Forschung in Paris. Wiederholds Reisen konnten diese nicht ersetzen, da er ja notgedrungen immer nur kurze Zeit an den diversen Orten verweilen konnte. Auch war Wiederhold kein Universitätshistoriker⁶⁹, eine Verarbeitung des Stoffes zu weiterführenden Studien, wie sie Kehr für Italien und später für Spanien geleistet hat, findet man bei ihm nicht. Noch dazu erschienen seine Berichte auf deutsch in einer in Frankreich kaum verbreiteten Zeitschrift⁷⁰, die außerdem für mittelalterliche Geschichte normalerweise nicht einschlägig war, eben den »Nachrichten der Göttinger Gesellschaft«. Das hatte zwar auch für Kehrs Berichte über Italien gegolten; dort aber war die *Italia Pontificia* in relativ kurzer Zeit nach den Berichten erschienen⁷¹, mit ihr hatten auch die italienischen Kollegen arbeiten können. In Frankreich dagegen wurden selbst die Vorarbeiten durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen, und kamen nach dem Krieg nur langsam wieder in Gang.

Aber noch ein Aspekt scheint eine Rolle gespielt zu haben. Die französische Geschichtswissenschaft hat selbst eine große Tradition der Urkundenforschung, sie ist schon im frühen 19. Jahrhundert in der *École des chartes* – der »Urkundenschule« – institutionalisiert worden. Aber – und das ist die Kehrseite der Medaille – da die *École des chartes* für die Ausbildung der Archivare zuständig war, Universitätshistoriker nur ausnahmsweise aus ihr hervorgingen, blieben die Grundwissenschaften weitgehend eine Domäne der Archivare, haben sie an den Universitäten nur wenig Verbreitung gefunden. Schließlich mag auch Konflikt zwischen laizistischen und katholischen Historikern eine Rolle gespielt haben, der auf die französische Geschichtswissenschaft ähnliche Auswirkungen wie in Deutschland der Kulturkampf hatte.

Daß der Erste Weltkrieg nicht nur für die Welt, sondern auch für die Wissenschaft eine Katastrophe gewesen ist, brauche ich wohl nicht zu begründen, im folgenden will ich lediglich Kehrs Beitrag zur Wiederanknüpfung der abgerissenen Beziehungen zu Frankreich und den französischen Historikern thematisieren⁷². Gerade die Geschichte des Mittelalters war von den Folgen des Ersten Weltkriegs betroffen, hatten doch französische und deutsche Forscher in der Erforschung des merowingischen und karolingischen Frankenreichs ein gemeinsames Thema, war jede Seite auf die Archive, Forschungen

⁶⁹ Er war Museumsdirektor und Stadtarchivar in Goslar.

⁷⁰ Unter den Fachzeitschriften, welche die *Revue historique* regelmäßig für ihre Übersichten der ausländischen Forschung auswertete, sind zahlreiche deutsche Periodika, nicht aber die *Nachrichten der Göttinger Gesellschaft* aufgeführt.

⁷¹ Die *Italia Pontificia* ist auch in der französischen Forschung sofort rezipiert worden. Die Rezensionen zu den ersten acht Bänden sind verzeichnet bei WEISS, *Bibliographie* (wie Anm. 1).

⁷² Speziell die Folgen für die Geschichtswissenschaft behandelt ERDMANN, *Ökumene* (wie Anm. 40), S. 97ff.

und Ergebnisse der anderen angewiesen. Abermals war es Paul Kehr, der eine Schlüsselrolle spielte, diesmal nicht nur als Leiter des Papsturkundenwerks, sondern auch als Direktor der *Monumenta Germaniae Historica*, deren Leitung er seit 1919 innehatte⁷³. Damit hatte er nicht nur für die Papsturkunden, sondern auch für die Fortsetzung der editorischen Arbeit der *Monumenta*, insbesondere für die Bearbeitung der Urkunden der karolingischen Monarchen, zu sorgen. Unmittelbar nach Kriegsende war freilich an eine sofortige Wiederaufnahme der alten Beziehungen nicht zu denken. Mangel an gutem Willen war vielleicht noch das geringste Problem. Infolge von Kriegsende, Reparationszahlungen und Inflation waren die finanziellen Schwierigkeiten enorm, die *Monumenta* ernsthaft von der Schließung bedroht. Es bedurfte Kehrs ganzer »entwaffnender Durchtriebenheit« (Fuhrmann) und all seiner wohlgepflegten Beziehungen zu den politisch Mächtigen, um wenigstens eine Art Rumpf-*Monumenta* zu erhalten, welche die Arbeiten in einem weitaus bescheidenen Umfang, als es vor dem Krieg üblich gewesen war, weiterführen konnte⁷⁴.

Es sei in Parenthese betont, daß Paul Kehr bei aller Geschmeidigkeit, welche er Machthabern und Geldgebern gegenüber bewies, in seinen Publikationen nie chauvinistischen oder gar nationalsozialistischen Einflüssen nachgegeben, ihnen vielmehr – wenn auch eher implizit – widersprochen hat. Einige Beispiele mögen das belegen. Die seinerzeit beliebte Lehrmeinung, dem mittelalterlichen deutschen Kaisertum habe eine Tendenz zur Vorherrschaft in Europa innegeohnt, hat er aus einer Urkunde Kaiser Heinrichs III. kurz und bündig widerlegt⁷⁵. Ähnlich hat er in der nationalistisch aufgeladenen Atmosphäre der 1920er Jahre, als der Haß zwischen Polen und Deutschen einen neuen Gipfelpunkt erreicht hatte⁷⁶, der Lehrmeinung widersprochen, das frühmittelalterliche Bistum Gnesen und damit die entstehende polnische Kirche sei vom deutschen Erzbistum Magdeburg abhängig gewesen⁷⁷. Sein eigener Schüler und Mitarbeiter Albert Brackmann ruhte nicht, in einer Reihe von Abhandlungen das Gegenteil zu behaupten, ohne es freilich zu wagen, der Autorität des Meisters allzu offensichtlich zu widersprechen⁷⁸. An dieser Haltung

⁷³ Für Kehrs Ruf im Ausland ist bezeichnend, daß er dort schon während des Krieges als derjenige galt, mit dem ein Wiederanknüpfen wissenschaftlicher Beziehungen am ehesten möglich sein würde. Vgl. ERDMANN, *Ökumene* (wie Anm. 40), S. 103.

⁷⁴ Dazu FUHRMANN, *Menschen* (wie Anm. 24), S. 72f.

⁷⁵ KEHR, *Vier Kapitel* (wie Anm. 7), S. 1242.

⁷⁶ Eine neue Darstellung bietet Thomas URBAN, *Der Verlust. Die Vertreibung der Deutschen und Polen im 20. Jahrhundert*, München 2004, passim.

⁷⁷ Paul KEHR, *Das Erzbistum Magdeburg und die erste Organisation der christlichen Kirche in Polen*, Berlin 1920, auch in: KEHR, *Ausgewählte Schriften* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1100–1166 (danach zitiert), hier S. 1123ff.

⁷⁸ Vgl. Albert BRACKMANN, *Die Ostpolitik Ottos des Großen*, in: *Historische Zeitschrift* 134 (1926), S. 242–257; DERS., *Die Anfänge des polnischen Staates*, in: *Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse* (1934), S. 948–1015.

Kehrs änderte sich auch nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nichts. Er hat es mit gewohnter Geschmeidigkeit verstanden, sich gute Freunde unter den neuen Machthabern zu schaffen, in seinen Publikationen jedoch hat er ihnen keinerlei Konzessionen gemacht⁷⁹.

Wir sind aber den Ereignissen vorausgeeilt: Nach dem Ersten Weltkrieg war an Archivarbeiten im Ausland zunächst einfach aus finanziellen Gründen nicht zu denken. Gerade Kehr aber war es wie wohl kaum einem anderen Historiker bewußt, daß historische Forschung auf Internationalität angewiesen ist: 1922 konnte er mit der Wiedereröffnung des Deutschen Historischen Instituts in Rom einen ersten Erfolg erzielen⁸⁰. Im Bezug auf Frankreich freilich war die Lage weit schwieriger. Frankreich hatte von den Siegermächten des Ersten Weltkriegs am meisten gelitten, hier war die Erbitterung gegen Deutschland am größten. Umgekehrt war es nicht anders. Man wußte in Deutschland, daß der Versailler Vertrag ohne Frankreich weit milder ausgefallen wäre; zudem war nicht einmal der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland förmlich beendet, dauerte vielmehr mit der Ruhrbesetzung von 1923–1925 noch fort. In den damit einhergehenden publizistischen Auseinandersetzungen fühlten sich vielfach die akademischen Historiker berufen, die lautesten Rufer im Streit abzugeben. Solch »kindischer Chauvinismus« aber war Kehrs Sache nicht, vielmehr brachte er wenigstens auf dem Gebiet der Urkundenforschung eine Annäherung in Gang. Indem er seine Kontakte zu Papst Pius XI. nutzte, gelang es ihm, die Forschungen des Papsturkundenwerks zunächst auf die Iberische Halbinsel auszudehnen; er selbst hat mit Peter Rassow und seiner Gattin als Assistenten und zusammen mit mehreren spanischen Forschern in den Jahren 1925/26 Spanien bereist⁸¹, die Forschun-

Vgl. allgemein zu historiographischen Kontext: Michael BURLEIGH, *Germany turns eastwards. A study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1988.

⁷⁹ Dies sei gegen FUHRMANN, *Menschen* (wie Anm. 24), S. 108, festgehalten. Kehr hatte in einer 1935 publizierten Abhandlung (*Die Preußische Akademie und die Monumenta Germaniae Historica und deren neue Satzung*, in: *Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse*, 1935, S. 740–771), Georg Heinrich Pertz, den ersten Leiter der Monumenta, gegen den Vorwurf BRESSLAUS, *Geschichte* (wie Anm. 4), S. 379, in Schutz genommen, Pertz habe in dem Konflikt mit seinem Mitarbeiter Philipp Jaffé – dem ersten Juden, der an einer deutschen Universität Professor geworden ist – aus antisemitischen Motiven gehandelt. In der Sache wird man mit Fuhrmann und Bresslau hier gegen Kehr Recht geben müssen, aber »Hinneigung zum Zeitgeist« von Seiten Kehrs ist darin gerade nicht enthalten. Dem Zeitgeist hätte es vielmehr entsprochen, wenn Kehr den alten Pertz als frühen Vertreter des Antisemitismus dargestellt hätte.

⁸⁰ Vgl. Herbert HOUBEN, Pietro Fedele, Benedetto Croce e la riapertura dell' *Istituto Storico Germanico di Roma* nel 1922, in: *Nuova Rivista Storica* 78 (1994), S. 665–674.

⁸¹ Vgl. Paul KEHR, *Papsturkunden in Spanien*, Bd. 1, Berlin 1926, S. 3ff. Der Einfluß von Kehrs Forschungen auf die spanische Mediävistik wäre eine eigene Studie wert. Er hat dort mit mehreren bedeutenden spanischen Mediävisten zusammengewirkt. Auch sind seine Abhandlungen über die Beziehungen des Papsttums zu den spanischen Reichen ins

gen in Portugal hat gleichzeitig Paul Erdmann übernommen. Um hier Vollständigkeit zu erlangen, war es aber nötig, die alten Abschriftensammlungen der gelehrten Mauriner des 17. Jahrhunderts in der Bibliothèque nationale durchzusehen, und zu diesem Zweck hatte Kehr im Winter 1925/26 Walther Kienast nach Paris entsandt⁸². Dieser fand freundliche Aufnahme; im Jahr 1927 folgten ihm Wilhelm Wiederhold und Paul Schmid, welche die Arbeiten an den französischen Papsturkunden wiederaufnahmen. Man kann Kehrs Erleichterung nachfühlen, als er der Hilfe Henri Omonts, des Leiters der Handschriftenabteilung in der Bibliothèque nationale, gedachte, der erst Kienasts Forschungen und dann auch die Wiederholds und Schmidts unterstützt hatte⁸³. Denn es ging ihm nicht mehr allein um die Papsturkunden; nicht weniger dringend wünschte er als Direktor der Monumenta die Beziehungen zu Frankreich wiederanzuknüpfen. Beim Ausbruch des Krieges hatten die Arbeiten an den gerade anstehenden Urkunden Ludwigs des Frommen eingestellt werden müssen – sie waren größtenteils in französischen Archiven erhalten⁸⁴. Kehr selbst hat dann den Editionsplan dahingehend abgeändert, daß zunächst von ihm selbst die Edition der »deutschen Karolinger«, d.h. der ostfränkischen Nachfolger Ludwigs des Frommen, in die Hand genommen wurde, da man sich weitgehend auf deutsche Archive beschränken konnte⁸⁵. Gleichwohl waren auch dann noch immer neue Arbeiten in französischen Archiven und Bibliotheken nötig; in der Folgezeit hat Kehr die Recherchen für die Karolinger- und die Papsturkunden gemeinsam durchführen lassen⁸⁶, was um so leichter

Spanische bzw. Katalanische übersetzt worden und werden in der spanischen Forschung nach wie vor zitiert.

⁸² Vgl. über Kienast Herdes Vorwort in dessen postumer Edition von Walther KIENAST, *Die fränkische Vasallität: Von den Hausmeiern bis zu Ludwig dem Kind und Karl dem Einfältigen*, hg. von Peter HERDE, Frankfurt am Main 1990, S. I–XLIII. Schon 1924 war offenbar eine – postalische(?) – Verbindung mit den französischen Archiven wiederhergestellt worden, hatte Charles-Victor Langlois, der Direktor der französischen Staatsarchive, die Sendung von Photographien zugesagt. Vgl. Kehrs Jahresbericht für 1924, in: *Neues Archiv* 46 (1925–26), S. I–XI, hier S. VIII. Überhaupt sei generell auf Kehrs Jahresberichte über die Monumenta im »Neuen Archiv« und über das Papsturkundenwerk in den geschäftlichen Mitteilungen der »Nachrichten der Göttinger Gesellschaft« verwiesen. Im einzelnen nachgewiesen sind sie bei WEISS, *Paul Kehr-Bibliographie* (wie Anm. 1).

⁸³ Vgl. Paul KEHR, Vorbemerkung, in Hermann MEINERT, *Papsturkunden in Frankreich. Neue Folge*, 1. Band, Berlin 1932, S. 3–6; ND in Paul KEHR, *Ausgewählte Schriften* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 36–39 (danach zitiert), hier S. 37–39. Omont war auch seinerseits als Papsturkundenforscher tätig gewesen, und zwar auf einem Gebiet, das Kehr im Rahmen seiner spanischen Forschungen neubearbeitet hatte, den Papyrusurkunden. Vgl. Henri OMONT, *Bulles pontificales sur papyrus*, in: *Bibliothèque de l'École des chartes* 65 (1904), S. 575–582.

⁸⁴ Sie sind bis heute nicht erschienen.

⁸⁵ Vgl. Kehrs Vorrede in DERS. (Hg.), *Die Urkunden Ludwigs des Deutschen, Karlmanns und Ludwigs des Jüngeren*, Berlin 1932–34, S. Iff.

⁸⁶ So Paul Kehr in DERS. (Hg.), *Die Urkunden Karls III.*, Berlin 1937, S. IX, Anm. 2.

möglich war, als beide in der Regel in den gleichen Archivfonds erhalten sind. Dieses neue Anknüpfen wissenschaftlicher Kontakte – von einer Institutsgründung konnte vorerst keine Rede sein – wurde erleichtert durch die von Aristide Briand und Gustav Stresemann initiierte Aussöhnungspolitik zwischen Frankreich und Deutschland, deren Anfänge etwa in die Jahre 1923/24 fallen.

Der betagte Wilhelm Wiederhold und ebenso der junge Paul Schmid verstarben, bevor sie neue Funde publizieren konnten; wirklich neu aufgenommen wurden die Forschungen in Frankreich zunächst von Hermann Meinert, der die Archive in der Champagne und Lothringen untersuchte. Mit der Publikation seiner Forschungen begann die »Neue Folge« der »Papsturkunden in Frankreich«; anders als die alten Berichte Wiederholds wurden sie in Form selbständiger Monographien veröffentlicht. Zudem sind sie weitaus benutzerfreundlicher gestaltet, nicht ohne Grund kritisiert Kehr in seinem Vorwort den »komplizierten Schematismus« von Wiederholds Publikationen⁸⁷. Hermann Meinert schied dann aus dem Projekt aus; der eigentliche Nachfolger Wiederholds wurde Johannes Ramackers (1906–1965). Während aber über Kehr eine Fülle von Literatur vorliegt, wissen wir über Ramackers sehr wenig⁸⁸. Man kann ihn am ehesten als einen Ausläufer der katholischen deutschen Historiographie bezeichnen, d.h. jener auf Johannes Janssen zurückgehenden Gruppe von Historikern, welche sich im Gegensatz zur Ranke-Schule als dezidiert katholisch und vielfach preußenkritisch verstand. Nachdem er 1929 bei Aloys Schulte⁸⁹, einem der wichtigsten Vertreter der katholischen Schule, promoviert hatte, war er im gleichen Jahr in die Dienste des Papsturkundenwerks getreten. Er hat dann von den Niederlanden ausgehend in immer neuen Archivreisen in den Jahren von 1930 bis 1939 die nord- und mittelfranzösischen Archive bereist⁹⁰; mit insgesamt sechs Bänden, in denen er 1745 zuvor größtenteils unbekannte Papsturkunden publiziert hat⁹¹, leistete er den bisher

⁸⁷ KEHR, Vorbemerkung (wie Anm. 83), S. 39.

⁸⁸ Jean-François LEMARIGNIER, Johannes Ramackers in memoriam, in: *Francia* 1 (1973), S. 1159–1161; Oskar VASELLA, Johannes Ramackers 4.2.1906–21.11.1965, in: *Historisches Jahrbuch* 86 (1966), S. 506–512. Für mündliche Auskünfte danke ich Ludwig Falkenstein (Aachen), der Ludwig Ramackers noch persönlich kannte.

⁸⁹ Max BRAUBACH, Aloys Schulte und die rheinische Geschichte. Zum 100. Geburtstag des großen Bonner Historikers, Bonn 1957.

⁹⁰ Einige dieser Archive sind 1940 und 1944 durch Kriegshandlungen zerstört worden, hier bieten Ramackers Abschriften die einzige Überlieferung. Vgl. seine Schilderung in *Papsturkunden in Frankreich*, Bd. 5, Göttingen 1942, S. 5. Ein Teil des Vorworts wurde seinerzeit (1942) unterdrückt, vgl. dazu Dietrich LOHRMANN, *Genèse et perspectives d'une Gallia Pontificia*, in: Rolf GROSSE (Hg.), *L'église de France et la paupauté (X^e–XIII^e siècle)*, Bonn 1993, S. 13–30. Dort auf S. 29f. das ungekürzte Vorwort.

⁹¹ Johannes RAMACKERS, *Papsturkunden in den Niederlanden, Belgien, Luxemburg, Holland und Französisch-Flandern*, Berlin 1933–34 (Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Klasse. 3. Folge, 8 und 9); DERS., *Papsturkunden in Frankreich*:

größten Beitrag zur *Gallia Pontifica*⁹², ganz abgesehen von seiner Mitarbeit an den Karolingerurkunden. Ramackers war es auch, der zahlreiche und gute Kontakte zu französischen Kollegen knüpfte, der das Papsturkundenprojekt eigentlich in Frankreich bekannt gemacht hat⁹³ und so dazu beitrug, den Boden für die spätere Institutsgründung vorzubereiten. So wählte ihn die *Société d'histoire du droit et des institutions des pays flamands, picard et wallons* zu ihrem Mitglied, auf ihren Sitzungen hielt er mehrfach Vorträge.

Der politische Umbruch von 1933 hatte zunächst nur geringe Auswirkungen auf das Papsturkundenwerk. Kehr hatte es verstanden, seine Fahne rechtzeitig nach dem Wind zu hängen⁹⁴, es gelang ihm weitgehend, seine Unternehmen von nationalsozialistischen Einflüssen freizuhalten. Er verlor freilich nach 1933 allmählich an Einfluß, weniger weil er politisch mißliebig war, als einfach aus Altersgründen. Immerhin konnte er bis zu seinem Lebensende (1944) in den Monumenta, der Berliner Akademie und dem römischen Institut Freiräume bewahren, die freilich immer stärker bedroht wurden. Gerade Ramackers bekam das zu spüren. Er war ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus, eine Habilitation, für die er Wilhelm Levison als Betreuer ins Auge gefaßt hatte, war unter den neuen Machthabern unmöglich. Seine Stellung im Papsturkundenwerk war ungesichert, beruhte ganz auf Geldern, die Kehr von der »Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft« (der späteren DFG) bezog. Aber Ramackers Verhältnis zu Kehr wurde immer gespannter, nicht aus politischen Gründen, sondern eher weil hier zwei auf die Dauer inkompatible Charaktere aufeinanderstießen. Teils deshalb, teils auch aus finanziellen Gründen entließ Kehr Ramackers am 1. Oktober 1939⁹⁵. Um so höher wird man es Ramackers anrechnen, daß er seine Mitwirkung am Projekt nicht beendete. Noch während des Krieges, den er größtenteils als Dolmetscher in Lille verbrachte, publizierte er zwei Bände seiner Papsturkunden, einen widmete er – 1940 – dem schon erwähnten Henri Omont⁹⁶. Nach Kriegsende, sobald die Lage es erlaubte, ist er wieder ins Projekt eingestiegen, konnte er noch zwei weitere Bände mit Papsturkunden publizieren. Leider verstarb er, noch keine 60 Jahre alt, am 21. November 1965, ohne seine zahlreichen Forschungsvorhaben zum Abschluß bringen zu können.

Ich komme zum Schluß: Wir haben gesehen, wie Historiker dadurch, daß sie sich der Erforschung des mittelalterlichen Papsttums zuwandten, über den ihnen vertrauten nationalen Rahmen ihrer Forschungen hinausgedrängt worden sind,

Neue Folge, Bd. 2–6, Göttingen (Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Klasse. 3. Folge, 21, 23, 27, 35, 41), Göttingen 1937–1958.

⁹² Dabei sind seine zahlreichen kleineren Aufsätze nicht mitgezählt.

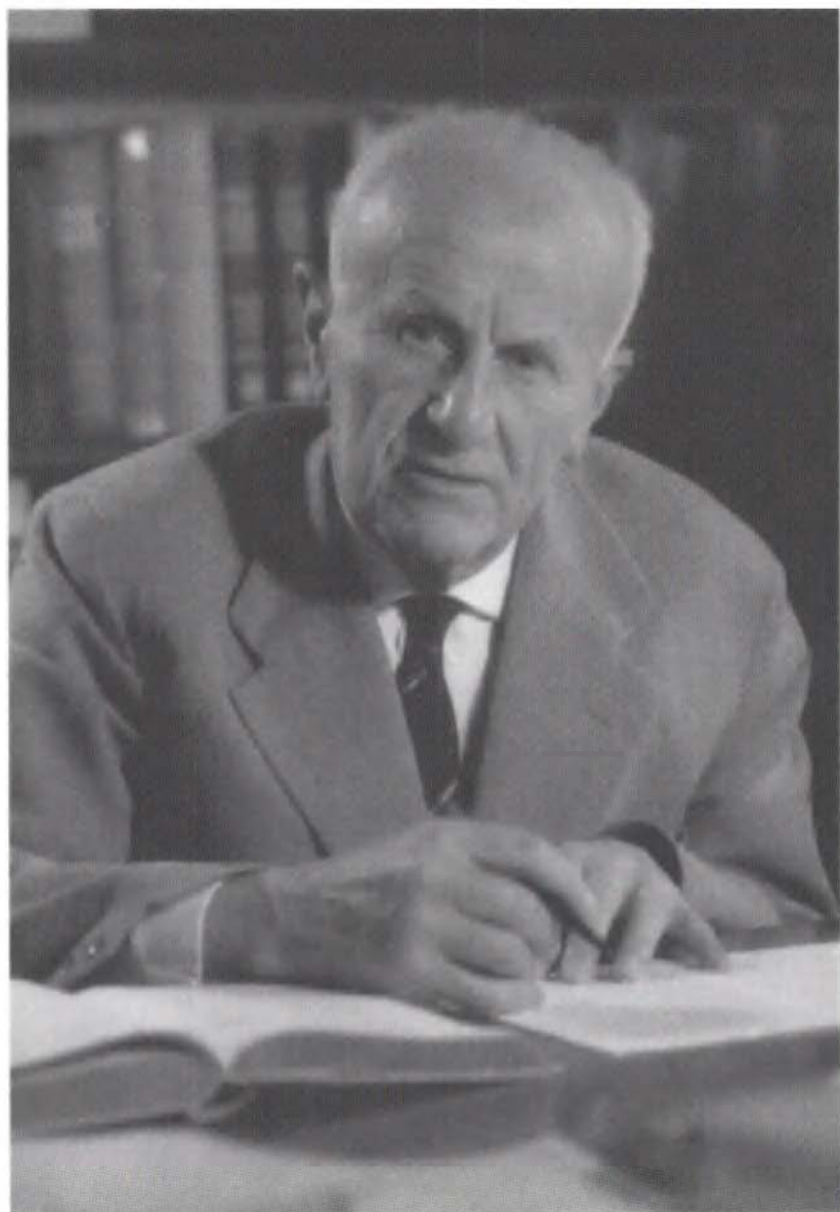
⁹³ Die Rezensionen seiner Beiträge sind nachgewiesen von LOHRMANN, *Genèse* (wie Anm. 90), S. 15f.

⁹⁴ Details bei FUHRMANN, *Menschen* (wie Anm. 24), S. 98ff.

⁹⁵ Die Einzelheiten bei VASELLA, *Johannes Ramackers* (wie Anm. 88), S. 508f.

⁹⁶ *Papsturkunden in Frankreich*. Neue Folge, 3. Band, Göttingen 1940.

wie sie in Ansätzen zu internationaler Kooperation gefunden haben. Das, was Leopold von Ranke die »Einheit der germanisch-romanischen Völker« genannt hat und was spätere Historiker als »Abendland« bezeichneten, ist eben nicht einfach als ideologisches Konstrukt zu betrachten, sondern findet seinen sehr realen Hintergrund in der europäischen Geschichte des Mittelalters.



Theodor Mayer

RETO HEINZEL

THEODOR MAYER

Ein Wissenschaftsorganisator mit »großen Möglichkeiten«

Zahlreich waren die Denkanstöße, die der in Österreich geborene Historiker Theodor Mayer der deutschen Mediävistik des vergangenen Jahrhunderts gab. Namentlich seine Beiträge zur verfassungsgeschichtlichen Forschung galten als wegweisend, und die von ihm geprägten Konzepte des frühmittelalterlichen Personenverbands, des institutionellen Flächenstaates sowie die Auffassung einer Rodungs- bzw. Königsfreiheit beeinflussten die westdeutsche Diskussion über die hochmittelalterliche Staatsentwicklung über Jahrzehnte hinweg¹. Doch auch als Wissenschaftsorganisator hat er sich einen bleibenden Namen geschaffen. Der Fachwelt dürfte er zuallererst als Begründer des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte, einem »bedeutenden Impulsgeber westdeutscher Mittelalterforschung«², in Erinnerung bleiben.

Theodor Mayer war nicht an der Gründung des Deutschen Historischen Instituts in Paris im Jahre 1958 beteiligt und kann somit auch nicht zu den tatsächlichen Gründervätern gezählt werden. Gleichwohl ist seine Person mit der Geschichte bzw. Vorgeschichte des Instituts untrennbar verbunden, hatte sich Mayer doch während des Zweiten Weltkrieges dafür eingesetzt, in der französischen Hauptstadt ein deutsches historisches Forschungsinstitut zu errichten. Mayers Denkschrift vom Februar 1941 läßt sowohl seine wissenschaftlichen

¹ Zu den ersten Arbeiten dieser Richtung zählen Theodor MAYER, Die Stellung Rheinfrankens in der deutschen Geschichte, in: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 82 (1934), Nr. 1, S. 7–20 und DERS., Der Staat der Herzoge von Zähringen (Freiburger Universitätsreden, 20), Freiburg i.Br. 1935, weiter auch DERS., Die Ausbildung der Grundlagen des modernen deutschen Staates im hohen Mittelalter, in: HZ 159 (1939), S. 457–487 (der Aufsatz ist die ausgearbeitete Fassung von Mayers Vortrag für den Internationalen Historikertag in Zürich von 1938). Vgl. zur Rezeptionsgeschichte u.a. Hans K. SCHULZE, Rodungsfreiheit und Königsfreiheit, in: HZ 219 (1974), S. 529–550 und František GRAUS, Verfassungsgeschichte des Mittelalters, in: HZ 243 (1986), S. 529–589.

² Anne Chr. NAGEL, Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970, Göttingen 2005, S. 301f.; vgl. auch Thomas ZOTZ, Deutsche Mediävisten und Europa. Die Freiburger Historiker Theodor Mayer und Gerd Tellenbach im »Kriegseinsatz« und in der Nachkriegszeit, in: Bernd MARTIN (Hg.), Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen. Ereignisse, Auswirkungen, Reflexionen, Freiburg 2006, S. 31–50.

Absichten als auch die ideologisch-politischen Implikationen dieser Initiative deutlich werden. Die Denkschrift stellt kein Ruhmesblatt deutscher Wissenschaftsgeschichte dar. Das Schriftstück führt zudem deutlich vor Augen, wie weit die Enthemmung in den Reihen deutscher Wissenschaftler anderthalb Jahre nach Kriegsbeginn bisweilen bereits fortgeschritten war.

Ausgangslage

In der Denkschrift vom 10. Februar 1941 schlug Theodor Mayer vor, in Paris ein deutsches historisches Institut zu begründen. Dieses knapp sechseinhalb Schreibmaschinenseiten umfassende Papier markiert den Beginn einer ungefähr zweieinhalb Jahre dauernden Episode, die zu keinem konkreten Ergebnis führte. Die Gründe für das Scheitern des Institutsplans sind vielfältig. Sie lassen sich unter anderem mit dem charakteristischen Kompetenzwirrwarr im nationalsozialistischen Staat, den ministeriellen Machtkämpfen sowie mit dem aus deutscher Sicht zunehmend ungünstigen Kriegsverlauf erklären. Mayer sah sich jedenfalls wiederholt dazu gezwungen, seinen Institutsplan zu überarbeiten und den sich rasch verändernden politischen Gegebenheiten anzupassen. Noch im Juni 1942 sprach er davon, im bestehenden, kulturpolitisch tätigen Deutschen Institut in Paris einen historischen Stützpunkt einzurichten³. Die Leitung dieses Stützpunktes sollte Mayers Protegé Heinrich Büttner übernehmen, der als Mitarbeiter der Gruppe Archivwesen der deutschen Militärverwaltung mit der französischen Archivsituation bestens vertraut war⁴. Ein Jahr später war dann nur noch von einem Arbeitsplatz für einen Historiker die Rede⁵. Schließlich konnte selbst dieser nicht realisiert werden.

³ Archiv der MGH, 537/31, Mayer an Best vom 8.6.1942.

⁴ Archiv der MGH, 537/37, Mayer an Epting vom 5.3.1942. Vgl. zu Büttner den Beitrag von Wolfgang Freund im vorliegenden Band. Vgl. zur Gruppe Archivwesen Karl Heinz ROTH, Eine höhere Form des Plünderns. Der Abschlußbericht der »Gruppe Archivwesen« der deutschen Militärverwaltung in Frankreich 1940–1944, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 4 (1989) 2, S. 79–112, hier S. 108. Die Gruppe bestand von 1940–1944 und wurde von Georg Schnath geleitet. Mitglieder waren durchwegs hoch qualifizierte Arbeitskräfte, die mit ihrer Tätigkeit einen Beitrag zum Kulturgutraub in den besetzten Westgebieten leisteten; vgl. Wolfgang Hans STEIN, Georg Schnath und die französischen Archive unter deutscher Besatzungsverwaltung, in: Robert KRETZSCHMAR u.a. (Hg.), Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus, Essen 2007, S. 175–194; Torsten MUSIAL, Staatsarchive im Dritten Reich. Zur Geschichte des staatlichen Archivwesens in Deutschland 1933–1945, Potsdam 1996; Anja HEUSS, Kunst- und Kulturgutraub. Eine vergleichende Studie zur Besatzungspolitik der Nationalsozialisten in Frankreich und der Sowjetunion, Heidelberg 2000, S. 161–204.

⁵ Archiv der MGH, 537/8, REM an Mayer vom 29.7.1943.

Als Conrad Grau anfangs der 1990er Jahre die damaligen Ereignisse aus den Akten rekonstruierte⁶, bemühte er sich, die wissenschaftlichen Leistungen Mayers von dessen wissenschaftsorganisatorischer Tätigkeit zu trennen. Mayer sei bereit gewesen, resümierte Grau, sich »unter Wahrung des wissenschaftlichen Anspruchs [...] mit maßgebenden Stellen des nationalsozialistischen Staates zu arrangieren«⁷. Grau ging hier also von zwei Sphären aus, die sich nicht berühren⁸. Ihm ging es in seinem Beitrag in erster Linie um die Dokumentation und den Abdruck der einschlägigen, zu jenem Zeitpunkt in Westdeutschland noch völlig unbekannten Quellen⁹. Aus diesem Grund stellte er auch nicht die Frage nach anderweitigen Zusammenhängen.

Vierzehn Jahre nach Graus Ausführungen kommt man allerdings nicht umhin, den Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und Politik mit geschärfter Aufmerksamkeit zu begegnen. So gehe ich generell davon aus, daß außerwissenschaftliche Faktoren die wissenschaftliche Tätigkeit beeinflussen und damit Auswirkungen auf die Erkenntnisinteressen sowie die Formulierung von wissenschaftlichen Zielvorgaben haben¹⁰. Im Fall von Theodor Mayer stellt sich dabei die Frage nach den politischen Implikationen seiner wissenschaftsorganisatorischen Tätigkeit. Versucht man nun, die Paris-Initiative dieses umtriebigen Historikers nicht nur in den unmittelbaren, sondern in einen weiteren Entstehungszusammenhang einzuordnen, wird man den Blick auf Mayers Tätigkeit vor 1941 richten müssen. Dabei sollen folgende Fragen leitend sein: Wie läßt sich der Plan eines Pariser Instituts mit Mayers allgemeinem Wissenschaftsverständnis sowie mit seinen allgemeinen wissenschaftsorganisatorischen Vorstellungen und Absichten in Verbindung bringen? Warum stellte Mayer diese kulturpolitischen Überlegungen an bzw. welche wissenschaftspolitischen Überzeugungen spiegeln sich in dieser Initiative?

Um Antworten auf diese Fragen zu finden, werde ich im folgenden meinen Blick auf Mayers Aktivitäten der 1930er Jahre richten. Grundlage ist die Denkschrift aus dem Jahre 1941, die mir zugleich als zentraler Bezugspunkt dienen wird.

⁶ Conrad GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut in Paris während des zweiten Weltkrieges, in: *Francia* 19/3 (1993), S. 109–128.

⁷ *Ibid.*, S. 110.

⁸ *Ibid.*, S. 117f.

⁹ Als Mayer 1944 die Evakuierung der MGH von Berlin nach Pommersfelden veranlaßte, verblieb ein Teil der Institutsakten bei der Dienststelle in Berlin. Nach dem Krieg gelangte dieser Teil der MGH-Akten ins Archiv der ehemaligen Preußischen Akademie der Wissenschaften in Ostberlin. Heute befinden sie sich im Archiv der MGH in München.

¹⁰ Hier beziehe ich mich auf Ludwik FLECK, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt a.M. 1999, S. 90.

Wissenschaftliche Führerfunktion

Die militärischen Erfolge der Wehrmacht im Mai und Juni 1940 hatten weite Teile der deutschen Bevölkerung in einen wahren Freudentaumel versetzt. Wie die meisten seiner Berufskollegen geriet auch Theodor Mayer in einen Rausch nationaler Hochstimmung. Die wissenschaftliche Tätigkeit empfand er jetzt als eine doppelte Freude. Und wenn er auch beklagte, das Kriegshandwerk den Jüngeren überlassen zu müssen, war er doch überzeugt, als Wissenschaftler einen kriegswichtigen Beitrag leisten zu können¹¹.

Nachdem das Deutsche Reich im Mai/Juni 1940 Frankreich bezwungen und damit die kontinentaleuropäische Vorherrschaft errungen hatte, sah Mayer das Ende des Krieges in greifbare Nähe gerückt. Unter diesem Eindruck begann er, konkrete Überlegungen zur Neuordnung Europas in der vermeintlich unmittelbar bevorstehenden Nachkriegszeit anzustellen. Diesbezüglich sah er nicht nur die Politik, sondern namentlich die Geschichtswissenschaft vor große Herausforderungen gestellt. In seiner Denkschrift von 1941 bezeichnete er die Erreichung einer der politischen Stellung entsprechenden Führerfunktion im europäischen Raum als eine der wichtigsten Aufgaben der deutschen Geschichtswissenschaft¹². Die Konzeption eines europäischen Geschichtsbildes, das wesentlich von der deutschen Geschichtswissenschaft aus bestimmt sein sollte, erachtete der Historiker als derart wichtig, daß er für dieses »letzte Ziel«, wie er es nannte, im Reichserziehungsministerium beharrlich die Werbetrommel rührte¹³. Mayers Interpretation fußte dabei auf der festen Überzeugung, daß Europa nach dem militärischen ein geistiger Kampf bevorstehen werde¹⁴. Wollte die deutsche Geschichtswissenschaft diesen für sich entscheiden und damit die geistige Führung in Europa übernehmen, dann war es unumgänglich, im besetzten Ausland wissenschaftliche Stützpunkte einzurichten. Dies betraf im Besonderen den »Erbfeind« Frankreich, gegen dessen politische Ansprüche Mayer bereits als Leiter der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft in den 1930er Jahren agiert hatte. Jedenfalls werde man, schrieb Mayer seinem Kontaktmann Werner Best, damals Leiter der Abteilung Verwaltung beim deutschen Militärbefehlshaber in Frankreich, um die Errichtung einer rein wissenschaftlichen Forschungsstätte in Paris nicht herumkommen¹⁵.

Mayer war der Ansicht, daß die von ihm formulierte Nachkriegsaufgabe nur durch strengste wissenschaftliche Arbeit auf weitester Grundlage und mit den

¹¹ Stadtarchiv Konstanz (StdAK), NL Mayer, Varia 24, Mayer an Bock vom 3.6.1940.

¹² Archiv der MGH, 537/61, Denkschrift über die Errichtung eines deutschen historischen Instituts in Paris vom 10.2.1941.

¹³ Vgl. z. B. StdAK, NL Mayer, 13/67a, Mayer an Klett (REM) vom 11.2.1941.

¹⁴ Archiv der MGH, 537/61, Denkschrift über die Errichtung eines deutschen historischen Instituts in Paris vom 10.2.1941.

¹⁵ Vgl. auch Archiv der MGH, 537/49, Mayer an Best vom 1.7.1941.

besten Kräften und Methoden aber auch der klarsten Zielsetzung gelöst werden könne¹⁶. Mit der Forderung nach strengster Wissenschaftlichkeit in der Durchführung postulierte Mayer eine scharfe Trennlinie zwischen Wissenschaft und Propaganda. Diese Grenze aufrecht zu erhalten, entsprach seinem Ethos als ernsthafter Wissenschaftler – eine Haltung, die er mit der großen Mehrheit seiner deutschen Berufskollegen teilte.

Allerdings ist nicht zu übersehen, daß die wissenschaftliche Wahrnehmung Theodor Mayers mit seinem nationalpolitischen Bewußtsein eng gekoppelt war. So stand für ihn unverrückbar fest, daß die deutsche Geschichtsforschung der französischen weit überlegen sei. Zwar wies Mayer auf die ruhmreiche Vergangenheit der französischen Geschichtswissenschaft hin, doch in seinen Augen hatte die deutsche Historiographie seit dem Weltkrieg einen solchen Aufschwung in der Methode der Forschung und in den Problemstellungen vollzogen, daß sie »heute die französische zweifellos überholt« habe. Konkret lag für Mayer diese Überlegenheit in der methodischen Verbindung zwischen Urkundenforschung und geschichtlicher Landesforschung begründet¹⁷, deren Möglichkeiten er selbst seit längerem auslotete. Die deutsche Geschichtswissenschaft schien ihm jedenfalls heute wohl in der Lage zu sein, sich eine führende Stellung in der europäischen Geschichtswissenschaft zu sichern¹⁸.

Wenn Theodor Mayer die Thesen eines Franz Petri zur Entstehung der germanischen Sprachgrenze in Nordfrankreich¹⁹ auch nicht in ihrer ganzen Schärfe teilte – die Vorstellung einer geschlossenen germanischen Siedlung im Westraum hatte es ihm zumindest angetan²⁰. So schrieb Mayer, die neuere (deutsche) Geschichtsforschung habe den Nachweis erbracht, daß Nordfrankreich ein weitgehend »germanischer Raum« sei. Mochte auch der größte Teil der Germanen dort sprachlich romanisiert worden sein – für Mayer stand außer Frage, daß »dem Blute und den großen geschichtlichen Leistungen auf allen Gebieten des ganzen Lebens in Volk und Staat nach [...] der Anteil der Germanen bedeutend« gewesen sein müsse. Der Nachweis sollte nun im einzelnen genau und verläßlich geführt werden. Da man sich methodisch im Vor-

¹⁶ Archiv der MGH, 537/61, Denkschrift über die Errichtung eines deutschen historischen Instituts in Paris vom 10.2.1941.

¹⁷ Darüber hinaus sei auch die »an und für sich reichere und mannigfaltigere Geschichte Deutschlands« für den Aufschwung verantwortlich; Archiv der MGH, 537/62, Denkschrift über die Errichtung eines deutschen historischen Instituts in Paris vom 10.2.1941.

¹⁸ Ibid.

¹⁹ Franz PETRI, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. Die fränkische Landnahme in Frankreich und den Niederlanden und die Bildung der westlichen Sprachgrenze, 2 Bde., Bonn 1937.

²⁰ Für den »Westraum«, so Mayer, hätten Petri und Steinbach »den Nachweis einer unter germanischer Führung stehenden, durch germanische Siedlung und Herrschaft begründeten Kultureinheit von der Loire bis zur Ostsee erbracht«; Theodor MAYER, Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte, in: Deutsche Wissenschaft. Arbeit und Aufgabe, Leipzig 1939, S. 26–28, hier S. 27.

teil währte, war Mayer überzeugt, auf dieser Grundlage »ein[en] allgemeine[n] deutsche[n] Führungsanspruch« begründen zu können²¹.

Geschichtswissenschaft mit Ziel

Wenn Mayer in seiner Denkschrift von einer Führerfunktion sprach, geschah das nicht aus opportunistischen Gründen. Schaut man sich Mayers wissenschaftlichen Werdegang genauer an, so zeigt sich, daß sich in seiner wissenschaftsorganisatorischen Initiative Denkfiguren finden, deren Ursprünge in den 1930er Jahren liegen. So hatte sich Mayer bereits damals zu einer an den politischen Bedürfnissen orientierten Geschichtsschreibung bekannt: Für seine Disziplin forderte er eine große »Aufgabe und Funktion«, die er – prägnant und zeitgemäß – als »Führeramt im Volksganzen« bezeichnete²². Welche wissenschaftsorganisatorischen Vorstellungen in dieser Aussage zum Ausdruck gelangten, soll im folgenden erläutert werden.

Als Theodor Mayer im Jahre 1930 von Prag nach Gießen übersiedelte, verschoben sich auch seine wissenschaftlichen Interessen und die damit verknüpften räumlichen Bezugspunkte. Er wandte sich nun definitiv von den wirtschaftsgeschichtlichen Problemen ab und dafür der hochmittelalterlichen Verfassungsgeschichte zu. Dabei konzentrierte er sich zunächst auf die westdeutschen regionalen »Räume«, die er in Beziehung zur Reichs- und Volksgegeschichte setzte. Mayers Ansichten waren dabei stark von der gesamtdeutschen Geschichtsauffassung geprägt²³. Dieses vom österreichischen Historiker Heinrich von Srbik begründete Konzept war als Alternative zur groß- und kleindeutschen Auffassung entwickelt worden, wobei in Anlehnung an den alten Reichsgedanken das Gemeinsame zwischen Deutschland und Österreich betont wurde. Durch den Bezug auf das Gesamtdeutschtum sollte eine einheitliche Geschichte »des durch Blut, Sprache und Kultur, durch Raum und Schicksal einheitlichen deutschen Volkes« herausgearbeitet und damit das Trennende endgültig überwunden werden²⁴. Der gesamtdeutschen Auffassung lag sowohl ein wissenschaftliches als auch ein nationalpolitisches Ziel zugrunde²⁵.

²¹ Archiv der MGH, 537/62–63, Denkschrift über die Errichtung eines deutschen historischen Instituts in Paris vom 10.2.1941.

²² Theodor MAYER, Vortrag anlässlich der Festsitzung der Badischen Historischen Kommission vom 14.12.1935, in: ZGOR 49 (1936), S. 523–536, hier S. 531.

²³ Über diese Zusammenhänge siehe MAYER, Stellung Rheinfrankens (wie Anm. 1), S. 7f.

²⁴ Heinrich VON SRBIK, Gesamtdeutsche Geschichtsauffassung, in: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 8 (1930), S. 1–12, hier S. 2, 10.

²⁵ Vgl. auch Matthias PAPE, Ungleiche Brüder. Österreich und Deutschland 1945–1965, Köln 2000, S. 165.

Mayer ging davon aus, daß Landesgeschichte und Reichsgeschichte untrennbar miteinander verbunden sind. In seiner Freiburger Antrittsvorlesung von 1934 stellte er diesen Prozeß der Wechselwirkung dar, zugleich beschrieb er die Begriffe »Landschaft«, »Staat« und »Volk« als untrennbare Einheit. Damit postulierte er in politisch aktualisierender Weise einen Zusammenhang zwischen mittelalterlichem und »Drittem Reich«, zu jener Zeit bekanntlich ein äußerst populärer Gedanke²⁶. Für Mayer lag der Ausgangspunkt des national-sozialistischen Staates im »Volk«, das er »in unmittelbarem Verhältnis« zum »Führer« sah²⁷. Er war der festen Überzeugung, daß jede Gegenwart der Geschichtswissenschaft ganz bestimmte Aufgaben stelle, die, insofern sie die Aufgaben als solche erkennt, zu einer »unbedingt aktuellen Wissenschaft« werde. Durch den unbedingten Zusammenhang zwischen Volk und Führerstaat werde die Geschichte des Volkes zur »Volksgeschichte schlechthin, Staats- und Volksgeschichte«, hielt Mayer fest, »sind so betrachtet auch in der Forschung nicht mehr zu trennen«²⁸.

Die wissenschaftliche Erforschung des deutschen Volkes war für den gebürtigen Österreicher bereits Ende der 1920er Jahre zum Thema geworden. Unter dem Eindruck der Forschungen im Umfeld der Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig begann Mayer damals, sich mit Fragen des »Volkstums« und des »Raumes« auseinanderzusetzen²⁹, Themen, die ihn nach seiner Übersiedlung nach Gießen im Jahre 1930 noch intensiver beschäftigten. In Freiburg, wohin er 1934 berufen wurde, fand Mayer dann ein Forschungsumfeld vor, das gerade im Bereich der Landes- und Volksforschung ungemein lebendig war und den mittlerweile 50jährigen Mediävisten zu neuen wissenschaftlichen Fragestellungen anregte. Auch in wissenschaftsorganisatorischer Hinsicht waren die Freiburger Jahre von nachhaltiger Bedeutung, denn Mayer kam in dieser Zeit mit verschiedenen wissenschaftlichen Institutionen in Kontakt. Institutionen, deren Leitung er in dieser Zeit ausübte und auf die er entscheidend einzuwirken verstand.

An erster Stelle ist hier die Westdeutsche Forschungsgemeinschaft (WFG) zu nennen, deren Leitung Mayer 1935 übernahm. Diese interdisziplinär ausgerichtete Gemeinschaft gleich gesinnter Forscher war 1931 gegründet worden. Sie zählte damals mit vier weiteren, regional unterschiedlich ausgerichteten Forschungseinrichtungen zum Verbund der sogenannten Volksdeutschen For-

²⁶ Vgl. dazu allgemein Ursula WOLF, *Litteris et Patriae. Das Janusgesicht der Historie*, Frankfurt a.M. 1997.

²⁷ Theodor MAYER, *Volk und Staat der Deutschen. Vom Ersten, Zweiten und Dritten Reich*, in: *Glaube und Volk in der Entscheidung* 4 (1935) 3, S. 60–72, hier S. 70f.

²⁸ MAYER, *Staat der Herzoge von Zähringen* (wie Anm. 1), S. 3f., 31.

²⁹ DERS., *Aufgaben der Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern*, in: *Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung* 1 (1931) 3, S. 129–151. Dieser Aufsatz wurde zwar erst 1931 gedruckt, er entstand aber bereits während der Zeit in Prag, wo Mayer von 1923–1930 an der Deutschen Universität lehrte.

schungsgemeinschaften (VFG)³⁰. Wie ihre Vorgängerin, die Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig, konzentrierten sich auch die VFG ganz auf die interdisziplinäre Erforschung von deutsch besiedelten Grenz- und Sprachräumen. Im Falle der WFG dominierte eine antifranzösische Stoßrichtung. Zwischen 1935 und 1939 organisierte Theodor Mayer zahlreiche wissenschaftliche Tagungen, auf denen sich ein geladener Teilnehmerkreis jeweils mit einem ganz bestimmten Thema aus dem westdeutschen Grenzraum befaßte. Wie politisch die an den Methoden der Landes- und Volksforschung orientierte Gemeinschaftsarbeit der WFG war, wird aus den zahlreichen Tagungsprotokollen ersichtlich, die allesamt als streng vertraulich zu behandeln waren³¹. Daß Theodor Mayer wiederholt auf den gesamtdeutschen Charakter der Westforschung hingewiesen hat, macht deutlich, daß er Landesgeschichte, Volkstumsforschung und gesamtdeutsche Geschichtsbeurteilung in einem direkten Zusammenhang sah³².

Der WFG waren verschiedene landeskundliche Institute angeschlossen. Sie verfügte somit über zahlreiche kooperierende Forschungseinrichtungen und Kontaktstellen und war für die Organisation und Koordination der volkstumswissenschaftlichen Forschungen in den angeschlossenen Instituten zuständig³³. Eines dieser Institute war das Alemannische Institut in Freiburg³⁴. 1931 nach dem Vorbild des Bonner Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande³⁵ gegründet, wurde es im Zuge der nationalsozialistischen »Machtergreifung« aufgelöst und neu organisiert. Im Frühjahr 1935 wurde

³⁰ Vgl. zur Geschichte der VFG Michael FAHLBUSCH, *Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die »Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften« von 1931–1945*, Baden-Baden 1999.

³¹ Vgl. zum Politisierungsgrad der WFG auch Peter SCHÖTTLER, *Die historische »Westforschung« zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensive*, in: DERS. (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*, Frankfurt a.M. 1997, S. 204–261.

³² Z.B. im Jahresbericht der WFG für 1935/36; Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BABL), R153/1495, Jahresbericht der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft für 1935/36 vom 18.3.1936.

³³ FAHLBUSCH, *Wissenschaft* (wie Anm. 30), S. 368.

³⁴ »Darüber hinaus ist das Alemannische Institut in das System der Forschungsgemeinschaften einzugliedern, d.h. es bildet zusammen mit der bereits bestehenden Rheinischen Forschungsgemeinschaft und dem Elsaß-Lothringischen Institut in Frankfurt a.M. die Westdeutsche Forschungsgemeinschaft«; Stadtarchiv Freiburg (StdAF), C4/X/19/10, Reichsministerium des Innern an Kerber vom 21.10.1935. Nebst dem Oberrheinischen Institut gehörten zur WFG das Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, das Elsaß-Lothringen-Institut an der Universität Frankfurt am Main sowie das Provinzialinstitut für Westfälische Landes- und Volksforschung in Münster; Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA/AA), R60293, Jahresbericht der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft für 1936/37, Bl. E63168.

³⁵ Vgl. Marlene NIKOLAY-PANTER, *Geschichte, Methode, Politik. Das Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande 1920–1945*, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* (1996), S. 233–262.

Theodor Mayer zum wissenschaftlichen Leiter ernannt. Organisatorisch und personell war das Alemannische Institut eng mit der WFG verflochten, und Mayer beabsichtigte, diese städtische Einrichtung auf eine neue Grundlage zu stellen³⁶. Unter Anwendung moderner landesgeschichtlicher Methoden sollte jetzt die wissenschaftliche Erforschung des »alemannischen Raumes« vorangetrieben werden³⁷. Damit gerieten auch jene Gebiete in den wissenschaftlichen Fokus, die jenseits der deutschen Grenze lagen.

Zu diesem Zweck beabsichtigte Theodor Mayer, die Zusammenarbeit mit ausländischen Forschern, namentlich mit Schweizern und Elsässern, zu verstärken – eine Initiative, die unter den damaligen politischen Bedingungen rasch zu einer kulturpolitisch brisanten Angelegenheit werden konnte. Dem Historiker war es ein wichtiges Anliegen, möglichst viele ausländische Forscher mit den methodischen Standards der deutschen Landesforschung vertraut zu machen und von deren wissenschaftlichem Potential und Bedeutung zu überzeugen. Dabei war sich Mayer bewußt, daß »wir nur durch strengste wissenschaftliche Leistung auf die Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit der deutschen Wissenschaft verweisen können«³⁸.

Der Erfolg dieser Strategie hing in entscheidendem Maße davon ab, ob es gelang, die im Ausland teils bestehenden Vorbehalte gegenüber deutschen kulturpolitischen Initiativen zu zerstreuen. Aus diesem Grund setzte sich Mayer beharrlich für eine Namensänderung des Alemannischen Instituts ein, da er vermutete, daß »übergroße Empfindlichkeiten des Auslandes bestünden und man mit dem Wort »alemannisch« Absichten politischer Annexion«³⁹ assoziieren könnte. Anfang 1936 wurde das Institut in Oberrheinisches Institut für geschichtliche Landeskunde umbenannt⁴⁰. Gemäß Mayer entsprach der neue Name zudem »besser den Aufgaben, die nicht ausschließlich auf den oberrheinischen Raum beschränkt sein, sondern allgemein die Fragen behandeln sollen, die sich aus der Berührung deutschen und germanischen Volkstums mit nicht germanischem im deutschen Südwestraum ergeben«⁴¹.

In der Folge bemühte sich Mayer allerdings vor allem um Kontakte zu jenen Gelehrten, welche »die gleichen wissenschaftlichen Ziele verfolgen wie das Institut«⁴². In der Praxis bedeutete dies, daß ein wissenschaftlicher Austausch nur mit deutschfreundlichen Wissenschaftlern stattfand. Diese Einschätzung gilt folglich auch für die WFG, in deren Namen das Oberrheinische

³⁶ StdAF, C4/X/19/10, Hefele an Kerber vom 26.4.1935.

³⁷ Ibid., Satzung des Alemannischen Instituts Freiburg i.Br. (Abschrift).

³⁸ BABL, R153/1495, Jahresbericht der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft für 1935/36 vom 18.3.1936, Bl. 39.

³⁹ StdAF, C4/X/19/10, RMdI (Bourwieg) an Kerber vom 6.2.1936 sowie Eingabe Mayers an das RMdI vom 9.1.1936.

⁴⁰ Ibid., Mayer an Kerber vom 9.1.1936.

⁴¹ Ibid., Eingabe Mayers an das RMdI vom 9.1.1936.

⁴² Ibid., Haushaltsplan für das Rechnungsjahr 1936/37 vom 10.3.1936.

Institut mehrere Tagungen organisierte. In der damaligen politischen Situation bestand wenig Aussicht, sich unter den dem Nationalsozialismus kritisch eingestellten Ausländern Gehör zu verschaffen. Deshalb erstaunt es auch nicht, daß es sich bei den ausländischen Tagungsteilnehmern der WFG in aller Regel um germanophile Wissenschaftler handelte. Unter den gegebenen Umständen waren vor allem sie für die interdisziplinären Methoden der deutschen Landes- und Volksforschung zu gewinnen. Daß damals ein Wissenschaftler aus Unbedachtheit eine Einladung zu einer WFG-Tagung annahm, war höchst unwahrscheinlich. So lehnte auch der Schweizer Historiker Marcel Beck das Angebot zur Teilnahme an der Schönauer Tagung der WFG 1938 mit der Begründung ab, daß die »politischen Ereignisse der letzten Zeit [...] einem Schweizer größte Zurückhaltung gegenüber jeglicher volksdeutscher Aufbauarbeit auferlegen, RH], wie sie in der W.F. [WFG, RH] vornehmlich getrieben wird«⁴³. Das Ergebnis dieser Form von Wissenschaftspolitik war eindeutig: Kontroverse Diskussionen über Methoden, geschweige denn über Erkenntnisinteressen blieben aus⁴⁴.

Als Vorsitzender der WFG formulierte Theodor Mayer das ambitionierte Ziel einer »neuen Grundlegung der alemannischen Geschichte«. Er wollte dies mit »umfassende[n] Forschungen auf allen Gebieten« erreichen und rechnete mit einem raschen Abschluß innert zweier Jahre⁴⁵. Zur »neuen Grundlegung« sollte auch die Universität Freiburg ihren Beitrag leisten. Anlässlich der anstehenden Neubesetzung des konkordatsgebundenen Lehrstuhls für Geschichte⁴⁶ präziserte Theodor Mayer seine Vorstellungen. Die Aufgabe der Grenzuniversität sah er darin, »über die Grenze hinweg die Zusammenhänge mit dem geistigen Leben besonders der deutschen Volksteile in der Schweiz und in Elsaß-Lothringen lebendig zu erhalten und in diesem geistigen Leben sich eine führende Rolle zu erwerben und zu bewahren«. Zu den wichtigsten Fächern

⁴³ Zentralbibliothek Zürich (ZBZ), Nachlaß Hans Nabholz, 15.11, Beck an Mayer vom 22.2.1938 (Abschrift). Marcel Beck wußte, wovon er sprach, nahm er doch ab Oktober 1935 während anderthalb Jahren einen Forschungsauftrag am Oberrheinischen Institut wahr (StdAF, C4/X/19/10, Jahresbericht des Oberrheinischen Instituts für geschichtliche Landeskunde 1936/37, o. D., S. 7).

⁴⁴ Vgl. auch die Erinnerungen von Paul Roth, dem damaligen Leiter des Staatsarchivs Basel: »Bald darauf aber erwies sich, [...] daß bei den Deutschen im Hintergrunde Kräfte im Spiele waren, die einerseits auf den Ausschluß der Straßburger Universitätslehrer abzielten und andererseits die Gruppierung einer elsässischen und schweizerischen Gefolgschaft bezweckten« (Staatsarchiv Basel-Stadt [SABS], PA 454a, 16/3: Privatarhive, Nachlaß Paul Roth, Leiter des Staatsarchivs Basel, 1933–1956 [Erinnerungen], S. 44). Roth äußerte sich hier vor allem zu den Tagungen der WFG 1937, insbesondere nach der Tagung in Basel am 26.9.1937. Für diesen Quellenhinweis danke ich Wolfgang Freund.

⁴⁵ BABL, R153/1495, Jahresbericht der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft für 1935/36 vom 18.3.1936, Bl. 40.

⁴⁶ Dabei handelte es sich um den Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte (Nachfolge von Philipp Funk).

für diese Aufgabe gehörte nach Mayer die Geschichtswissenschaft, insbesondere jene Zweige, die »jenseits der Grenze nicht oder nicht voll betrieben werden«, wie er sich ausdrückte. Dazu zählte er die historischen Hilfswissenschaften und die geschichtliche Landesforschung, mit denen der »Einbau der Geschichte des Oberrheingebietes in die gesamtdeutsche Geschichte und die Eingliederung der ganzen Geschichtsforschung im Oberrheingebiet in die deutsche Geschichtswissenschaft gelingen sollte. Eine führende Stellung der deutschen Forschung war in Mayers Augen aber nur zu erreichen, wenn die Freiburger die Gebenden sind, wenn sie etwas bringen, was jenseits der Grenze nicht oder nicht genügend betrieben wird«⁴⁷.

Als Publikationsort schwebte Mayer die »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins« (ZGOR) vor, das Organ der Badischen Historischen Kommission (BHK), deren Vorsitzender Mayer im Mai 1935 geworden war. Aufgrund des geltenden Führerprinzips konnte er nun den Inhalt dieser wichtigen südwestdeutschen Zeitschrift für Landesgeschichte maßgeblich mitbestimmen. Die ZGOR erachtete Mayer als ideales Mittel zur Propagierung der Landes- und Volksforschung. Man brauche keine neue Zeitschrift zu gründen, meinte er, sondern es könne die ZGOR, die sowohl im Elsaß als auch in der Schweiz bekannt sei, noch »stärker auf diese Fragen eingestellt werden«⁴⁸. Tatsächlich war Mayer bestrebt, möglichst viele Beiträge aufzunehmen, die sich mit der Schweiz oder aber mit der Geschichte des elsässisch-lothringischen Raumes befaßten⁴⁹. Damit sollte einerseits deutsche wissenschaftliche Präsenz markiert werden, andererseits umschrieb Mayer das wissenschaftliche Leben im Elsaß generell als »zu schwach«. Er war darum überzeugt, »bei gewissen Fragen eingreifen« zu müssen⁵⁰. Bei alledem stand außer Frage, daß die Beiträge von höchster wissenschaftlicher Qualität sein mußten, um der französischen Kritik möglichst wenig Angriffsflächen zu bieten⁵¹.

Die Badische Historische Kommission selbst wollte Mayer auf eine größere Anzahl von Ausschüssen verteilen. Dabei hielt er es für geboten, »daß der Vorsitz sich, wenn er es für nötig hält, in jeden Ausschuß einschalten [...] oder ein anderes Vorstandsmitglied [...] dazu delegieren kann«⁵². Weil die Kommission jetzt nach dem Führerprinzip eingerichtet sei, könne er machen, was er für gut halte, schrieb Mayer Ende 1935 an den befreundeten Wiener

⁴⁷ Staatsarchiv Freiburg (SAF), C 25/2, Nr. 59, Mayer an Maurer (Dekan) vom 16.1.1938.

⁴⁸ BABL, R153/1495, Jahresbericht der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft für 1935/36 vom 18.3.1936, Bl. 40.

⁴⁹ Ibid.; Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK), 449/233, Mayer an Baier vom 4.2.1936.

⁵⁰ Ibid., Mayer an Baier vom 5.9.1937.

⁵¹ Ibid., Mayer an Baier vom 25.3.1936.

⁵² Ibid., Mayer an Baier vom 24.11.1935. Über Mayers Unzufriedenheit mit der Tätigkeit der Unterausschüsse vgl. ibid., Mayer an Baier vom 14.4.1936 sowie vom 1.3.1936. In letzterem Brief liest man: »Haben Sie einmal von irgendeinem Unterausschuß etwas gehört? Die scheinen allgemein das Führerprinzip dahin aufzufassen, daß sie jetzt gar nichts mehr tun«.

Historiker Wilhelm Bauer: »[I]ch kann über die ganzen Kredite verfügen, das Arbeitsprogramm bestimmen usw., das gibt natürlich große Verantwortung und sicher Kritik, aber man kann auch was auf die Beine bringen«⁵³.

In diesen politisierten Wissenschaftskontext gehört auch Mayers Idee einer Konzentration der bestehenden südwestdeutschen wissenschaftlichen Institutionen. Gemäß seinen Vorstellungen sollte die BHK nämlich zu einer Art Dachorganisation der südwestdeutschen Historiker werden. »Politik des historischen Mittelpunktes« nannte Mayer diesen Plan, den er in einem Brief an Hermann Baier, damals Direktor des Generallandesarchivs Karlsruhe und Schriftführer der Kommission, genauer umschrieb: »Der Sinn wäre der, daß wir alle südwestdeutschen Historiker in irgendeiner Form an die badische Kommission heranziehen würden und sozusagen der kommissionelle Mittelpunkt für Südwestdeutschland würden«⁵⁴. Mayer war aufgefallen, daß es in der Region keine zweite Kommission gab, deren Konkurrenz man dabei zu fürchten brauchte⁵⁵. Durch persönliche Bindungen sollte die BHK in der südwestdeutschen Wissenschaftslandschaft zukünftig fester verankert werden. Darum ernannte Mayer eine ansehnliche Zahl an neuen Kommissionsmitgliedern. In manchen Fällen waren diese Ernennungsvorschläge nicht frei von politischen Erwägungen. So sollte beispielsweise der Österreicher Heinrich von Srbik Ehrenmitglied werden, obschon sich dieser keine besonderen Verdienste um die badische Geschichte (wie in den Statuten eigentlich vorgesehen) erworben hatte⁵⁶. Allerdings handelte es sich bei Srbik bekanntlich um einen der prominentesten Vertreter der gesamtdeutschen Geschichtsauffassung. Dies war kein Zufall und kann als Versuch gelesen werden, die Verbindung zwischen geschichtlicher Landesforschung und gesamtdeutscher Geschichtsauffassung in personeller Hinsicht zu intensivieren.

Ordnung und Ausweitung des Programms nach Kriegsbeginn

Theodor Mayers Plan, die südwestdeutsche Landesforschung auf eine neue Grundlage zu stellen, schien auf guten Wegen zu sein. Doch zogen nicht alle der Beteiligten am selben Strick. Im Laufe der Zeit kam es zu vielfältigen und

⁵³ Österreichische Akademie der Wissenschaften in Wien (ÖAdW), NL Wilhelm Bauer, 4/17, Mayer an Bauer vom 15.12.1935.

⁵⁴ Diese Politik konnte nicht zuletzt im Rahmen einer regelmäßigen Zusammenkunft der südwestdeutschen Vereine umgesetzt werden (vgl. als Beispiel GLAK, NL Andreas, 69N/778, Protokoll der Zusammenkunft südwestdeutscher Geschichtsvereine vom 9./10.7.1938).

⁵⁵ Ibid., 449/14, Mayer an Baier vom 5.12.1935.

⁵⁶ ÖAdW, NL Wilhelm Bauer, 4/17, Mayer an Bauer vom 5.6.1935.

letztlich unlösbaren Konflikten Mayers mit staatlichen Stellen und mit verschiedenen Wissenschaftlerkollegen. In diesen Machtkämpfen, die an dieser Stelle nicht im Detail ausgebreitet werden können, spielten wissenschaftliche, aber auch machtpolitische und nicht zuletzt persönliche Motive eine Rolle. Mayer folgte der Berufung nach Marburg 1938 jedenfalls nicht ganz freiwillig. Dort hatte er spätestens mit der Übertragung des Rektorats im Herbst 1939 wieder eine universitär wie auch gesellschaftlich exponierte Stellung inne⁵⁷. Wie bereits angedeutet, versetzte die just in jener Zeit beginnende Phase der sogenannten Blitzkriege Theodor Mayer in einen wahren Freudentaumel. Dies blieb nicht ohne Auswirkungen auf die wissenschaftliche Urteilsbildung.

Diese Entwicklung läßt sich am Beispiel von Mayers Rede anlässlich der Feier der Reichsgründung und der Machtübernahme am 30. Januar 1940 veranschaulichen. In diesem Vortrag machte sich der Historiker Gedanken zur gegenwärtigen nationalsozialistischen Neuordnung Europas. Zudem skizzierte er die zukünftigen Aufgaben seiner Fachdisziplin. Ausgangspunkt seiner Überlegungen war noch immer die gesamtdeutsche Geschichtsauffassung, die Mayer nun als »Ruhmestitel der deutschen Geschichtswissenschaft als einer politischen Wissenschaft« bezeichnete. Die gesamtdeutsche Auffassung, stellte der Historiker mit Genugtuung fest, habe sich heute »als selbstverständlich durchgesetzt«. Ohne von ihrem wissenschaftlichen Charakter jemals etwas einzubüßen, habe sie dort eine Einheit geschaffen, wo die einzelstaatliche Betrachtungsweise zuvor »zerteilt und aufgelöst« habe. Das deutsche Volk, das Mayer jetzt als »selbstverständliche und unverrückbare Einheit« beschrieb, wurde als eigentlicher Ausgangs- und Fixpunkt dieser Auffassung präsentiert. Durch diesen Bezug bestand laut Mayer nicht die Gefahr, sich »in einem über- und unnationalen Humanitätsideal zu verlieren«⁵⁸.

Angesichts der Umwälzungen im Zuge der nationalsozialistischen Eroberungspolitik sah Mayer nun allerdings die Zeit gekommen, die »gesamtdeutsche« durch eine »gesamteuropäische Geschichtsbetrachtung« zu ersetzen. Das Ziel, das mit einem solchen Perspektivenwechsel verbunden war, lag in einer auf dem volkstumswissenschaftlichen Paradigma fußenden Art der »Beweisführung«, wonach Deutschland in der europäischen Geschichte stets die hervorragende »Ordnungsmacht« gewesen war. Nur im Rahmen der gesamteuropäischen Geschichtsbetrachtung, argumentierte Mayer, werde »die Stellung und Funktion der germanischen Mitte in Europa als das Prinzip der Ordnung und des Aufbaues verständlich«⁵⁹. Derartige Überzeugungen bildeten die

⁵⁷ Vgl. zur Rektoratsführung Mayers: Anne Chr. NAGEL, Zwischen Führertum und Selbstverwaltung. Theodor Mayer als Rektor der Marburger Universität 1939–42, in: Winfried F. SPEITKAMP (Hg.), Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Marburg 1994, S. 343–364.

⁵⁸ Theodor MAYER, Deutschland und Europa (Marburger Universitätsreden, 3), Marburg 1940, S. 6.

⁵⁹ Ibid., S. 21.

ideologische Grundlage für Mayers Vorschläge zur konkreten Umsetzung dieser »gesamteuropäischen Geschichtsbetrachtung«, die er in einem Zeitungsartikel vom Februar 1941 präsentierte. »Bei der Geschichtswissenschaft«, schrieb er dort, »ist ein gewaltiger Aufstieg seit einiger Zeit in methodischer Hinsicht, aber auch in bezug auf die Darstellung und die Problematik ganz unverkennbar. Aber diese Tatsache fordert, daß ein Gesamtziel und ein Gesamtplan für die Wissenschaftsaufgaben festgelegt wird«⁶⁰.

Daß diese Vorstellungen auch in Mayers wissenschaftsorganisatorische Tätigkeit einfließen, läßt sich an zwei Beispielen zeigen: einerseits an seiner Leitung der Abteilung Mittelalter des Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften, andererseits an seiner Amtsführung als Präsident des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde, der *Monumenta Germaniae Historica*.

In seiner Funktion als Leiter des Kriegseinsatzes organisierte Mayer von 1940 bis Kriegsende mehrere Tagungen, zu denen er jeweils eine begrenzte Zahl von Wissenschaftlern verschiedener Fachdisziplinen einlud. Mehrere Publikationen⁶¹ sowie die überlieferten Protokolle dokumentieren die vielfältigen politischen Implikationen dieser mittlerweile gut erforschten Gemeinschaftsarbeit⁶². Der Landeshistoriker Walter Schlesinger, der damals selbst an einer dieser Tagungen teilgenommen hatte, lobte Mayer nach dem Krieg als außergewöhnlichen Wissenschaftsorganisator, der mit den sogenannten »Gespräche[n] im kleinen Kreise« geradezu revolutionär anmutende Veränderungen im Rahmen der deutschen Mittelalterforschung bewirkt habe⁶³. Wirft man jedoch einen Blick auf die erhaltenen Tagungsprotokolle, vor allem aber auf

⁶⁰ Theodor MAYER, Politik und Geschichte. Aufgaben der Forschung im neuen Europa, in: Berliner Börsenzeitung, 7.2.1941, S. 1f. Dieser programmatische Artikel wurde mehrmals abgedruckt; vgl. Die deutsche Geschichtswissenschaft und ihre Aufgaben im neuen Europa, in: Deutscher Wissenschaftlicher Dienst 33 (9.2.1941); sowie: Die Geschichtsforschung im neuen Europa, in: Völkischer Beobachter, Süddeutsche und Münchner Ausgabe, 11./12.4.1942, S. 4.

⁶¹ Fritz HARTUNG, Theodor MAYER, Walter PLATZHOFF, Paul RITTERBUSCH, Fritz RÖRIG, Carl SCHMITT, Hans ÜBERSBERGER, Hans ZEISS (Hg.), Das Reich und Europa, Leipzig 1941; Theodor MAYER (Hg.), Adel und Bauern im deutschen Staat des Mittelalters, Leipzig 1943.

⁶² Vgl. Frank-Rutger HAUSMANN, »Deutsche Geisteswissenschaft« im Zweiten Weltkrieg. Die »Aktion Ritterbusch« (1940–1945), Dresden, München 1998, S. 201, der resümiert, »daß diese Wissenschaft kontextualisiert war und ideologischen Zwecken diente«. Vgl. über den Stellenwert der Gemeinschaftsarbeit im Leben und Werk Theodor Mayers demnächst Reto HEINZEL, Von der Volkstumswissenschaft zum Konstanzer Arbeitskreis. Theodor Mayer und die interdisziplinäre deutsche Gemeinschaftsforschung, in: Ralph MELVILLE, Stefan ALBRECHT, Jiří MALÍŘ (Hg.), Die »sudetendeutsche Geschichtsschreibung« 1918–1960. Zur Vorgeschichte und Gründung der Historischen Kommission der Sudetenländer zur böhmisch-mährischen Geschichte, München 2007 (im Druck).

⁶³ Vgl. Walter SCHLESINGER, Theodor Mayer und der Konstanzer Arbeitskreis, in: Theodor Mayer und der Konstanzer Arbeitskreis. Theodor Mayer zum 80. Geburtstag, Konstanz 1963, S. 11–29, hier S. 16.

die einschlägige Korrespondenz, wird klar, daß es für Mayer beim Kriegseinsatz um mehr ging als um die Aufrechterhaltung des wissenschaftlichen Austausches in einer schweren Zeit. Auch sah er darin nicht nur eine momentane, sondern eine dauerhafte Aufgabe. In einem Brief von 1941 beispielsweise zeigte er sich zuversichtlich, daß diese »offizielle Einrichtung [...] wohl nach dem Kriege bleiben [...] und eine wichtige Organisation der Wissenschaft bilden wird«⁶⁴. Man darf vermuten, daß Theodor Mayer nicht zuletzt an ein Instrument zur Forschungslenkung dachte oder in der Einrichtung zumindest eine Möglichkeit sah, einen substantiellen Beitrag zur Festigung »gesamteuropäischer« Forschungsaufgaben zu leisten.

Mit der Übernahme der Leitung der MGH im Frühjahr 1942 erweiterte sich der Spielraum zur Umsetzung von Theodor Mayers wissenschaftsorganisatorischen Plänen. Obschon er in der Nachkriegszeit unablässig beteuerte, er sei zur Übernahme der MGH praktisch gezwungen worden, läßt sich aus den zeitgenössischen Quellen auch etwas anderes herauslesen. »Die Aufgabe ist sehr groß und schön«, schrieb er etwa an seinen Studienfreund August von Loehr, »da ich gleichzeitig den Einsatz der Geisteswissenschaften leite. Dank dieser Doppelfunktion habe er jetzt auch große Möglichkeiten, wie sie vorher nicht bestanden«⁶⁵.

Tatsächlich plädierte Mayer in einer Denkschrift, die er im Herbst 1942 ans zuständige Ministerium richtete⁶⁶, für eine grundlegende Änderung im Aufbau und Arbeitsprogramm der MGH. Als oberste Richtlinie schwebte ihm »die Ausrichtung der Arbeiten im volksdeutschen und gemeingermanischen Sinn vor, d.h. die Leistungen der Germanen, besonders aber des deutschen Volkes in Europa« sollten zum Gegenstand der Forschung gemacht werden. Angesichts der weiträumigen Verbreitung germanischer Völker und dem damit kaum zu überblickenden Ganzen mußte dieses Arbeitsprogramm zwangsläufig zu einer »räumliche[n] Ausweitung des Arbeitsgebietes sowie zu einer Konzentrierung des Arbeitseinsatzes auf bestimmte Aufgaben und Probleme« führen. Mayer sprach jetzt von einer »gesamtgermanische[n] Geschichtsbetrachtung«, welche das übergeordnete Ziel darstellte. Diese Vorstellung fußte auf der Doktrin, daß eine »gesamteuropäische Betrachtung der europäischen Geschichte des Mittelalters und auch der Neuzeit [...] immer germanisch sein« könne und müsse⁶⁷.

Die von Mayer angestrebte Neuausrichtung der MGH sollte durch die Gründung von »Institute[n] oder Zweigstellen außerhalb des Reiches« flan-

⁶⁴ StdA Singen, NL Karl Siegfried Bader, Allg. Korrespondenz, Mayer, Theodor, Mayer an Bader vom 12.9.1941.

⁶⁵ StdAK, NL Mayer, 13/85, Mayer an Loehr vom 26.4.1942.

⁶⁶ BABL, R 4901/14048, Bl. 170, Mayer an REM vom 9.10.1942.

⁶⁷ StdAK, NL Mayer, Varia 43, Denkschrift Mayers über Stand und Aufgaben der MGH (o.D.).

kiert werden. Als Vorbild diente Mayer das Deutsche Historische Institut in Rom, das sich seiner Meinung nach mittlerweile allerdings zu sehr »von seiner Verbindung mit der deutschen Geschichtswissenschaft gelöst« habe⁶⁸. Dem MGH-Präsidenten schien es deshalb notwendig, das Deutsche Historische Institut in Rom, das dem Präsidenten der MGH direkt unterstellt war, »stärker als bisher in den Gesamtaufgabenkreis des Reichsinstituts« einzugliedern. Es sollte nicht länger Papstgeschichte oder italienische Geschichte betreiben, sondern »die germanische und deutsche Geschichte in Italien« pflegen. Die Gründung einer entsprechenden Einrichtung in Paris erhielt in diesem Programm oberste Priorität. Mayer schloß zudem nicht aus, in Zukunft »einen ähnlichen wissenschaftlichen Stützpunkt auch in Madrid zu errichten, um die Germanenforschung dort ins Leben zu rufen«⁶⁹.

Fazit

Theodor Mayers Idee, in Paris ein deutsches historisches Institut ins Leben zu rufen, ist untrennbar mit der Kriegsentwicklung in Westeuropa verbunden. Ohne die französische Niederlage von 1940 wäre ein derartiger Plan nicht denkbar gewesen. Ihm lag die politisch motivierte Vorstellung zugrunde, die deutsche Geschichtswissenschaft habe im nationalsozialistisch beherrschten Europa eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Ziel war es, eine den vermeintlichen Bedürfnissen der deutschen Forschung entsprechende gesamteuropäische Geschichtsbetrachtung zu etablieren.

Zweifelsohne haben Mayers angesehene Position als Rektor der Universität Marburg und späterer MGH-Präsident sowie als Leiter der Abteilung Mittelalter des »Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften« die Aufnahme seiner Vorschläge positiv beeinflusst. Allerdings können die mit dem Plan verbundenen Zielsetzungen nicht allein aus der unmittelbaren Kriegssituation heraus erklärt werden. Vielmehr zeigen sich in seiner Initiative spezifische Denkfiguren, die für den Historiker bereits in der Vergangenheit eine wichtige Rolle gespielt hatten. Der Blick auf Mayers Tätigkeit in den 1930er Jahren macht dabei deutlich, daß er, der über außergewöhnliche Fähigkeiten als Wissenschaftsorganisator verfügte, konkrete wissenschaftspolitische Ziele anvisierte. Seine Befähigung, gepaart mit einem starken Willen sowie einem ausgeprägten Selbstbewußtsein, schufen erst die notwendigen Voraussetzungen dafür, daß Mayer mit seinen Ideen in den gesellschaftlich und politisch spezifischen

⁶⁸ BABL, R 4901/14048, Bl. 170, Mayer an REM vom 9.10.1942.

⁶⁹ StDAK, NL Mayer, Varia 43, Denkschrift Mayers über Stand und Aufgaben der MGH (o.D.).

Bedingungen des nationalsozialistischen Staates Gehör fand, ein Staat, dessen Politik er schon bald nach dem 30. Januar 1933 weitgehend befürwortete.

Auf wissenschaftlicher Ebene war Theodor Mayer von den Methoden und Fragestellungen der deutschen Landes- und Volksforschung derart überzeugt, daß er offen von ihrer Überlegenheit sprach. Dieses Wissenschaftsverständnis basierte auf der Idee nationaler Konkurrenz, allenfalls ging es um die Beeinflussung der ausländischen Forschung. Kooperation und Verständigung hingegen waren diesem Denken fremd. Dies erklärt auch, weshalb Mayer so wenig Interesse an einer Zusammenarbeit zwischen deutscher und französischer Geschichtswissenschaft zeigte⁷⁰. Der Gedanke an eine Institutsgründung in Paris blieb somit bis zum Schluß mit den nationalsozialistischen Vorstellungen einer europäischen Neuordnung gekoppelt.

Das Projekt eines historischen Auslandsinstituts hat Theodor Mayer nach 1945 keineswegs begraben, allerdings ließ sich angesichts der veränderten politischen Lage nicht mehr direkt an die Denkschrift von 1941 anknüpfen. Mayer betonte jetzt, daß die wissenschaftliche und geschichtspolitische Notlage Deutschlands die Etablierung eines neuen krisenfesten Geschichtsbildes, aber auch die Errichtung weiterer Forschungsinstitute, dringend erforderlich machten⁷¹. Und rund zehn Jahre nach seiner ursprünglichen Denkschrift forderte der Historiker⁷² erneut die Errichtung eines deutschen historischen Instituts in Paris: Abendländische Geschichte setze voraus, schrieb er in einer Rezension, »daß sich der Forscher und Geschichtsschreiber auf eine höhere Warte zu erheben vermag, von der aus er alle Länder gleichmäßig überblickt. Die deutsche Geschichtswissenschaft braucht ein historisches Institut in Paris als Gegenstück zu dem in Rom«⁷³.

Angesichts der bevorstehenden Gründung des Centre allemand de recherches historiques stilisierte sich Theodor Mayer in einem Brief an Eugen Ewig zum geistigen Urheber dieser Einrichtung⁷⁴. Daß der Leiter des Konstanzer Ar-

⁷⁰ Mayers zu keinem Zeitpunkt näher ausgearbeiteter Vorschlag, es solle ein »ständiger Gedankenaustausch« und eine »ununterbrochene Fühlungnahme« mit der französischen Geschichtswissenschaft herbeigeführt werden, vermag an diesem Befund nichts zu ändern; vgl. Archiv der MGH, 537/63f., Denkschrift über die Errichtung eines deutschen historischen Instituts in Paris vom 10.2.1941.

⁷¹ Vgl. über die in der Nachkriegszeit wiederholt gemachten Aufforderungen Mayers zur Errichtung eines krisenfesten Geschichtsbildes HEINZEL, Von der Volkstumswissenschaft zum Konstanzer Arbeitskreis (wie Anm. 61).

⁷² Obgleich Theodor Mayer als »Mitläufer« entnazifiziert wurde, wurde er im Zuge der Neuorganisation der MGH im Herbst 1947 als Präsident abgesetzt. Vgl. zu diesen Vorgängen: Winfried SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, S. 150–155.

⁷³ Theodor MAYER, Das Hochmittelalter in neuer Schau, in: HZ 171 (1951), S. 449–472, hier S. 471. Darin setzte sich Mayer mit Friedrich Heers umstrittenem Buch »Aufgang Europas« auseinander.

⁷⁴ StdAK, 10/16, Mayer an Ewig vom 20.11.1957.

beitskreises damit beide Initiativen in eine gemeinsame geistige Traditionslinie rückte, empfand er ganz offensichtlich nicht als Problem. Dabei hätte er sich darüber im Klaren sein müssen, daß die mit der zukünftigen Forschungsstelle verfolgten Intentionen durchwegs anders gelagert waren als 1941 und daß der Gedanke eines Austausches zwischen deutscher und französischer Geschichtswissenschaft erst jetzt eine ernst zu nehmende Rolle spielte. Aus diesen Worten wird ersichtlich, daß sich Theodor Mayer der politischen Dimension und Bedingtheit des Plans von 1941 anscheinend auch in späteren Jahren nicht bewußt war.



Gerd Tellenbach

ANNE CHR. NAGEL

GERD TELLENBACH

Wissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert*

Als der Freiburger Mediävist Gerd Tellenbach im September 1973 seinen 70. Geburtstag beging, befand sich unter dem Stapel an Gratulationspost ein Schreiben seines wissenschaftlichen »Antipoden« Walter Schlesinger aus Marburg. Man war wissenschaftlich unterschiedliche Wege gegangen, stand politisch nicht unbedingt eng beieinander und war sich zuletzt auch menschlich nicht besonders sympathisch –, aber die Pflege gängiger Konvention blieb davon selbstverständlich unberührt: Dem Kollegen, selbst dem fernstehenden, war an einem solchen Tag mit einem Geburtstagsgruß Ehre zu erweisen¹. Auf die zurückliegenden wissenschaftlichen Differenzen war Schlesinger nur im Beiwort eingegangen. Aber aus seinem Brief hatte Resignation gesprochen, die aus der Enttäuschung über die hochschulpolitische Entwicklung in der Bundesrepublik seit den 1960er Jahren rühren mochte. Von den Ereignissen 1968 geradezu innerlich versehrt, hatte der Marburger seinen energischen Kampf für den Erhalt der alten Universität um 1970 aufgegeben und lebte seither wieder ganz der Erforschung mittelalterlicher Verfassungsgeschichte. Anders der Freiburger Jubilar: Einige Wochen später bedankte er sich für die überstellten Grüße in seiner etwas spröden Art, ließ jedoch keinen Zweifel an seiner künftigen Tatkraft: »Ich bin überzeugt«, schrieb er unter dem 13. November 1973 nach Marburg, »daß wir in den prinzipiellen Auffassungen über unsere Wissenschaft übereinstimmen. Es ist gut, wenn wir nach außen für ihre richtige Einschätzung kämpfen, aber wichtiger, daß wir selbst als Historiker und als geschichtlich bewußte Menschen tätig sind. Ich habe dazu noch große Lust und will meine Sachen weitertreiben, solange ich kann«². Das Leben soll-

* Für hilfreiche Anregungen und weiterführende Kritik bin ich einmal mehr Ulrich Sieg zu Dank verpflichtet, Ewald Grothe, der außerdem den Fehlerhefeln bekämpfte, sowie Katharina Nehr Korn, die mit feinem Sprachgefühl die Lesbarkeit des Textes bessern half.

¹ Das distanzierte Verhältnis beider Mediävisten zueinander läßt sich aus Briefen im Nachlaß Walter Schlesingers erschließen. Die beiden galten auch im Fach als wissenschaftliche »Antipoden«, wie es der Archäologe Joachim Werner in einem Brief an Schlesinger vom 28.7.1963 ausdrückte; NL Schlesinger, Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde Marburg (NL Schlesinger).

² Gerd Tellenbach an Walter Schlesinger, 13.11.1973, *ibid.* Über Leben und Werk des Freiburger Mediävisten erschien zuletzt: Dieter MERTENS, Hubert MORDEK, Thomas

te es gut mit ihm meinen. Dem Siebzigjährigen blieben mehr als 25 Jahre bis zu seinem Tode am 12. Juni 1999, die er noch lange mit vielfältigen wissenschaftlichen und wissenschaftsnahen Aktivitäten auszufüllen mußte.

Solches Engagement ist kein Einzelfall. Neben Tellenbach gab es in der zweiten Nachkriegszeit gleich mehrere namhafte Historiker der mittelalterlichen Geschichte, denen die Belange des eigenen Faches ebenso wie das Schicksal der Universität in der modernen Gesellschaft am Herzen lag: Hermann Heimpel, Herbert Grundmann, Walter Schlesinger, Helmut Beumann und Karl Bosl wären hier in erster Linie zu nennen, die Liste ließe sich bequem um weitere Namen verlängern. Sie griffen je nach Temperament mit Vorträgen, Denkschriften, Artikeln und Leserbriefen in den großen Tageszeitingen in die Hochschulreformdebatte jener Jahre ein, wirkten in Kommissionen, den Selbstverwaltungsgremien ihrer Universitäten oder als Rektoren aktiv am Reformprozeß mit³. Was bewog sie zu diesem Engagement? Wie läßt sich die vergleichsweise hohe Beteiligung von Historikern, hier zumal von Mediävisten, in den Debatten jener Jahre erklären? Gaben das »Dritte Reich« und der Zusammenbruch 1945 den entscheidenden Impuls, wie es die autobiographischen Schriften aus diesem Kreis nahe legen? Im vorliegenden Beitrag soll versucht werden, diesen Fragen am Beispiel Gerd Tellenbachs nachzugehen, einem der Gründungsväter des Deutschen Historischen Instituts Paris. Es wird dies in zwei Schritten erfolgen: in einem ersten Abschnitt fällt der Blick auf den wissenschaftlichen Lebenslauf des Mediävisten, der mit der Promotion 1926 in Freiburg begann, während des »Dritten Reichs« Fahrt aufnahm und nach zahllosen Ehrungen mit der Emeritierung 1971 in Freiburg endete⁴. Gefragt wird nach den Auswirkungen der politischen Zäsuren auf diesen Karriereweg, nach Besonderem und Gewöhnlichem im Vergleich mit anderen Biographien. Im zweiten Abschnitt steht sein hochschulpolitisches und wissenschaftsorganisatorisches Engagement in der Bundesrepublik im Mittelpunkt. Hier markierte die Wahl zum Rektor der Freiburger Universität im Studienjahr 1949/50 den Anfang, dem später weitere einflußreiche hochschulpolitische Positionen folgten. Welches Bild von Wissenschaft und Bildung besaß der Freiburger Mediävist, und welche Forderungen leitete er hieraus für die bun-

ZOTZ (Hg.), Gerd Tellenbach (1903–1999). Ein Mediävist des 20. Jahrhunderts. Vorträge aus Anlaß seines 100. Geburtstags in Freiburg i.Br. am 24. Oktober 2003, Freiburg 2006; Thomas ZOTZ, Deutsche Mediävisten und Europa. Die Freiburger Historiker Theodor Mayer und Gerd Tellenbach im »Kriegseinsatz« und in der Nachkriegszeit, in: Bernd MARTIN (Hg.), Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen. Ereignisse, Auswirkungen, Reflexionen, Freiburg 2006, S. 31–50.

³ Hierzu: Anne Chr. NAGEL, Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970, Göttingen 2005.

⁴ Tellenbach schied 1963 aus dem Universitätsdienst aus, um als Direktor an das DHI Rom zu gehen. So bezeichnet das Jahr 1971 das Ende seiner aktiven wissenschaftlichen Laufbahn. Er wirkte danach weiter als Emeritus an der Universität Freiburg.

desrepublikanische Hochschulwelt ab? Wie ordnet sich sein Engagement für die Gründung eines Deutschen Historischen Instituts in Paris in diesen Kontext ein? Die Betrachtung beginnt mit dem Blick auf die Mitte der Weimarer Jahre, als Tellenbach mit einer glänzenden Promotion an der Universität Freiburg die erste Stufe der akademischen Karriereleiter nahm.

Tellenbachs wissenschaftlicher Lebenslauf

Im September 1903 in Berlin geboren, war Tellenbach 23 Jahre alt, als er sein Geschichtsstudium mit einer verfassungsgeschichtlichen Dissertation zu Klöstern und Vogteien der Bischöfe von Passau 1926 abschloß⁵. Der Sohn eines Offiziers hatte in München und Freiburg, zuletzt bei Georg von Below, zielstrebig studiert, was freilich damals nicht so ungewöhnlich war, wie es angesichts der heutigen längeren Studiendauern erscheinen mag. Dies zeigt ein vergleichender Blick auf drei seiner Generationsgenossen: Hermann Heimpel (geb. 1901) wurde im exakt demselben Alter ebenfalls bei von Below promoviert, Heinrich Büttner (geb. 1908) zählte im Jahr seiner Promotion bei Fritz Taeger 1931 in Gießen gleichfalls 23 Jahre, während Herbert Grundmann (geb. 1902), gerade einmal 24 Jahre alt war, als er in Leipzig bei Walter Goetz den Doktorhut erhielt. Ein Studium in den Weimarer Jahren lud schon aus materiellen Gründen nicht zum überlangen Verweilen an der Hochschule ein. Oft fehlten die Väter, weil sie, wie der Vater Tellenbachs, im Krieg geblieben waren, dann war das familiäre Vermögen häufig genug der Inflation zum Opfer gefallen. Die knappen Ressourcen mußten genutzt werden, worauf sich die Angehörigen dieser »Generation der Sachlichkeit« aber auch einzustellen mußten.

Die Kategorie Generation hat sich in der Historiographie der vergangenen Jahre als erfolgreicher Zugriff auf die Geschichte bewährt⁶. Die prägenden Erfahrungen der Jahrgänge 1900 bis etwa 1910/12 durch Weltkrieg, Revolution und erster Republik konnten jedenfalls durch verschiedene Studien plausibel belegt werden. Das in diesen Jahren entstandene generationelle Zusam-

⁵ Gerd TELLENBACH, *Die bischöflichen Eigenklöster und ihre Vogteien*, Berlin 1928.

⁶ Aus dem Meer an Literatur zur Generation hier nur: Karl MANNHEIM, *Das Problem der Generationen*, in: DERS., *Wissenssoziologie*, Neuwied 1970, S. 509–565; Hans JAEGER, *Generationen in der Geschichte. Überlegungen zu einer umstrittenen Konzeption*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 3 (1977), S. 429–452; Jürgen REULECKE (Hg.), *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, München 2003, sowie DERS., *Völkische und nationale Orientierungen: Beharrungskraft und Modifikation von Wertvorstellungen in generationellen Selbstsichten*, in: Anselm DOERING-MANTEUFFEL (Hg.), *Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, München 2006, S. 209–224.

mengehörigkeitsgefühl ist keine zufällige Etikettierung, auch keine bloße Selbstzuschreibung, sondern läßt sich im Sinne Mannheims an einem generationellen Stil der Angehörigen dieser Jahrgänge, an bestimmten habituellen Merkmalen konkret aufzeigen. So besaßen sie in der Regel ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein und legten ein pragmatisches Denken und Handeln an den Tag. Die Kindheits- und Jugenderfahrungen haben die Angehörigen der »Generation der Sachlichkeit« oder des »Unbedingten«, wie Michael Wild sie zuletzt genannt hat, keineswegs schwach, sondern haben sie im Gegenteil in einem ganz spezifischen Sinne stark und durchsetzungsfähig gemacht⁷. Dies wurde bislang mit besonderer Intensität bei denjenigen Vertretern beobachtet und untersucht, die nach 1933 unter dem Nationalsozialismus rasch Karriere machten – als junge, forschende Offiziere vor allem der SS⁸. Zu fragen ist freilich, ob sich die genannten Eigenheiten auf diese Biographien allein beschränken lassen. Kennzeichnen sie nicht vielmehr auch die übrigen Angehörigen dieser Generation, die sich dem Regime nicht offen zur Verfügung stellten oder gar bewußt auf Distanz zu ihm blieben? Vor dem Hintergrund dieser Fragen versteht sich der vorliegende Beitrag über Tellenbach als eine Art Testfall: wie wirkten sich die beschriebenen generationellen Attribute jenseits einer Karriere in den Reihen der SS oder anderer nationalsozialistischer Organisationen aus?

Nach der frühen Promotion eröffnete sich für Tellenbach an der Universität Freiburg vorerst kein weiteres Tätigkeitsfeld. Hermann Heimpel hielt die einzige Assistentenstelle besetzt, habilitierte sich bald darauf und bekam 1931 auf dem Wege der Hausberufung den Lehrstuhl Georg von Belows – in erster Linie, weil er besonders tüchtig, aber vielleicht mehr noch, weil er schon damals bei Kollegen und Studenten ungewöhnlich beliebt war⁹. Die sich Tellenbach alternativ bietende Gelegenheit, in den höheren Schuldienst einzutreten, ergriff er nicht, denn er wollte weiter wissenschaftlich tätig sein¹⁰. Er ging nach Heidelberg zu Karl Hampe, erlangte ein Stipendium der Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaft und erhielt schließlich 1928 eine Stelle am DHI Rom als

⁷ Michael WILDT, *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2002.

⁸ Beispielhaft hierfür: Ulrich HERBERT, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989*, Bonn 1996.

⁹ Über die Studienzeit in Freiburg verliert Tellenbach in seiner Autobiographie nahezu kein Wort, Hermann Heimpel wird überhaupt nicht erwähnt. Er hält lediglich pauschal fest, daß die Arbeiten der Freiburger Mediävisten von der allgemeinen nationalen Radikalisierung der frühen 1920er Jahre frei geblieben seien: »Das alles spielte in unseren Dissertationen, besonders den mittelalterlich-historischen, kaum eine Rolle, höchstens peripher oder in der Absicht, spezielles Material für deutsche Geschichte zu bereiten«; Gerd TELLENBACH, *Aus erinnerter Zeitgeschichte*, Freiburg 1981, S. 24.

¹⁰ Dies nach einer Bemerkung in einem 1959 gehaltenen Vortrag: Gerd TELLENBACH, *Der Hochschullehrer in der überfüllten Hochschule*, in: DERS., *Der sibyllinische Preis. Schriften und Reden zur Hochschulpolitik 1946–1963*, hg. von Reinhard MIELITZ, Freiburg i.Br. 1963, S. 184.

Assistent von Paul Fridolin Kehr¹¹. Den Untergang der Republik und den rasanten Aufstieg Hitlers verfolgte er, von gelegentlichen Besuchen seiner Familie abgesehen, somit von einem komfortablen Außenposten deutscher Geschichtswissenschaft aus.

Von seiner politischen Gesinnung in den Weimarer Jahren gab Tellenbach im Rückblick lediglich preis, daß er der Weimarer Koalition nahegestanden und bei der Präsidentschaftswahl 1925 statt Hindenburg einem Demokraten seine Stimme gegeben habe¹². Doch mehr als eine Vernunftentscheidung dürften diese Voten für die Republik kaum gewesen sein, zum überzeugten Demokraten formten ihn wie viele Angehörige seiner Generation die Erfahrungen in den 1920er Jahren sicher nicht. Zwar hielt er die staatsstreuen Politiker der Weimarer Republik durchweg für integere Persönlichkeiten, die sich redlich um die Wahrung der Rechtsstaatlichkeit mühten, legte ihnen aber ihr unsicheres Agieren gegenüber dem linken wie dem rechten Radikalismus als empfindliche Schwäche aus. Als sich die Lage 1932 in Deutschland mit der Absetzung der preußischen Regierung Braun-Severing zuspitzte, schrieb er aus Rom an seine Familie: »Es wäre besser, wenn die jetzige Regierung einmal offen aus Gewissensnotwendigkeit und -not den Eid bräche, als, wie sie es jetzt tut, mit dem Recht und dem eigenen Eid in sophistischer Weise herumzumanschen. Aber dazu sind es die Männer nicht«¹³. Die an anderer Stelle seiner autobiographischen Schrift aufscheinende Hochschätzung vor allem der Werke von Ernst Jünger legt nahe, daß Tellenbach damals einem elitären Staats- und Gesellschaftsverständnis mit klaren hierarchischen Strukturen und festen Zuständigkeiten zuneigte. Wie viele Gebildete seiner Generation verabscheute er das »Zeitalter der Massen«, das die humanistisch-idealistische Bildungswelt des Kaiserreichs unwiderruflich abgelöst hatte. Obwohl er dem Kaiserreich in seiner späten Erscheinungsform gewiß nicht nachtrauerte, markierte der Erste Weltkrieg doch auch für ihn den Scheidepunkt zwischen der geordneten »Welt von gestern« und der vermeintlich in Chaos und Gewalt versinkenden Massengesellschaft der Weimarer Republik¹⁴.

Nach dem Wahlerfolg der Nationalsozialisten im September 1930 studierte er Hitlers »Mein Kampf« – jenes Buch, das, wie er später meinte, »fahrlässigerweise fast niemand gelesen« habe.¹⁵ Die Hitlerpartei lehnte Tellenbach we-

¹¹ Vgl. die Angaben im selbst verfaßten Lebenslauf Gerd Tellenbachs in: PA Phil, Nr. 28, Universitätsarchiv Gießen (UA Gießen).

¹² TELLENBACH, Zeitgeschichte (wie Anm. 9), S. 17f.

¹³ Ibid., S. 30.

¹⁴ Hierzu ibid., S. 18ff., zu Jünger S. 111ff.

¹⁵ Zu dieser Einschätzung will Tellenbach aufgrund eigener »jahrelanger Umfragen« gelangt sein – die freilich täuschen, wie die jüngst erschienene Studie zur Rezeption von »Mein Kampf« zeigt: Othmar PLÖCKINGER, Geschichte eines Buches: Adolf Hitlers »Mein Kampf« 1922–1945, München 2006, hier S. 5: »Die politischen und gesellschaftlichen Eliten wussten um das Buch weitgehend Bescheid. Mehr noch: In einigen Berei-

gen der plebejischen Züge und der bereits vor 1933 erkennbaren Brutalität ihrer Anhänger kategorisch ab. Der Parteiführer selbst verkörperte für ihn den Machtmenschen par excellence, wohl mit beachtlichen Talenten versehen, aber zugleich von einem maßlosen, ihn immer wieder selbst berausenden Machttrieb besessen: Hitler, meint der Mediävist, sei »einer der ganz großen Süchtigen der Weltgeschichte« gewesen¹⁶. So trat Tellenbach nach 1933 der NSDAP nicht bei – im Unterschied zu vielen seiner Kollegen – und gab dem herrschenden Anpassungsdruck allein durch eine Mitgliedschaft in der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt nach. Die politische Zurückhaltung hat seine Hochschulkarriere nicht ernsthaft behindert, wenn er auch für die Dauer des »Dritten Reichs« im Fokus der Dozentenbundsführung blieb¹⁷.

Im Januar 1933 in Heidelberg habilitiert, folgten fünf Privatdozentenjahre mit Lehrstuhlvertretungen in Heidelberg, Gießen und Würzburg. 1938 kam dann der Ruf als persönlicher Ordinarius an die Universität Gießen. Zunächst erhielt er nur ein planmäßiges Extraordinariat übertragen, d.h. er besaß die vollen Rechte und Pflichten eines ordentlichen Professors, aber eine spürbar geringere Remuneration. Über diese nicht zuletzt den damaligen Sparzwängen geschuldete Zurücksetzung empört, drang Tellenbach in verschiedenen Schreiben an den Dekan seiner Fakultät wie direkt an den Reichswissenschaftsminister selbstbewußt auf Beseitigung dieses ihn »schwer kränkenden Zustands«, wobei er geschickt einräumte, daß er sich hinsichtlich der erwünschten aktiven politischen Betätigung tatsächlich »nicht auf besondere Verdienste« berufen könne: »Aber ich habe längst das Bedürfnis empfunden mitzuarbeiten«¹⁸. Fakultät und Rektor unterstützten ihn nach Kräften, während der Dozentenbund weiterhin an seiner kritischen Beurteilung festhielt. Dies und eine Denunziation durch einen Hausmeister mögen die erstrebte Höher-

chen – etwa in kirchlichen Medien – war das Buch in den frühen 1930er Jahren oft präsent«.

¹⁶ Gerd TELLENBACH, *Die deutsche Not als Schuld und Schicksal*, Stuttgart 1947, S. 12.

¹⁷ Dies ist vermerkt in PA Phil, Nr. 28, UA Gießen, womit die anders lautende Angabe bei NAGEL, Schatten (wie Anm. 3), S. 147, korrigiert werden muß. Tellenbach gehörte seit 1934 der NSV an, war 1936/37 als Blockwalter der Ortsgruppe Heidelberg-Mönchhof und seit dem WS 1937/38 der Ortsgruppe Gießen-Mitte erst als Blockhelfer, dann wiederum als Blockwalter tätig. Vgl. zum Anpassungsdruck auf den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Berufungspraxis des »Dritten Reichs« nun: Jens THIEL, Akademische »Zinnsoldaten«? Karrieren deutscher Geisteswissenschaftler zwischen *Beruf* und *Berufung* (1933/1945), in: Rüdiger VOM BRUCH, Uta GERHARDT, Alexandra PAWLICZEK (Hg.), *Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2006, S. 167–194.

¹⁸ Gerd Tellenbach an den Dekan der Philosophischen Fakultät, 15.2.1941, sowie ein weiteres Schreiben an Reichswissenschaftsminister Rust datiert auf den 1.9.1940, *ibid.*; besonders das zuletzt genannte Dokument zeigt, daß Tellenbach die materielle Besserstellung sehr wichtig nahm, damit ihm der Minister endlich gewähre, »was nur dem Recht und der Billigkeit entspricht«.

stufung in der Besoldungsskala wohl länger als gewöhnlich verzögert haben, konnten sie letztlich aber nicht aufhalten. Am 1. Oktober 1941 erhielt der Mediävist das erwünschte planmäßige Ordinariat übertragen und rückte auf der Gehaltsskala noch oben. Nun sollten die Gießener aber nicht mehr lange Freude an ihm haben, denn schon im April 1942 wechselte Tellenbach an die Universität Münster¹⁹.

Von den zurückliegenden Querelen um den nicht ganz angepaßten Ordinarius zeugt ein Brief des Gießener Rektors Heinrich Wilhelm Kranz an den Direktor des Anatomischen Instituts der Universität Münster, Hellmut Becher, im Vorfeld von Tellenbachs Berufung. Auf die Anfrage Bechers nach der politischen Zuverlässigkeit des Mediävisten, erstattete der Gießener bereitwillig Bericht von den »sehr grossen Schwierigkeiten«, die es um den Historiker gegeben hatte, »da man ihm mangelndes Interesse an der Partei und mangelnden Einsatz vorwarf. Tellenbach konnte jedoch später nachweisen, dass er einmal vorübergehend einen Posten in der NSV. gehabt und dass er Spenden geleistet hatte. Andererseits dürfte es sicher sein, dass sich Tellenbach nicht übermäßig bemüht hat. Ich persönlich glaube, dass er sich auch in Zukunft nicht besonders aktiv betätigen wird. So ganz unbegründet und unverdient sind also die Bedenken nicht, die man von verschiedenen Seiten ihm gegenüber erhoben hat«²⁰. Aus all dem geht hervor, daß ein politisch konformes Verhalten sehr hoch gewichtet wurde, für eine Berufung aber nicht notwendig ausschlaggebend war. Weitere Kriterien traten hinzu, das wissenschaftliche Renommee, die persönliche Tüchtigkeit wie die Mehrheitsfähigkeit innerhalb der *communauté scientifique*, die zum Leidwesen der Dozentenbundsleitung am Ende allzu oft über die erwünschte politische Eignung triumphierten²¹.

Auf junge Gelehrte wie Tellenbach wollte und konnte das Regime nicht verzichten, zumal sich im Fach mittelalterliche Geschichte wie in anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen seit Mitte der 1930er Jahre ein empfindlicher Nachwuchsmangel abzeichnete. Im Reichswissenschaftsministerium wurden die vorhandenen Talente darum gepflegt und nicht immer, aber doch erstaunlich häufig erfolgreich gegen die politischen Demontageversuche seitens der Parteistellen verteidigt. Unterstützung erhielten die Ministerialbeam-

¹⁹ Die genauen Daten in *ibid.* Zweifellos hatte es die Dozentenbundsleitung auf den Mediävisten abgesehen, wie eine bemerkenswerte Stellungnahme belegt, Tellenbach besitze einen »undurchsichtigen Charakter« und sei ein »Streber«; Brief des stellvertretenden Dozentenbundsleiters Wolfgang Riehm an den Rektor der Universität Gießen, 6.9.1940, *ibid.*

²⁰ Brief des Gießener Rektors Kranz an den Direktor des Anatomischen Instituts der Universität Münster Hellmut Becher, 14.2.1942, *ibid.*

²¹ Zur Rolle des Dozentenbunds demnächst: Anne Chr. NAGEL, »Er ist der Schrecken überhaupt der Hochschule« – Der Nationalsozialistische Deutsche Dozentenbund in der Wissenschaftspolitik des Dritten Reichs, in: Joachim SCHOLTYSECK, Christoph STUDDT (Hg.), *Universitäten und Studenten im Dritten Reich*, Münster 2007 (in Vorbereitung).

ten durch Expertisen, wie sie etwa Theodor Mayer, der damalige Präsident der *Monumenta Germaniae Historica*, über seine Kollegen anfertigte. Von ihm stammt eine Liste aus dem Jahre 1943 mit etlichen Namen von Universitätshistorikern der mittleren und neueren Geschichte, wobei er ihm besonders tüchtig erscheinende Kräfte mit knappen Worten charakterisierte. Während Hermann Heimpels *Œuvre* das Prädikat »Sehr umfassend, geistvoll und formvollendet« erhielt, fiel auf die Arbeiten seines Kollegen Tellenbach der kaum weniger wohlmeinende Kommentar: »Breite Grundlage, sichere Methode und gedankenvoll«²². Die wissenschaftliche Leistung konnte den politischen Anpassungsdruck auf einen Gelehrten entscheidend mildern. Davon ausgeschlossen blieben bekanntlich diejenigen, die nicht im Sinne des Nationalsozialismus als Deutsche galten, sich zum katholischen Glauben bekannten oder in anderer Weise gegen das Regime opponierten, so hervorragend gelehrt sie auch sein mochten²³. 1944 berief Reichswissenschaftsminister Bernhard Rust Tellenbach auf den Lehrstuhl seines einstigen Lehrers Below an die Universität Freiburg²⁴. Von beruflicher Diskriminierung seitens des Regimes kann in seinem Fall also nicht die Rede sein. Angesichts der vielen zerstörten Berufsbiographien im Bereich Bildung und Wissenschaft hatte der Mediävist, selbst die Wartezeit bis zum etatmäßigen Ordinariat eingerechnet, in den zwölf Jahren nationalsozialistischer Herrschaft ansehnlich Karriere gemacht²⁵.

Ein Blick auf seine Veröffentlichungen jener Jahre bestätigt dieses Bild. Tellenbachs zeitgenössisch hochgelobte Habilitationsschrift »*Libertas. Kirche und Weltordnung im Zeitalter des Investiturstreits*« erschien 1936 in Stuttgart und wurde zudem 1940 ins Englische übersetzt²⁶. Neben etlichen Aufsätzen und Rezensionen veröffentlichte der Mediävist während des »Dritten Reichs« zwei Monographien: 1939 »*Königtum und Stämme in der Werdezeit des*

²² Die Liste datiert auf den 7.6.1943 und ist an Ministerialrat Hermann-Walter Frey adressiert: BArch Berlin, R 4901/15200. Nicht alle Namen sind mit einem Kommentar versehen, negative Urteile fehlen. Selbst hinter dem Namen des Freiburger Neuhistorikers Gerhard Ritter steht: »ausgezeichnete Darstellung und Untersuchung«. Zur Rolle Theodor Mayers im »Dritten Reich«: Anne [Chr.] NAGEL, Zwischen Führertum und Selbstverwaltung. Theodor Mayer als Rektor der Marburger Universität 1939–1942, in: Winfried SPEITKAMP (Hg.), Staat, Gesellschaft, Wissenschaft. Beiträge zur modernen hessischen Geschichte, Marburg 1994, S. 343–364 sowie den Beitrag von Reto Heinzel im vorliegenden Band.

²³ Hierzu am Beispiel der Mittelalterforschung NAGEL, Schatten (wie Anm. 3), S. 24–51.

²⁴ Zur Berufung Tellenbachs nach Freiburg: Anne Chr. NAGEL, Mittelalterliche Geschichte, in: Eckhard WIRBELAUER (Hg.), Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920–1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen, Freiburg, München 2006, S. 387–410.

²⁵ Dennoch bewertete Tellenbach die Berufung 1938 als Bestrafung für seine politische Unangepaßtheit: Er sei »deshalb lange nichts« geworden, sondern sei als »Lehrstuhlvertreter herumgeschickt worden«, TELLENBACH, Not (wie Anm. 16), S. 42.

²⁶ Otto Gerhard OEXLE, Gerd Tellenbachs Wege zu einer Geschichte Europas, in: MER-TENS, MORDEK, ZOTZ (Hg.), Gerd Tellenbach (wie Anm. 2), S. 53–64, hier S. 53.

Deutschen Reiches«²⁷ und 1940 »Die Entstehung des Deutschen Reiches«²⁸. In beiden Fällen handelte es sich keineswegs um unpolitische Nischenschriften, sie standen vielmehr im Zentrum der damals im Fach und in der interessierten Öffentlichkeit mit Engagement geführten Debatte um die Ursprünge des deutschen Reiches. Diese Frage, ab wann von einem spezifisch deutschen Reich die Rede sein könne und welche Kräfte die staatliche Entwicklung bestimmt hätten, interessierte Mediävisten, Rechts- und Verfassungshistoriker gleichermaßen. Kamen die politischen Impulse zur Reichsbildung aus dem Königtum und den herrschenden Adelsgeschlechtern oder »von unten«, in damaliger Terminologie aus »völkischer Kraft«? Die Kontroverse erhielt durch Tellenbachs, sich bewußt an ein breites Publikum richtende Schrift aus dem Jahre 1940 wichtige Anstöße²⁹. Den Erfolg mag man daran ablesen, daß die Studie schon im Jahr darauf in zweiter Auflage erschien, der dann 1943 eine dritte, erweiterte Ausgabe folgen sollte. Diese kam aber, weil die Druckvorlagen im Bombenkrieg gleich dreimal verbrannten, wie der Autor ausdrücklich vermerkte, erst nach Kriegsende in die Läden³⁰.

Dem Nachwort der Ausgabe von 1946 zufolge, will Tellenbach an dieser dritten Auflage keine terminologischen Veränderungen vorgenommen haben, es sei »kein Wort weggelassen, hinzugefügt oder geändert« worden, da die Untersuchung »auf streng wissenschaftlicher Grundlage« beruhe und »vom Nationalsozialismus völlig unbeeinflusst, vielmehr erfüllt vom Geiste der Warnung« gewesen sei. Ein Vergleich mit der ersten Ausgabe verrät jedoch, daß Begriffe wie »Volksgemeinschaft« durch »nationale Gemeinschaft«, »Großvolksstaat« durch »Nationalstaat« ersetzt worden waren³¹. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Formulierungen bereits in der für 1943 vorgesehenen

²⁷ Die Studie von 1939 erschien als Band VII, Heft 4 in der Reihe »Quellen und Studien« bei Böhlau in Weimar.

²⁸ Tellenbachs »Die Entstehung des Deutschen Reiches. Von der Entwicklung des fränkischen und deutschen Staates im neunten und zehnten Jahrhundert« kam im Verlag Georg D.W. Callwey München heraus.

²⁹ Ibid. S. 9 heißt es mit Blick auf die anvisierte Leserschaft: »Diese Erkenntnis [daß die Reichsbildung ein komplexer kontinuierlicher Prozeß gewesen sei, A. Chr. N.] gibt uns den Mut, uns mit einer wissenschaftlichen Schilderung [...] an einen nicht fachgelehrten Leserkreis zu wenden«. Als Folie seiner verfassungsgeschichtlichen Gedanken diente ihm gleichwohl der hochwissenschaftliche Aufsatz von Otto BRUNNER, Moderner Verfassungsbegriff und mittelalterliche Verfassungsgeschichte, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband XIV (1939), S. 513–528. Zur Einordnung Tellenbachs in den Gang der damaligen Debatte: NAGEL, Schatten (wie Anm. 3), S. 82–91; zum Stand der Verfassungsgeschichte jener Zeit generell: Ewald GROTHE, Zwischen Geschichte und Recht. Deutsche Verfassungsgeschichtsschreibung 1900–1970, München 2005, hier S. 215–309.

³⁰ TELLENBACH, Entstehung (wie Anm. 28), S. 225f. Dort auch das folgende Zitat im Text.

³¹ Heißt es in der ersten Ausgabe 1940, S. 9: »[i]n uns ist das Gefühl der Volksgemeinschaft lebendig«, lautet diese Stelle in der dritten Auflage schlichter, S. 12: »In uns lebt das Gefühl nationaler Gemeinschaft«.

Ausgabe gestanden haben, doch viel spricht nicht dafür, zumal Bücher politisch-historischen Inhalts bis zuletzt die Aufmerksamkeit der Parteiamtlichen Prüfungskommission erregten³². Von den semantischen »Flurbereinigungen« wie sie nach dem Krieg Autoren wie Otto Brunner an ihren Werken vornahmen, ist dies fraglos weit entfernt³³. Nur gänzlich unberührt geblieben vom Denken der Gegenwart, wie Tellenbach glauben machen wollte, waren seine Schriften nicht, sie konnten es als Teil des damaligen wissenschaftlichen Diskurses auch kaum sein. Er wollte, was in der Natur der Sache liegt, mit seinen Forschungen wissenschaftlich wirken und Einfluß auf die Debatte gewinnen.

In diesen Zusammenhang sollte auch seine Mitwirkung auf den Tagungen des »Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften« in den Jahren 1941 und 1943 eingeordnet werden, jenem geisteswissenschaftlichen Großforschungsunternehmen der DFG unter Leitung Theodor Mayers³⁴. Ziel des Unternehmens im Bereich Geschichtswissenschaft war ein von deutschen Historikern geprägtes europäisches Geschichtsbild, eine Forderung, wie Mayer 1941 meinte, »ohne deren Erfüllung wir an eine geistige Führung Europas gar nicht denken können«³⁵. Der Mediävist lud exklusiv zu den Versammlungen ein, die an wechselnden, meist historisch beziehungsreichen Orten des Deutschen Reiches stattfanden. Hieran mitzuarbeiten stand jedem frei. Tatsächlich war die Teilnahme begehrt, denn es traf sich dort, wer Rang und Namen besaß im Fach. Wer diskursbestimmend wirken wollte, mußte an einer Einladung interessiert sein, zumal an der Güte der Beiträge kein Zweifel bestand: Die »reine Wissenschaft«, wußte Mayer die Geldgeber im Ministerium zu überzeugen, sei wirkamer als die beste Propaganda.

Die in der gemeinsam von Theodor Mayer und Walter Plathhoff herausgegebenen Reihe »Das Reich und Europa. Gemeinschaftsarbeit Deutscher Histo-

³² Volker DAHM, Die nationalsozialistische Schrifttumspolitik nach dem 10. Mai 1933, in: Ulrich WALBERER (Hg.), Bücherverbrennungen in Deutschland und die Folgen, Frankfurt a. M. 1983, S. 36–83, hier speziell zur Parteiamtlichen Prüfungskommission (PPK) unter Philipp Bouhler und Karl Heinz Hederich S. 71f. Zwar fiel das wissenschaftliche Schrifttum eigentlich nicht unter den »Prüfungsauftrag« der PPK. Tatsächlich wurden jedoch alle irgend historisch-politisch relevanten Erscheinungen durch diese Instanz einer Durchsicht unterzogen und ggf. mit Auflagen bedacht, was zahlreiche Konflikte zwischen Beamten des Reichswissenschaftsministeriums und der PPK provozierte.

³³ Hierzu Gadi ALGAZI, Otto Brunner – »Konkrete Ordnung« und Sprache der Zeit, in: Peter SCHÖTTLER (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945, Frankfurt a. M. 1997, S. 166–203, sowie GROTHE, Geschichte (wie Anm. 29), S. 297–304, sowie zur generellen Umschreibetechnik: *ibid.*, S. 358–366.

³⁴ Mayer leitete im »Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften« die Abteilung Mittelalterliche Geschichte. Zur Gesamtstruktur grundlegend: Frank-Rutger HAUSMANN, »Deutsche Geisteswissenschaft« im Zweiten Weltkrieg. Die »Aktion Ritterbusch« (1940–1945), Dresden ²2002.

³⁵ Diese Meinung vertrat er im Zusammenhang mit der während des Krieges geplanten Gründung eines Deutschen Historischen Instituts in Paris gegenüber Werner Best, vgl. NAGEL, Schatten (wie Anm. 3), S. 48f.

riker« veröffentlichten Schriften lassen den Kontext ihrer Entstehung auch kaum erkennen³⁶. Auf Propaganda wurde verzichtet, weil die Sache selbst den Zielen des Regimes diene. Als nach der Niederlage Frankreichs die geistige Aussöhnung mit dem »Erbfeind« opportun erschien, warb Mayer mit dem Hinweis auf elfhundert Jahre gemeinsamer Geschichte für einen Zusammenschluß der »germanisch-römischen Völker«, wodurch allein »das Abendland als Gemeinschaft« in der Zukunft eine Chance habe. Die Fortdauer des Abendlandes und seiner Kultur sah Mayer in diesem Krieg bedroht, nur gehe es nicht mehr wie in den Jahrhunderten zuvor um bloße Grenzkämpfe, sondern um die Bedeutung von Grenzen überhaupt, »ob sie Außengrenzen oder Binnengrenzen sein sollen«. Der Vertrag von Verdun symbolisierte darum für ihn nicht die Aufteilung, gar Zerstörung des Karlsreichs, sondern stand für »organische Gliederung und Gemeinsamkeit«³⁷. Eine besondere Fähigkeit zur europäischen Gemeinschaftsstiftung attestierte im selben Band auch Tellenbach den Deutschen. Als »Reichsvolk des hohen Mittelalters« sei die deutsche wie keine andere Nation in Europa über Jahrhunderte dem Spannungsverhältnis zwischen römisch-christlicher Reichsidee und großfränkischer Tradition ausgesetzt gewesen. Das deutsche Volk hätte diese Herausforderung angenommen und im Interesse der »abendländischen Völkergemeinschaft« auch fruchtbar umgesetzt: »Dabei zeigten sich die Deutschen fähig, die Vielheit der geschichtlichen Kräfte, ohne sie auszulöschen oder in starre Systeme zu pressen, zu lebendiger Einheit zusammenzuführen, ein Vermögen, das sie als echte Träger von Weltgeschichte auswies«³⁸. Nach dem Krieg wollte keiner der Teilnehmer mehr den ursprünglichen Entstehungszusammenhang öffentlich hergestellt sehen: »Es wäre ja grotesk, wenn Ihnen aus dem sogenannten »Kriegseinsatz« ein Vorwurf gemacht würde«, meinte Tellenbach 1947 in einem Brief an Mayer. Mit gleicher Post überstellte er dem wegen seines politischen Engagements im »Dritten Reich« in arge Bedrängnis geratenen Kollegen eine »Eidesstattliche Erklärung«, in der die Unbedenklichkeit dieser Tagungen unterstrichen wurde³⁹.

³⁶ Theodor MAYER (Hg.), *Adel und Bauern im deutschen Staat des Mittelalters*, Leipzig 1943, hierin S. 22–73 der Beitrag von Gerd TELLENBACH, *Vom Karolingischen Reichsadels zum deutschen Reichsfürstenstand*, sowie Theodor MAYER (Hg.), *Der Vertrag von Verdun*, Leipzig 1943, hierin S. 181–202 der Beitrag von Gerd TELLENBACH, *Von der Tradition des fränkischen Reiches in der deutschen und französischen Geschichte des hohen Mittelalters*.

³⁷ Theodor MAYER, *Der Vertrag von Verdun*, in: *ibid.*, S. 5–30, hier S. 29f.

³⁸ TELLENBACH, *Tradition* (wie Anm. 36), S. 202.

³⁹ Die Stellungnahme datiert vom 7.8., der Brief Tellenbachs an Theodor Mayer vom 11.8.1947, beide Dokumente im NL Mayer; Stadtarchiv Konstanz. »Mit Nationalsozialismus hatten die Tagungen nichts zu tun«, heißt es in der Erklärung Tellenbachs. Sein eigener Vortrag 1941 in Weimar über den hohen Adel im Mittelalter habe den anwesenden Ministerialbeamten stark beeindruckt: »Wer von dem tendenzlosen, wissenschaftlichen Geist dieser Tagungen einen wirklichen Begriff erhalten will, möge sich die Mühe

Den bisherigen Ertrag zusammenfassend in den Blick genommen, läßt sich vielleicht folgendes resümieren: Gerd Tellenbach ging als Hochschullehrer im »Dritten Reich« mit nur geringen Anpassungsleistungen einen erfolgreichen Weg. Obwohl vom NS-Dozentenbund politisch beargwöhnt und immer wieder mit negativen Stellungnahmen bedacht, wollten das Fach, Universität und Ministerium nicht auf ihn verzichten, denn das Regime brauchte Wissenschaftler wie ihn, die jung, ehrgeizig und durchsetzungsfähig waren. Die politische Eignung trat hinter diese sichtbaren Vorzüge als sekundär zurück. Der Mediävist bewegte sich auf dem Höhenrist damaliger Forschung und trug mit zentralen Publikationen zu den Kernfragen zeitgenössischer Debatten wie die nach dem Ursprung des Deutschen Reiches oder nach dessen Charakter innerhalb der europäischen Nationen bei. Als Teilnehmer der Historiker-Tagungen des »Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften« wie als Autor einschlägiger Publikationen in diesem Kontext unterstützte er eine Propagandaoffensive des Reiches, die auf ein von deutschen Historikern geprägtes europäisches Geschichtsbild zielte. Damit sollten die nationalsozialistischen Neuordnungspläne für Europa eine vertiefte geschichtliche Legitimation erhalten. Tellenbach spielte eine aktive Rolle im Wissenschaftsbetrieb des »Dritten Reichs« und verschaffte sich Gehör in den damaligen Debatten. Dies war für sein Selbstverständnis als Wissenschaftler und Hochschullehrer konstitutiv⁴⁰.

Hochschulpolitisches und wissenschaftsorganisatorisches Engagement nach 1945

»Das Jahr 1945 brachte mich, wie viele meiner Generationengenossen, in eine unbekannte Situation«, beschrieb der Freiburger Mediävist seine Lage nach der deutschen Kapitulation⁴¹. Er reagierte darauf spontan mit einer Art aufarbeitenden Bekenntnisprosa, »Die deutsche Not als Schuld und Schicksal«, 1945 im Chaos damaligen Alltagslebens verfaßt, »oft auf den Knien schrei-

nehmen, etwa diesen Vortrag zu lesen«. Zu Mayers vergeblichen Anstrengungen um Wiedereinstellung sowie seine Rolle im Fach nach 1945: NAGEL, Schatten (wie Anm. 3), S. 156–186.

⁴⁰ Zur Lage nach 1933 schreibt Tellenbach im Rückblick: »Dann brach das dritte Reich an, und zunehmend wurde jede offene Gegenwehr zum sinnlosen Selbstmord. Die Möglichkeiten des Handels waren nun für mich absolut auf die Aufrechterhaltung einer von Tagespolitik, zumal von nationalsozialistischen Verzerrungen freien Wissenschaft in Forschung und Lehre beschränkt, auf den Umgang mit jungen Menschen, die fähig waren, einen unabhängigen sittlichen Standpunkt in der herrschenden Unrechtswelt zu gewinnen und zu behaupten«; TELLENBACH, Zeitgeschichte (wie Anm. 9), S. 109.

⁴¹ Ibid.

bend«⁴². Das Werk wurde viel gelesen, rief aber nicht im gleichen Maße Bewunderung hervor wie die später publizierten feinsinnig komponierten Texte seines Göttinger Kollegen Heimpel, zusammengestellt in dem Sammelband »Der Mensch in seiner Gegenwart« bzw. in literarische Form gegossen in »Die halbe Violine«⁴³. Ob Tellenbachs Schrift, wie Otto Gerhard Oexle zuletzt urteilte, »zu den bedeutendsten Auseinandersetzungen deutscher Historiker in der Nachkriegszeit mit dem soeben Geschehenen« zählt, dürfte noch zu prüfen sein⁴⁴. Originelle Gedanken finden sich jedenfalls nur wenige, hingegen werden moralische bzw. metaphysische Kategorien wie Schuld und Schicksal, Glück und Unglück zur Deutung des »Dritten Reichs« bemüht. Sicher ist nur, daß es Tellenbach als geistigem Menschen ein Anliegen war, dem deutschen Volk nun eine wissenschaftlich begründete Erklärung zum besseren Verständnis der eigenen Situation an die Hand zu geben.

Den Nationalsozialismus interpretiert er aus dem spezifischen Verlauf der letzten zweihundert Jahre deutscher Geschichte heraus. Für maßgeblich verantwortlich hält er den sukzessiven Abfall der Gesellschaft vom christlichen Glauben, eine manifeste, über Jahrhunderte erlernte subalterne Gesinnung des Einzelnen gegenüber dem Staat, verbunden mit einer geradezu pathologischen Neigung zur Pflichterfüllung, sowie die dadurch bedingte mangelnde individuelle Verantwortung. Das Vorherrschen einer materialistischen Gesinnung, in »Habgier und Lust am Wohlleben« sieht er die Ursachen für die im deutschen Volk verbreitete moralische Haltlosigkeit und politische Indolenz. So habe der Nationalsozialismus in den Krisen der Weimarer Republik leichtes Spiel gehabt: »Daß der Österreicher Adolf Hitler als Versucher und Verführer erschienen ist, war das größte Unglück der deutschen Geschichte. Kein anderes Volk hatte eine so schwere Prüfung zu bestehen«⁴⁵. Hitler sei ein Sadist gewesen, das ihn umgebende Führungspersonal ein Kreis von »sexuell Perversen« und »Lustmördern«, die als einander verschworene Gemeinschaft ihre widernatürlichen Phantasien ungehemmt ausgelebt hätten: »Solche Elemente halten auf Gedeih und Verderb zusammen [...] wie nur eine Gangstergesellschaft. Anlässlich des 30. Juni 1934 wurde ja die homosexuelle Krankhaftigkeit der damaligen SA-Führung allgemein bekannt, die unter dem Vorwand

⁴² Stuttgart 1947.

⁴³ TELLENBACH, Not (wie Anm. 16), die Zitate aus DERS., Zeitgeschichte (wie Anm. 9), S. 113f. Heimpel war bald nach seiner Wiedereinsetzung als Professor für mittelalterliche Geschichte an der Göttinger Universität ein beliebter Vortragsredner zur Auslegung vor allem der jüngeren deutschen Geschichte; Hermann HEIMPEL, Der Mensch in seiner Gegenwart. Sieben historische Essays, Göttingen 1953; DERS., Die halbe Violine. Eine Jugend in der Haupt- und Residenzstadt München, Wiesbaden ²1958.

⁴⁴ OEXLE, Gerd Tellenbachs Wege (wie Anm. 2), S. 60, wo er zudem beklagt, daß die Studie die ihr »gebührende Würdigung, ja auch nur Beachtung« noch nicht gefunden habe.

⁴⁵ TELLENBACH, Not (wie Anm. 16), S. 43.

idealer ›Männerbündnisse‹ ein übles Wesen getrieben hatte«⁴⁶. Gleichwohl sei dies nur eine Minderheit gewesen. So wenig wie irgendein anderes Volk neige das deutsche per se zum Verbrechen, betont Tellenbach. Das freilich enthebe keineswegs der Verantwortung: »Gerade die ethisch hochstehenden und intellektuell reinlichen Deutschen [sind] tief gebeugt von dem Gefühl der lastenden Mitschuld des deutschen Volkes. Es gibt dabei keine Ausreden. Unkenntnis kann nicht entschuldigen«⁴⁷. Schloß sich der Mediävist mit diesen Worten selbst ein? So eindrücklich ein solches Bekenntnis zunächst erscheint, es wirkt doch befremdlich und jedenfalls kaum überzeugend in dem Moment, wenn man sich die Rolle des Autors in den zurückliegenden zwölf Jahren vergegenwärtigt. Wenn er auch keine persönliche Schuld auf sich geladen hatte – ein Ausweis intellektueller Reinlichkeit stellte die Mitwirkung am Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften gewiß nicht dar. Statt die geistige Verantwortung des Historikers zu reflektieren, wird Belehrung in großer Münze erteilt.

Daß die Menschen im Lande aus der Geschichte lernen müßten, erklärte Tellenbach zum Antrieb seiner vielfältigen Aktivitäten der nächsten Jahre. Von den Behörden problemlos entnazifiziert und im Amt bestätigt, machte er sich an die Erziehung seiner Studierenden zu demokratischen Staatsbürgern der bald entstehenden zweiten deutschen Republik. Sein Hauptbetätigungsfeld blieb die Universität, die er, ähnlich wie Karl Jaspers, im Kern für nationalsozialistisch unberührt und darum als zentrale Erziehungsinstanz für die Zukunft für besonders geeignet hielt⁴⁸. Von der Wertschätzung, die dem Mediävisten schon bald nach Erscheinen seiner ersten populären Veröffentlichungen entgegen schlug, zeugen seine verschiedenen hochschulpolitischen Ämter. 1946 wurde er erstmalig Mitglied im Senat der Freiburger Universität, 1946/47 amtierte er als Dekan seiner Fakultät, 1949/50 und noch einmal im Jubiläumsjahr 1956/57 als Rektor der Freiburger Universität. Damit war er in diesen Jahren jeweils zugleich Mitglied der Westdeutschen Rektorenkonferenz, die ihn 1957 auch zum Vorsitzenden wählte. Ende 1951 leitete er die »Beratende Kommission für Hochschulreformfragen« und arbeitete aktiv bei den »Hinterzartener Arbeitstagen« »Probleme der deutschen Hochschulen« vom 4.–7. und vom 9.–18. August 1952 mit⁴⁹. An diesen beiden zentralen hochschulpolitischen

⁴⁶ Ibid., S. 16.

⁴⁷ Ibid., S. 17.

⁴⁸ Die Kontaminierung der Universitäten mit nationalsozialistischem Geist hielt er für äußerlich: Gerd TELLENBACH, Zur Selbstorientierung der deutschen Universität, in: DERS., Preis (wie Anm. 10), S. 13–25, hier S. 17. Der Text erschien bereits 1946 in der Kulturzeitschrift »Die Sammlung«.

⁴⁹ Ämter und Mitgliedschaften bis 1963 sind verzeichnet ibid., S. 268. Zu den Hochschulkonferenzen siehe: Probleme der Deutschen Hochschulen. Die Empfehlungen der Hinterzartener Arbeitstagen im August 1952. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Gerd Tellenbach, Göttingen 1952, sowie Gerd TELLENBACH, Anwendung der Wissenschaft – Eine

Konferenzen nahmen rund 150 Hochschullehrer teil, denen die Zukunft der Universität in Deutschland am Herzen lag, daß, so Tellenbach in seiner Einleitung, »es kaum vorkam, daß jemand sich durch das heitere Sommerwetter und die lockenden Schwarzwaldhöhen von der gemeinsamen Arbeit ablenken ließ. Selbst in der Mittagspause«, so der Mediävist weiter, »und bis in die tiefe Nacht hinein verfaßten und feilten die Kommissionen ihre Entwürfe. Und dies nach anstrengender Semesterarbeit, als sie fast alle die Erholung redlich verdient hatten«⁵⁰. Als Auftraggeber hatten die Westdeutsche Rektorenkonferenz sowie der Hochschulverband fungiert. Gerichtet waren die »Empfehlungen« freilich an alle, die wie die Tagungsteilnehmer »in der Sorge um die geistigen, sittlichen und materiellen Grundlagen unserer Existenz« lebten. Das Papier berührte jeden Bereich der Hochschulrealität, die Situation von Forschung und Lehre ebenso wie Fragen der Begabtenauslese, der Studienreform und des wissenschaftlichen Nachwuchses. Das dort aufgezeigte Problemszenario wirkt geradezu gespenstisch aktuell.

Im Kern ging es den versammelten Professoren um die Gestaltung ihrer Hochschulen von innen heraus. Starker Reformbedarf wurde empfunden allein angesichts der sich bereits abzeichnenden neuerlichen Überfüllungskrise der Universitäten zu Beginn der 1950er Jahre; die letzte am Ende der Weimarer Republik war vielen mit all ihren Begleiterscheinungen noch in lebendiger Erinnerung⁵¹. Zugleich wirkten die Erfahrungen mit einer allzu selbstbewußt auftrumpfenden Ministerialbürokratie unter dem Nationalsozialismus nach. Daher sahen sich die Professoren nun selbst berufen, der Politik die notwendigen Vorschläge für eine zeitgemäße, den Erfordernissen einer modernen Industriegesellschaft angepaßten Universitätsreform zu unterbreiten. Am Kernbestand der deutschen Universität, an der Verbindung von Forschung und Lehre wie am Postulat, daß wissenschaftliche Erkenntnis stets der Wahrheit verpflichtet bleiben müsse, hielt man fest. Man hatte die Indienstnahme von Wissenschaft durch den Nationalsozialismus ja noch vor Augen, so daß Tellenbach seine Kollegen auf einer Tagung des Hochschulverbandes auf den Kern aller wissenschaftlichen Tätigkeit einschwören konnte: »Wir Hochschullehrer und alle, denen Wissenschaft Beruf ist, haben uns immer aufs neue zu sammeln in der Gewißheit über das Wesen des Erkennens, das doch der Kern der

Gefahr für ihren Geist? Vortrag, gehalten bei der Tagung des Hochschulverbandes in Frankfurt a. M., Göttingen 1954.

⁵⁰ Ibid., S. 15f., dort auch das folgende Zitat im Text.

⁵¹ Zu diesem Komplex mit all seinen politischen und gesellschaftlichen Konsequenzen: Michael GRÜTTNER, Machtergreifung als Generationskonflikt. Die Krise der Hochschulen und der Aufstieg des Nationalsozialismus, in: Rüdiger VOM BRUCH, Brigitte KADERAS (Hg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2002, S. 339–353.

Wissenschaft ist. Dann werden wir am ehesten bestehen gegen die Gefahren in uns und außer uns«⁵².

Wissenschaftliches Studium und umfassende Bildung gehörten für Tellenbach zusammen. Er vertrat ein neuhumanistisches Bildungsideal, das auf die Schulung des ganzen Menschen zielte und sich gegen eine bloß spezialisierte Ausbildung, gar Berufsbildung richtete, denn das fand er, widerstrebe der Idee der Universität grundsätzlich. Die Einrichtung des Studium generale hielt er darum für dringend geboten, was in Freiburg unter seinem Rektorat auch für etliche Jahre erfolgreich etabliert wurde⁵³. Zugleich warb er nachdrücklich für mehr Internationalität in Studium und Wissenschaft. Schon die Grenzlage der Freiburger Universität beförderte einen Studenten- und Dozenten austausch mit Frankreich und mit der Schweiz. Als Anfang der 1950er Jahre dann erneut Pläne zur Gründung eines Deutschen Historischen Instituts in Paris aufkamen, zählte Tellenbach als namhafter Vertreter seines Faches wie als hochschulpolitisch engagierter Professor gleichsam natürlich zum Gründerkreis⁵⁴. Die Wissenschaft in den Dienst der Völkerversöhnung zu stellen, wofür ein Auslandsinstitut doch beste Voraussetzungen bot, hielt er für ausgesprochen wichtig. Nach dem Verlust der deutschen Ostgebiete und angesichts der fortdauernden Zweiteilung Deutschlands, betrachtete Tellenbach die von Konrad Adenauer mit Macht betriebene Westanbindung als richtigen außenpolitischen Kurs der Bundesrepublik. Zudem stand der Freiburger Mediävist der damals im süd- und westdeutschen Raum verbreiteten »Abendland-Bewegung« nahe. Hier traf sich Skepsis gegenüber der Moderne mit antiamerikanischem wie antikommunistischem Ressentiment, und man suchte mit einem idealisierten Bild vom »abendländischen Mittelalter« einen Kontrapunkt zur Gegenwart zu setzen⁵⁵.

Als Senatsmitglied, später als Rektor der Freiburger Universität war Tellenbach früh in offiziellen Kontakt mit der französischen Militärbesatzung

⁵² Gerd TELLENBACH, Anwendung der Wissenschaft – eine Gefahr für ihren Geist? – Vortrag, gehalten bei der Tagung des Hochschulverbandes in Frankfurt am Main am 28.7.1954, in: DERS., Preis (wie Anm. 10), S. 135–147, hier S. 146.

⁵³ Hierzu: Gerd TELLENBACH, Bericht über die Bedeutung und Möglichkeiten eines »Studium generale«. Erstattet im Auftrag der Westdeutschen Rektorenkonferenz, in: DERS., Preis (wie Anm. 10), S. 107–114. Den geistesgeschichtlichen Hintergrund dieser Chiffre zeichnet: Ulrich SIEG, Dietrich KORSCH (Hg.), Die Idee der Universität heute, München 2005.

⁵⁴ Zu früheren Planungen unter Federführung Theodor Mayers: NAGEL, Schatten (wie Anm. 3), S. 48ff.

⁵⁵ Dazu grundlegend: Vanessa CONZE, Das Europa der Deutschen. Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung (1920–1979), München 2005, S. 386f. In einem Brief an Walter Schlesinger vom 31.12.1957 beschrieb der Freiburger Mediävist mit Osteuropaschwerpunkt, Manfred Hellmann, die »Abendlandritter« als einen Kreis, der von den verlorenen deutschen Ostgebieten, von Ostdeutschen und Ostmitteleuropäern nichts mehr wissen wolle und Forschungen in diese Richtung möglichst zu torpedieren trachtete; dies sei eine »Front [...] sie reicht von Toynbee über Barclough und Tellenbach bis zum Fürsten Waldburg-Zeil«; Nachlaß Schlesinger.

getreten, über deren Mitarbeiter er sich im Rückblick durchweg günstig äußerte. Die Verhandlung über Bildungsdinge war demnach kein Problem, seine Mitgliedschaft in einer mit Franzosen und Deutschen besetzten Kommission für Kulturfragen behielt er in bester Erinnerung. Ein Schüler von ihm erhielt »wohl als erster Deutscher« ein zweijähriges Stipendium als Gastforscher in Paris, und als es aus Anlaß von Goethes 200. Geburtstag in Paris eine Ausstellung gab, war Tellenbach als Repräsentant seiner Universität dabei. Nach eigener Erinnerung wurden er und die übrigen Mitglieder der deutschen Delegation »mit größter Höflichkeit aufgenommen«⁵⁶. Durch diese Erfahrungen lag es nur nahe, den Mediävisten auch im Vorfeld der Pariser Institutsgründung zu Rate zu ziehen. Der Bundeskanzler persönlich stellte die damals üppige Summe von 50 000–80 000 DM für ein solches Unternehmen in Aussicht, womit die materielle Basis erst einmal gesichert war. Als wissenschaftliche Berater wurden Tellenbach, Heinrich Büttner und Eugen Ewig maßgeblich herangezogen, sämtlich Mediävisten, deren Forschungsinteressen die mittelalterliche Geschichte Frankreichs berührten. Mit Paul Egon Hübinger, auch er ein Mittelalterhistoriker, setzte sich zudem ein Ministeriumsvertreter für die Realisierung des Instituts ein, das 1958 unter Ewig vorerst als eine rein privatrechtliche Gründung eröffnet wurde⁵⁷.

Die Verbindung von Wissenschaft und Politik stand auch hier im Hintergrund. Das Auswärtige Amt trat nach außen gar nicht in Erscheinung und auch im Bundesinnenministerium hielt sich Hübinger mit offiziellen Verlautbarungen zurück. Das Pariser Institut sollte der Besserung der zerrütteten deutsch-französischen Beziehungen dienen, wobei von kulturpolitischen Zielsetzungen öffentlich nicht die Rede war, dafür aber umso nachdrücklicher die Wahrung strenger Wissenschaftlichkeit bei der zukünftigen Institutsarbeit herausgestrichen wurde. Einige französische Historiker reagierten gleichwohl mit Zurückhaltung, wenn sie in Gesprächen gegenüber Ewig äußerten »die künftig rein wissenschaftlich-universitäre Einrichtung klar von kulturpolitischen Institutionen getrennt« sehen zu wollen. Dem entsprach man auf deutscher Seite etwa dadurch, daß die Bibliothek nach den Wünschen und zum Nutzen der französischen Historiker mit Werken zur deutschen Landesgeschichte ausgestattet wurde⁵⁸. Tellenbach nahm in den folgenden Jahren seine wissenschaftliche Beraterfunktion beim Pariser Institut gewissenhaft wahr. Daneben wirkte er von 1962 bis 1971 selbst als Direktor einer wissenschaftlichen Einrichtung im

⁵⁶ TELLENBACH, *Zeitgeschichte* (wie Anm. 9), S. 124.

⁵⁷ Deutsches Historisches Institut/Institut Historique Allemand Paris 1958–1983, Paris 1983, S. 18ff. Zur Rolle Eugen Ewigs als Gründungsvater und erster Direktor: Ulrich PFEIL, Eugen Ewig. Ein rheinisch-katholischer Historiker zwischen Deutschland und Frankreich, in: François BEILECKE, Katja MARMETSCHKE (Hg.), *Der Intellektuelle und der Mandarin*. Für Hans Manfred Bock, Kassel 2005, S. 527–552, hier S. 546–551. Zu Ewig, Hübinger und Büttner siehe die Beiträge im vorliegenden Band.

⁵⁸ Deutsches Historisches Institut (wie Anm. 57), S. 19.

Ausland, nämlich am Deutschen Historischen Institut in Rom. Unter seiner Direktion nahm das Institut die Gestalt an, mit der dort bis heute erfolgreich gearbeitet wird, auf ihn ging die Ausdehnung des Forschungsspektrums über die mittelalterliche Geschichte hinaus auf die neuere und neueste Geschichte zurück, samt der Bildung neuer Themenschwerpunkte und der Vermehrung von Forschungsstipendien⁵⁹.

Sicherlich noch größere wissenschaftsorganisatorische Verdienste erlangte der Mediävist durch die Etablierung der sogenannten prosopographischen Methode zur Erforschung des Mittelalters. Damit verband sich der Versuch, die führenden Gestalten des Mittelalters unterhalb der Ebene von Kaisern und Königen, die adeligen Familien, über ihre namentliche Erfassung gezielt zu erforschen. Die »Freiburger Schule« unter Tellenbach war eine der ersten Forschergruppen in der zweiten Nachkriegszeit, die mit Mitteln der DFG geisteswissenschaftliche Großforschung praktizierte, indem dort Urkunden- und Gedenkbücher auf die darin verzeichneten Namen systematisch ausgewertet wurden. Im Hintergrund dieses methodischen Ansatzes stand der in den 1930er Jahre vollzogene Paradigmenwechsel im Fach, das mittelalterliche Reich nicht länger mit den Kategorien des 19. Jahrhunderts erfassen, sondern aus sich selbst heraus bestimmen zu wollen. Erste Arbeiten wurden noch während des »Dritten Reichs« durch Theodor Mayer angestoßen, unterstützt u.a. durch Tellenbach. Nachdem Mayer 1945 politisch untragbar geworden war, trat der Freiburger Ordinarius quasi als Alleinerbe dieses vielversprechenden Zugriffs auf, dem sich viele Nachwuchsmediävisten begeistert zuwandten. Aus der Freiburger Tellenbach-Schule gingen zahlreiche Doktoren hervor, hier wurden auch die meisten Professoren »gemacht«⁶⁰. Die Mediävistik galt in diesen Jahren hinsichtlich ihres innovativen Potentials als vorbildlich modern. »Wohl kaum ein Zweig der Geisteswissenschaften wird sich so grundlegend erneuern und ist schon seit Jahren auf dem besten Weg dazu, wie die Mediävistik«, urteilte darum der spätere Direktor des Deutschen Historischen Instituts Paris, Karl Ferdinand Werner, ganz selbstbewußt⁶¹. Als er 1968 an das Pariser Institut berufen wurde, gab er der prosopographischen Methode dann auch in Gestalt des Großprojekts »Prosopographia regnorum orbis latini« auf Jahre hinaus Raum⁶².

Wie Universität und (Geistes)wissenschaften dennoch, trotz des vielfältigen Engagements Tellenbachs und vieler Mitstreiter seiner Generation Mitte der 1960er Jahre in die Krise gerieten, aus der sie bis heute nicht wieder herausgefunden haben, ist ein spannendes Thema. Sicherlich ließen mit steigendem

⁵⁹ Deutsches Historisches Institut Rom, Istituto Storico Germanico 1888–1988, Rom 1988.

⁶⁰ Zur Personenforschung Freiburger Provenienz: NAGEL, Schatten (wie Anm. 3), S. 145–155.

⁶¹ Karl-Ferdinand Werner an Eugen Ewig, 27.6.1959, BArch Koblenz, B 250, Bd. 1.

⁶² Zum Fortgang dieses methodischen Zugriffs siehe: Bericht über die Aktivität des DHI Paris in den Jahren 1973 und 1974, in: Francia 2 (1975), S. 928f.

Alter Leistungsfähigkeit und Durchsetzungsvermögen stark nach, während der damalige Wissenschaftlernachwuchs gerade zu neuen, ganz unakademischen Formen der Interessendurchsetzung fand. Auch spricht manches dafür, daß die Universitäten von allzu ehrgeizigen Bildungspolitikern jener Jahre erst bewußt in die Krise hineingeredet und dann in Grund und Boden reformiert wurden – das Bundesland Hessen mit seinen Ministern Ernst Schütte und Ludwig von Friedeburg scheint hier Modellcharakter besessen zu haben. Mit Schütte war Tellenbach übrigens persönlich bekannt; der hessische Kultusminister hatte zu den drei Studenten gezählt, die im Sommersemester 1933 die erste Vorlesung des Mediävisten an der Universität Heidelberg »Einführung in die lateinische Paläographie des Mittelalters« von Anfang bis Ende hörten⁶³. Später traf man sich im Wissenschaftsrat wieder, wobei Lehrer und Schüler nun ziemlich divergierende Ansichten zur Hochschulreform vertraten. Während der Minister sechs Semester als Regelstudienzeit für ausreichend erachtete, setzte sich Tellenbach je nach Berufsziel für eine Dauer von acht bis zwölf Semestern ein. Darüber, daß wissenschaftliches Arbeiten ebenso wie ein wissenschaftliches Studium der Zeit, eigentlich der Muße bedürfen, herrschte mithin schon damals unter den Verantwortlichen keine Einigkeit mehr.

Das Portrait über Gerd Tellenbach ließe sich mit Blick auf die eingangs formulierten Fragen vielleicht mit folgenden Gedanken schließen: Im Hintergrund der Betrachtung standen die spezifischen Prägungen jener zur »Jahrhundertgeneration« stilisierten Jahrgänge 1900 bis 1910. Ihre Erforschung erfolgte bislang fast ausschließlich mit dem Fokus auf diejenigen, die im »Dritten Reich« als überzeugte Nationalsozialisten, vielfach als Täter Karriere machten. Bei ihnen wurden Attribute wie Durchsetzungsvermögen, Willensstärke und Leistungsbereitschaft in etlichen Studien überzeugend nachgewiesen. Die Konzentration allein auf diesen Kreis verengt jedoch die Perspektive und schmälert den heuristischen Wert der Kategorie Generation. Viele Angehörige der »Generation der Sachlichkeit« bekannten sich zum Nationalsozialismus, doch bei weitem nicht alle. Was taten ehrgeizige Nachwuchsforscher mit dem unbedingten Willen zu wissenschaftlicher Exzellenz, wenn sie den Nationalsozialismus in seinen gewöhnlichen Formen ablehnten? Zur inneren Emigration oder echtem »Ausstieg« fehlte den Menschen dieser Generation die Bescheidenheit und die Bereitschaft zum bewußten Verzicht auf ein tätiges, nach äußerer Anerkennung strebendes Leben – ein freilich zu allen Zeiten großes Opfer. Ihr Lebensgefühl war keineswegs auf Verzicht eingestellt, sie wollten im Gegenteil dem Zeitalter ihren Stempel aufdrücken. Die »reine Wissenschaft«, der man sich verschrieb, bot einen bequemen Ausweg, wobei vor der Instrumentalisierbarkeit bewußt oder unbewußt die Augen geschlossen

⁶³ Gerd TELLENBACH, Die drei Hörer einer Heidelberger Vorlesung »Einführung in die lateinische Paläographie des Mittelalters« im Sommersemester 1933, in: ZGO 146 (1998), S. 552–557.

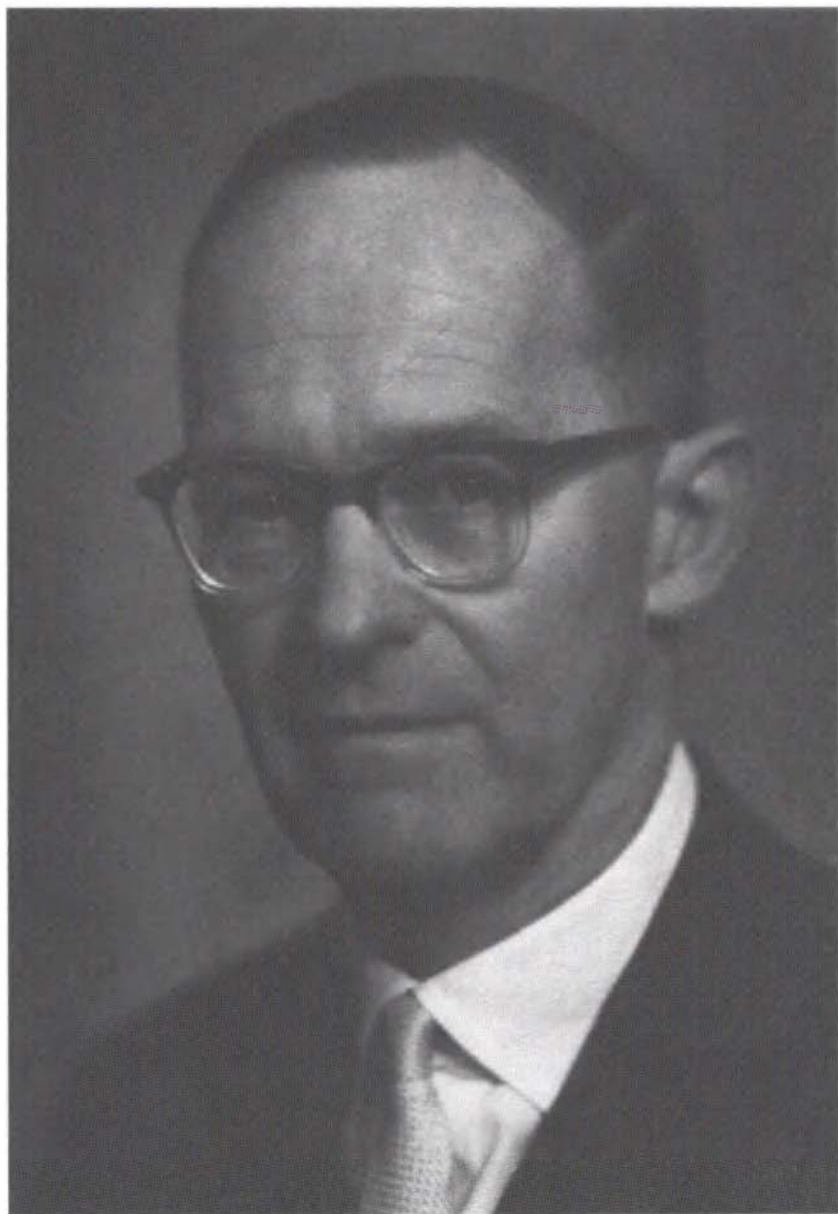
wurden. Für eine Geschichte der Professoren im »Dritten Reich« wie für eine Kulturgeschichte der Bundesrepublik dürfte dieser Befund nicht ohne Belang sein.

Das Beispiel Tellenbachs wirft überdies ein differenziertes Licht auf das Bild von Wissenschaft im Nationalsozialismus. Entgegen einer verbreiteten Annahme gerieten Wissenschaftler in der Zeit des Nationalsozialismus nicht dauerhaft in Mißkredit, sondern erfuhren eine Aufwertung. Eine regelrechte Delegitimationskampagne gab es wohl unmittelbar nach der Machtübernahme, in deren Folge Professoren und Lehrer öffentlich herabgesetzt wurden⁶⁴. Mitte der 1930er Jahre, als ein namhafter Mangel an Wissenschaftlern in allen Disziplinen spürbar wurde, drehte sich jedoch der Wind. Nun begann sich das Regime um die Experten zu bemühen, was zunächst vor allem Technik- und Naturwissenschaftler sowie Mediziner betraf, sich je länger, je mehr aber auch auf Repräsentanten der Geisteswissenschaften erstreckte⁶⁵. Die bereitwillige Teilnahme der Professoren am »Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften« seit 1940 spiegelt diese Entwicklung. Von der nunmehr auch öffentlich wahrnehmbaren Wertschätzung, an ihrer anerkannten Expertenrolle und Deutungskompetenz wollten nach 1945 Geisteswissenschaftler sowenig lassen wie Chemiker oder Physiker. Auch das erklärt das intensive Engagement von Historikern wie Gerd Tellenbach für Wissenschaft und Universität im Deutschland der zweiten Nachkriegszeit.

⁶⁴ Hierzu zuletzt: GRÜTTNER, Machtergreifung (wie Anm. 51).

⁶⁵ Siehe hierzu den inzwischen in etlichen Bänden niedergelegten wissenschaftsgeschichtlichen Ertrag der beiden Arbeitsgruppen zur Erforschung der Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im »Dritten Reich« sowie der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Zeitraum 1920 bis 1960; zur allgemeinen Wissenschaftsentwicklung aufschlußreich: Ulrich SIEG, Strukturwandel der Wissenschaft im Nationalsozialismus, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 24 (2001) 4, S. 255–270.

II. HISTORIKER UND IHRE METHODEN



Max Braubach

KONRAD REPGEN

MAX BRAUBACH

Person und Werk

Der Rheinländer Max Braubach (1899–1975)¹, jüngstes von fünf Kindern, ist am 10. April 1899 in Lothringen, in Metz, geboren und im Elsaß, in Straßburg, aufgewachsen². Seine Mutter war Düsseldorferin, sein Vater, ein tieffrommer Mensch, stammte aus einer Kölner Akademikerfamilie. Er war höherer Beamter der staatlichen Bergbauverwaltung und wurde schließlich Berghauptmann. Damit gehörte er zur Creme der preußischen Beamtenhierarchie³.

In der Familie Braubach war praktizierter Katholizismus eine unangefochtene Selbstverständlichkeit, über die nicht viele Worte gemacht wurden. Man lebte wohlbehütet: nicht großbürgerlich, aber gediegen, keineswegs arm, jedoch sparsam; selbstverständliche patriotisch-nationale Grundgesinnung verband sich mit klarer christlicher Nächstenliebe, die keine Nationalitätengren-

¹ In diesem Beitrag halte ich mich weitgehend an meine Darstellung aus dem Jahre 1999: Konrad REPGEN, Max Braubach. Leben und Werk, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere das alte Erzbistum Köln [AHVN] 202 (1999), S. 9–41. Die Bewertung und Einordnung Max Braubachs durch Karin SCHÖNWÄLDER, Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. 1992, ist mir zu sehr abhängig von ihren metahistorischen Prämissen, die ich nicht teile; bei Ursula WOLF, Litteris et patriae. Das Janusgesicht der Historie, Stuttgart 1996, fehlt Braubach; die neueste Behandlung Braubachs durch Jaana EICHHORN, Geschichtswissenschaft zwischen Tradition und Innovation. Diskurse, Institutionen und Machtstrukturen der bundesdeutschen Frühneuzeitforschung, Göttingen 2006, ist m. E. unergiebig.

² Am 27. April 1976 fand die Gedenkfeier der Fakultät für Max Braubach statt. Die Ansprachen und Gedenkreden von Erich E. Geißler (S. 7f), Stephan Skalweit (S. 9–15), Konrad Repgen (S. 16–21), Fritz T. Epstein (S. 22–25) und Paul Egon Hübinger (S. 26–42) sind abgedruckt in: Alma Mater. Beiträge zur Geschichte der Universität 41 (1977). Das Historische Seminar der Universität Bonn hielt in Verbindung mit dem Historischen Verein für den Niederrhein zum 10. April 1999 eine Zentenarfeier ab. Die Referate sind gedruckt in den AHVN 202 (1999) unter dem Titel »Max Braubach (1899–1975) zum Gedächtnis«. Neben den Ansprachen finden sich hier auch drei unveröffentlichte Ansprachen von Max Braubach: Bericht über das abgelaufene akademische Jahr in der Vollversammlung [der Hochschullehrer der Universität Bonn] vom 18. Oktober 1960; Letzte Vorlesung am 9. März 1967; Ansprache vom 9. April 1969 [in der Familie].

³ Vgl. die zu Lebzeiten von Braubach erschienenen Würdigungen: Konrad REPGEN, Stephan SKALWEIT, Vorwort zur Festschrift »Spiegel der Geschichte«, Münster 1964, S. III–VI; anonym [Autorin war Ursula LEWALD, eine Cousine Braubachs], Max Braubach 70 Jahre, in: Rheinische Heimatpflege, NF 1 (1969), S. 81f.

zen kennt. Und man vergaß bei aller unkomplizierten rheinischen Daseinsfreude niemals Takt und Schicklichkeit. Braubach hatte zeitlebens auch Sinn für gelegentliches karnevalistisches Allotria⁴, schlug aber nie über die Stränge. Umgekehrt war ihm jede professorale Gespreiztheit ebenso fremd wie intellektuelle Großtuerie; er war kein Heimlichtuer, wohl aber eine sehr diskreter Mensch, der sich nicht aufplustern mußte, da er fest in sich selbst und dem Milieu seiner Herkunft ruhte⁵.

Im Sommer 1916, nach dem humanistischen Abitur, wollte Braubach Berufsoffizier werden. Wegen seiner Jugend erreichte er jedoch erst im Februar 1917 die Einstellung als Fahnenjunker bei den Straßburger Husaren, wurde im Mai 1918 Leutnant und kommandierte als Neunzehnjähriger im Trommelfeuer der Westfront eine Maschinengewehr-Eskadron. Seine Offizierspflichten hat er offenbar vorbildlich erfüllt, ohne davon später Aufhebens zu machen. Er erzählte hingegen gern mit Lachen, daß ihm im Zweiten Weltkrieg ein General bescheinigt habe: »Braubach – jeder Zoll kein Soldat«. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits zwei Jahrzehnte prägenden Universitätsbetrieb hinter sich. Von seiner Persönlichkeit her hätte er bei einem anderen Kriegsausgang vermutlich auch als Offizier Karriere machen können. Nunmehr nahm er zum 30. April 1919 seinen Abschied vom Militär und begann, Geschichte und Nationalökonomie zu studieren, zuerst in Heidelberg, dann, vom Wintersemester 1919/20 an, in Bonn, wo er Meisterschüler des großen Historikers Aloys Schulte (1857–1941)⁶ geworden ist.

Unter gänzlich veränderten Umständen ist der Bonner Ordinarius im Alter von 39 Jahren als Reserveoffizier reaktiviert worden und war im Zweiten Weltkrieg vom ersten Tage an Soldat, stets in Stabsverwendungen, während der Jahre 1942 bis 1944 im Pariser Stab des Generals Carl-Heinrich von Stülpnagel (1886–1944)⁷. Dort bot der übliche militärische Leerlauf viel freie

⁴ Vgl. dazu die Plauderei, die Braubach auf Drängen des Dekans, des Philosophen Johannes Thyssen (1892–1968), und des Prodekanes, des Kunsthistorikers Heinrich Lützel (1902–1988), beim geselligen Abend der Philosophischen Fakultät im Januar 1955 zum besten gab und die als Privatdruck verbreitet wurde: »Philosophische Memorabilien. Auch eine Chronik der Universität Bonn. Von deren Chronisten und Archivar«. Lützel hat 1964 zur Braubach-Festschrift einen Beitrag »Spectrum Europae im Witz« geliefert.

⁵ Gewählt hat er bis 1933 die Zentrumsparterie und nach 1945 die Christlich-Demokratische Union. In seinem Schrifttum finden sich darüber keinerlei Anhaltspunkte.

⁶ Dazu in Kürze Stefan JORDAN, Konrad REGEN, Aloys Schulte, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 23, Berlin 2007.

⁷ Jüngstes Biogramm des Generals der Infanterie Carl-Heinrich von Stülpnagel, der vor dem Krieg im Generalstab des Heeres die rechte Hand des Generalstabschefs Ludwig Beck gewesen war und am 30. August 1944 (wegen seiner Beteiligung am Staatsstreichversuch des 20. Juli) zum Tode verurteilt wurde, bei Johannes HÜRTER, Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion, München 2006, S. 666f. Dieser General von Stülpnagel hatte im Frühjahr seinen Vetter, den General der Flieger/Infanterie, Otto von Stülpnagel, als Militärbefehlshaber in Frankreich abgelöst.

Zeit. Er nutzte sie zu intensiven Aktenstudien in den großen Pariser Archiven. Insofern wurden die Kriegsjahre für ihn nicht einfach beruflich verlorene Zeit⁸, im Gegenteil: seine Untersuchungen über die europäische Außenpolitik im Ancien Régime, insbesondere seine ersten Bücher über das Umfeld des Prinzen Eugen (1950) und das bahnbrechende Werk über die lange Vorgeschichte des »Renversement des alliances« (1952)⁹, fußten wesentlich auf den damaligen Exzerpten des Stabsoffiziers in Paris.

Der Stab des Militärbefehlshabers Frankreich im Hotel Majestic war ein wichtiges Zentrum der Militäropposition gegen Hitler, und Braubach gehörte dort zur Tischrunde von Männern wie Walther Bargatzky (1910–1998), Ernst Jünger (1895–1998) und Hans Speidel (1897–1984). Ohne diese persönlichen Kontakte hätte er wohl kaum schon im Sommersemester 1946 ein Seminar über den 20. Juli 1944 abgehalten. Bei seiner relativ unwichtigen Funktion innerhalb des großen Stabes war er nicht direkt in die Planung und den Vollzug des Staatsstreichs einbezogen worden. Aber er kannte die Charakterköpfe der Pariser Verschwörer nicht nur aus toten Papieren, sondern aus persönlicher Erinnerung, als Menschen von Fleisch und Blut. Das Gedächtnis ihres Handelns und Tuns zu tradieren, war ihm eine sittliche Pflicht.

Der »20. Juli« gründete in moralischem Entsetzen¹⁰ über die Verbrechen, die der Diktator im deutschen Namen anordnete, beging und deckte. Braubach hörte in Paris zwar offenbar das Stichwort »Auschwitz« nicht, erfuhr aber glaubhaft von den durch Hitler verfügten massenhaften Geiseler-schießungen im besetzten Frankreich¹¹. Dabei erlebte er hautnah das deprimierende Gefühl der Hoffnungslosigkeit derer, welche ihre alten sittlichen Maßstäbe nicht durch Hitler korrumpieren lassen wollten. Bei einem Urlaub im Januar 1943 vertraute er dem Schüler und Freund Hübinger an, wie diese Pariser Erfahrungen ihn, den früher so fröhlichen Rheinländer, in einen Abgrund von Verzweiflung gestürzt hätten¹². Das war nicht übertrieben. Im Zweiten Weltkrieg

⁸ Ähnlich genutzt hat, wenn auch unter gänzlich anderen Bedingungen, Fernand Braudel die in Deutschland verbrachten Zwangsjahre des Krieges.

⁹ Alle Nachweise in der Braubach-Bibliographie von Thomas P. BECKER, Bibliographie Max Braubach (1923–1974), in: AHVN 202 (1999), S. 75–93.

¹⁰ Fest halte ich an dieser Bewertung trotz der Einwände bei: Johannes HÜRTER, Auf dem Weg zur Militäropposition. Tresckow, Gersdorff, der Vernichtungskrieg und der Judenmord. Neue Dokumente über das Verhältnis der Heeresgruppe Mitte zur Einsatzgruppe B im Jahr 1941, in: VfZ 52 (2004) 3, S. 527–562; Felix RÖMER, Das Heeresgruppenkommando Mitte und der Vernichtungskrieg im Sommer 1941. Eine Erwiderung auf Gerhard Ringshausen, in: VfZ 53 (2005) 3, S. 451–460; Johannes HÜRTER, Felix RÖMER, Alte und neue Geschichtsbilder vom Widerstand und Ostkrieg. Zu Hermann Gramls Beitrag »Massenmord und Militäropposition«, in: VfZ 54 (2006) 2, S. 301–322.

¹¹ Dazu jetzt Peter LIEB, Konventioneller Krieg oder NS-Weltanschauungskrieg? Kriegführung und Partisanenbekämpfung in Frankreich 1943/44, München 2007, S. 20–31.

¹² Paul Egon HÜBINGER, Ansprache [vom 28. Oktober 1975 vor dem Verein Beethovenhaus Bonn], ND in: In Memoriam Max Braubach. Reden, gehalten am 27. April 1976 bei der

ist Braubachs ursprünglich optimistisches Geschichtsbild zerbröselt¹³. Und trotz aller Fröhlichkeit, die sein heiteres Wesen auch fortan nach außen hin ausstrahlte, wurde doch eine tiefe innere Traurigkeit sein ständiger Gast, besonders nach dem frühen, ganz unerwarteten Tod seiner Frau am 6. Juli 1957 in Bonn, während er im Wiener Archiv nach Prinz Eugen forschte. Diesen Tod hat er nach Ursula Lewalds treffender Einsicht nie überwunden¹⁴. Doch damit sind wir weit vorausgeeilt.

In der Bonner Studentenzeit, die nur durch ein Münchener Semester unterbrochen wurde¹⁵, bummelte Braubach nicht. Sein Ziel, das er mit geradezu atemberaubendem Tempo erreicht hat, war von Anfang an die akademische Laufbahn. Am 26. Oktober 1922 wurde der Schulte-Schüler mit einer auf gedruckten Akten basierenden Untersuchung über die Bedeutung der Subsidien für die Außenpolitik des Spanischen Erbfolgekriegs promoviert. Das Resultat dieses schmalen Buchs von 204 Seiten ist nüchtern: Selbstverständlich spielte das Geld aus London eine erhebliche Rolle, sie allein aber erklärt nicht die politischen Grundentscheidungen für Bündnis, Krieg und Frieden in Madrid, Wien und Berlin. Es ist nun für Braubach bezeichnend, daß er diesen Befund keinem ausdrücklichen Programm oder Modell europäischer Außenpolitik und Entscheidungsfindung um 1700 zuordnet oder gar davon ableitet. Er begnügt sich mit der Beschreibung der quellenmäßig erhärteten Tatsachen.

Das gilt auch für seine Habilitationsschrift (wie überhaupt für das gesamte spätere Œuvre): Braubach schließt sich nie an Theorien oder Theoreme an, sondern erzählt Ereignisgeschichte, die mit wachsender Souveränität und stilistischer Eleganz aus den Akten ermittelt und ausgebreitet wird. Das war seine Stärke und seine Grenze. Man erfährt von ihm nicht allgemein, wie Menschen handeln oder handeln sollen, sondern wie sie gehandelt haben. Geschichte bleibt eine deskriptive Wissenschaft.

Gedenkfeier der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Köln, Bonn 1977, S. 26–42, hier S. 33.

¹³ Den historiographiegeschichtlich besten allgemeinen Überblick über die Zeit von 1933 bis 1945 bietet derzeit m. E.: Jürgen ELVERT, Geschichtswissenschaft, in: Frank-Rutger HAUSMANN unter Mitarbeit von Elisabeth MÜLLER-LUCKNER, *Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945*, München 2002, S. 87–135, der Braubach jedoch nicht behandelt. Über angemessene allgemeine Urteilkriterien hinsichtlich der Haltung der deutschen Professoren in den Jahren 1933/45 sehr überzeugend: Notker HAMMERSTEIN, John Knittel und der Nationalsozialismus. Schwierigkeiten historischer Urteilsfindung. Eine Antwort auf Frank-Rutger Hausmann, in: FAZ 180 (5.8.2006).

¹⁴ Ursula LEWALD, Max Braubach 1899–1975, in: *Rheinische Vierteljahres-Blätter* 40 (1976), S. VII–XII, hier S. XII; vgl. auch Johannes SPÖRL, Max Braubach 1899–1975, in: *Historisches Jahrbuch* 95 (1975), S. 150–187; Eduard HEGEL, Max Braubach †, in: *AHVN* 178 (1976) S. 303–306; Konrad REGEN, Nachruf, in: *Historische Zeitschrift* 224 (1977), S. 82–91.

¹⁵ Dort wurde Braubach Mitglied der (nicht farbentragenden) katholischen Korporation Rheno-Bavaria (KV).

Bereits 1924 wurde Braubach mit einer Biographie des letzten Kölner Kurfürsten habilitiert, Max Franz (1756–1801), jüngster Sohn der Kaiserin Maria Theresia, Kurfürst seit 1784. Diese Studie fußt hauptsächlich auf kurkölnischen Akten im Düsseldorfer Staatsarchiv. Die Arbeit dort war für ihn trotz der Inflation finanzierbar, weil er bei Verwandten von Mutterseite wohnen konnte. Einige wenige Wiener Materialien waren ihm außerdem zur Benutzung ins Staatsarchiv Münster, das außerhalb der französischen Besatzungszone lag, übersandt worden¹⁶. Das Buch über Max Franz ist 1961 unter leicht verändertem Titel, ganz überarbeitet und etwas erweitert, erneut erschienen. Jetzt waren auch in Fülle die Wiener Archivalien eingearbeitet, die er nach 1925 und vor allem nach 1945 eingesehen hatte. Auf die Bedeutung dieser Kurköln-Studien wird zurückzukommen sein.

Nach der Habilitation, anlässlich eines kürzeren Archivaufenthaltes in Wien im Jahre 1925, hat der junge Bonner Privatdozent natürlich auch dem dortigen Ordinarius Heinrich Ritter von Srbik (1878–1951) seine Aufwartung gemacht und dabei den allerbesten Eindruck hinterlassen. Diesen österreichischen Historiker, welcher das alte Gegeneinander von Großdeutsch und Kleindeutsch in einer gesamtdeutschen Konzeption überwinden wollte¹⁷ und der allenthalben zur Spitzengruppe der deutschsprachigen Historiker gezählt wurde – er hatte eben erst als großer Biograph Metternichs¹⁸ allgemein Furore gemacht –, wünschte Schulte sich im Einverständnis mit seinen engeren Fachkollegen¹⁹ als Nachfolger. Doch der Österreicher lehnte den an ihn ergangenen Ruf auf die Schulte-Nachfolge 1926 ab – letztlich, weil ihn die konfessionelle Zuordnung des Bonner Lehrstuhls schreckte²⁰. Er wies jedoch auf den jungen Braubach hin und riet dem rüstigen Schulte, seinen Lehrstuhl so lange zu vertreten, bis der Schüler berufbar würde. So geschah es. Als dann 1928 für Braubach ein Lehrstuhl im Ermland, an der Katholischen Akademie Braunsberg, winkte, bot sich der Bonner Fakultät die Möglichkeit, ihren Privatdozenten unter Umgehung des lokalen Aufstiegsverbots zu nominieren. Srbik hatte zu diesem Behufe noch ein nachdrücklich positives Gutachten verfaßt, wonach Braubach »eine ansehnliche wissenschaftliche Zukunft« vor sich habe und »jeder Förderung durchaus wert« sei²¹. Berlin stimmte zu; und Braubach konnte zum

¹⁶ Bis zur Mitte der 1960er Jahre versandte die Österreichische Staatsarchivverwaltung Akten zur Benutzung nach Deutschland; dann wurde dieser Usus mehr und mehr erschwert. Er ist m.W. inzwischen ganz eingestellt worden.

¹⁷ Eine solche Überwindung entsprach Schultes eigenem Geschichtsbild.

¹⁸ Heinrich Ritter VON SRBIK, Metternich. Der Staatsmann und der Mensch, 2 Bde., München 1925. Der 3. Band ist posthum 1956 in München erschienen.

¹⁹ Der Mediävist Wilhelm Levison (1876–1947) und der Universalhistoriker Fritz Kern (1884–1950).

²⁰ Die einschlägigen Briefe jetzt in: Jürgen KÄMMERER (Hg.), Die wissenschaftliche Korrespondenz des Historikers Heinrich Ritter von Srbik 1912–1945, Boppard 1988.

²¹ Srbik an Schulte, 3.12.1927, in: *ibid.*, S. 318.

1. April 1928 die Nachfolge Schultes antreten. Also hatte er mit 29 Jahren und sogar am eigenen Ort einen der bedeutenden Lehrstühle Deutschlands erreicht. Danach aber hat er nie mehr einen Ruf erhalten²²: Bis 1933 war er zu jung, bis 1945 paßte er nicht in die politische Landschaft, nach 1945 wäre für ihn, den katholischen Neuhistoriker, höchstens noch München in Betracht gekommen. Er blieb jedoch in den frühen 1960er Jahren bei der Nachfolge Schnabels unberücksichtigt, wobei auch sein Alter eine Rolle gespielt haben mag. Infolge dieser Umstände blieb Braubach bis zu seiner Emeritierung am 1. April 1967 auf das nicht üppige Gehalt angewiesen, das er 1928 als Privatdozent ausgehandelt hatte.

Auch wenn heute Hans-Ulrich Wehler den damaligen Braubach als akademischen Lehrer und überhaupt den Bonner »Historikerbetrieb« der 1950er Jahre mit einigen flotten Sprüchen abtut²³: ich meine, daß Braubach seine Professur gut ausgefüllt hat. Der große Hörsaal VII, in dem er um 10 Uhr morgens seine schon in den 1920er Jahren wörtlich ausgearbeiteten, meist vierstündigen Vorlesungen über die Zeit von 1648 bis 1918 abhielt, war stets gefüllt. Dieses Kolleg war nicht mitreißend²⁴. Doch Braubach hat immer selbst die Seminararbeiten gründlich gelesen und pünktlich zurückgegeben, über die Jahre hinweg addierte sich deren Zahl auf etwa 750 bis 1000 Stück; er hat ca. 300 bis 400 Staatsarbeiten vergeben und beurteilt; und er hat 140 Doktorarbeiten betreut – alles allein, ohne Hilfe des Assistenten, der höchstens, aber selten, zum Korrekturlesen mitherangezogen worden ist. Braubach war bei seinen Studenten und bei vielen Kollegen ein beliebter und erfolgreicher Professor.

Sofort nach Kriegsende²⁵ fiel ihm, der vom nationalsozialistischen Regime konsequent Abstand gehalten hatte und daher 1945 politisch unbelastet war²⁶, eine einflußreiche Rolle zu: 1946/47 als gewählter Prodekan und gewählter Entnazifizierungsbeauftragter der Fakultät, 1947/48 als Dekan, danach in nahezu allen für die Geschicke der Fakultät und der Universität wichtigen Gremien, und schließlich 1959/60 als Rektor. Er genoß in Bonn und draußen im Lande eine einzigartige Reputation, auch, weil er nie ein Leitwolf in *academi-*

²² Fritz Kern, der Schultes Nachfolgepolitik mittrug, hatte Braubach diese Prophezeiung bereits 1928 gemacht.

²³ Hans-Ulrich WEHLER, »Eine lebhafte Kampfsituation«. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp, München 2006, S. 69; vgl. Andreas ECKERT, Lebhafte Kampfzone. Wehlers Polemik gegen transnationale Geschichte, in: FAZ, 5.7.2006

²⁴ Seine seit der Privatdozentenzeit wörtlich ausgearbeiteten Vorlesungsmanskripte hatten durch verschiedene Umstände (im Unterschied zu seiner Bibliothek) den Krieg überdauert. So bestand kein Zwang, etwas Neues auszuarbeiten; er nutzte diese Zeit für seine Publikationen.

²⁵ Braubach wurde im Oktober 1945 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen und am 12. Februar 1946 von der britischen Militärregierung als Ordinarius bestätigt.

²⁶ Für das Military Government brauchte er unter »nationalsozialistischen Mitgliedschaften« nur den »Reichs-Luftschutzbund« und die »nationalsozialistische Volkswohlfahrt« zu nennen, also ein Minimum des damals Möglichen.

cis war oder wurde. Er gewann in den Gremien die Menschen mit unangreifbarer Lauterkeit und durch sympathische Ruhe und Ausgeglichenheit, durch unbeirrbar Orientierung am geschriebenen Recht und am überlieferten Herkommen, durch Argumentieren mit objektivierbaren Gesichtspunkten, durch ganz verlässliche Uneigennützigkeit, fern von aller Intrige, gelegentlich auch durch einen befreienden Scherz. Braubach sprach selten von dem, was andere tun sollten, er erfüllte vielmehr mit unverkrampfter Energie und vorbildlicher Korrektheit die eigenen Obliegenheiten in der akademischen Selbstverwaltung wie als Mitglied Dutzender außeruniversitärer Gremien, die ich hier nicht aufzählen möchte.

Eines dieser Gremien war die am 2. April 1957 formell gegründete vierköpfige Kommission zur Erforschung der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen²⁷, deren Projekt auch Braubach seit 1954 im Bundeskanzleramt unterstützt hatte. Diese Kommission unterhielt bekanntlich seit Mai 1958 ein voll arbeitsfähiges Centre allemand de recherches historiques in der Rue du Havre, das am 21. November des gleichen Jahres offiziell eröffnet wurde. Die Bildung dieser Station, deren Aufgaben sich in Konrad Adenauers Frankreichpolitik vorzüglich einfügten, ging, wie bekannt, auf Eugen Ewig (1913–2006) zurück. Ihm stand sei 1953 das politische Gewicht und die administrative Erfahrung seines Freundes Paul Egon Hübinger zur Seite, der damals als Ministerialdirektor die Kulturabteilung des Bundesministeriums des Innern leitete. Braubach kannte Ewig schon seit Jahrzehnten. 1936 hatte er dessen Dissertation²⁸ offiziell gegenüber der Fakultät vertreten, als der eigentliche Doktorvater Wilhelm Levison (1876–1947) formell (als Jude) nicht mehr beteiligt werden durfte²⁹. Nunmehr stützte Braubach konsequent die wissenschaftlichen Frankreichaktivitäten des befreundeten Mainzer Ordinarius³⁰, wo immer er konnte. Nach der Umwandlung des Pariser Centre zum 1. Juli 1964 in das heutige Deutsche Historische Institut Paris wurde er natürlich Mitglied des Beirats und

²⁷ Mitglied waren zunächst Max Braubach, Eugen Ewig, Paul Egon Hübinger und Gerd Tellenbach. Am 10.12.1960 wurde Herbert Grundmann als Präsident der MGH auf Vorschlag Tellenbachs hinzugewählt, obgleich die drei anderen davon wenig begeistert waren; vgl. UA Bonn, NL Braubach, Bd. 156.

²⁸ Eugen EWIG, Die Anschauungen des Kartäusers Dionysius von Roermond über den christlichen Ordo in Staat und Kirche, Bonn 1936.

²⁹ 1935 bereits war Braubach beigesprungen und publizierte, »zusammen mit Wilhelm Levison«, im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 50 (1935), S. 457–474 den Aufsatz »Ein Bruchstück einer verschollenen Werdener Handschrift«. Daß Braubach für diese Untersuchung, von der keine Zeile sein eigenes Werk war, den Namen hergab, war weniger »Widerstand« als kollegial-menschlicher Anstand: er hielt Abstand.

³⁰ Ewig ließ Braubach gegenüber erst seit 9.11.1958 den Professortitel fort; UA Bonn, NL Braubach, Bd. 156.

blieb dies bis 1969, als er statutengemäß³¹ aus Altersgründen ausscheiden mußte³².

Braubachs Mitwirkung an den Aktivitäten der Forschungsstelle und des Instituts in Paris bestand hauptsächlich in der regelmäßigen Teilnahme an den Kommissions- bzw. Beiratssitzungen³³. Schon früh übernahm er die Verantwortung für ein deutsch-französisches Kolloquium über den Westfälischen Frieden, das Ende April 1963 in Münster stattfand³⁴. Braubachs wichtigster Beitrag zur Vorgeschichte und Geschichte des DHI Paris aber war gewiß die Präsentation seines Schülers Hermann Weber (geb. 1922) als wissenschaftlichen Mitarbeiter, der bis zu seinem Ruf auf den Mainzer Lehrstuhl (1968) erster Mann am Platze war und in Paris ständig als Ewigs wie Braubachs Vertrauensmann fungierte.

Doch zurück zu Braubach als Professor. Ich berichtete, daß er ein pflichtgetreuer und beliebter Hochschullehrer gewesen ist. Aber nach seinem eigenen Zeugnis zog es ihn »eigentlich immer mehr an den eigenen Schreibtisch als auf das Katheder und in den Übungsraum«. An diesem Schreibtisch – er arbeitete stets zu Hause – hat er ein überwältigend umfangreiches Œuvre geschaffen: drei Dutzend Bücher, über 200 Aufsätze und wohl an die 1000 Rezensionen, und alles das nahezu ohne Hilfe des Assistenten und einer Sekretärin. Wie konnte er das alles leisten? Er ist nie mit einem Ablieferungstermin für ein Manuskript in Verzug geraten; er vermochte es, als Professor ein durchaus »normaler« Mensch zu bleiben, dem Universität und Wissenschaft zwar viel, aber nicht alles bedeuteten, der regelmäßig und ausreichend Zeit hatte für seine Familie, für die Ferien mit Strandburgenbauen in Norderney, für wöchentliches Tennisspielen bis ins letzte Lebensjahr hinein, für den Bridgeklub beim belgischen Botschafter, überhaupt für Geselligkeit und für Muße, ein Professor, der nie gehetzt war, nie von Überlastung sprach und keine Zeitnot kannte. Wie war das möglich? Ich habe dafür vor sechs Jahren fünf Gründe geltend gemacht:

1. Braubachs Tag war nicht pedantisch, aber streng geregelt. Das bewahrte ihn vor Überanstrengung. Er hat nie den Abend hindurch am Schreibtisch gesessen, sondern nur dann die Nacht zum Tage gemacht, wenn es gelegentlich, als er noch jünger war, galt, Feste zu feiern.

³¹ Text im UA Bonn, NL Braubach, Bd. 156.

³² Verabschiedet mit einem ausgesprochen freundlichen Abschiedsbrief des damaligen Bundeswissenschaftsministers Gerhard Stoltenberg (1928–2001) vom 18.9.1969: UA Bonn, NL Braubach, Bd. 156. Den Text hat vermutlich der damals zuständige Referent Dr. Konrad Petersen entworfen.

³³ Weil davon wohl nur Ergebnisprotokolle erhalten sind, läßt sich Näheres nicht sagen.

³⁴ Die Vorträge (Jean Meuvret, Fritz Dickmann, Roland Mousnier, Alphonse Dupront, Hermann Weber und Kurt von Raumer) sind publiziert mit Vorwort von Max BRAUBACH in: Forschungen und Studien zur Geschichte des Westfälischen Friedens, Münster 1965.

2. Braubach verfügte über eine ausgesucht »schnelle Auffassung, Beweglichkeit und Übersicht«. Das lobte schon Aloys Schulte an dem Habilitanden, dessen Qualifikationsschrift in dem unglaublich kurzen Zeitraum von 15 Monaten entstanden ist.

3. Braubach hatte ein ungebrochenes Vertrauen auf seine sprachliche Kompetenz. Ganz selten nur hat er einmal einen bereits geschriebenen Satz überarbeitet und neu formuliert. Was geschrieben war, blieb stehen und galt, aber

4. (und das ist wohl das Entscheidende): Braubach war zwar ein durchaus kritischer Kopf, aber ähnlich wie sein Lehrer Aloys Schulte³⁵ völlig untheoretisch veranlagt – persönlich, religiös, weltanschaulich und wissenschaftlich. Er verkannte nicht die Bedeutung abstrakter und systematischer Probleme und Lösungen. Aber über metahistorische Dinge selbst abwägend nachzudenken oder gar zu sprechen und zu schreiben, das hielt er nicht für seine Sache, weder als Autor noch als Professor. Die Zeit jedoch, die andere für theoretische Überlegungen und Formulierungen brauchen, blieb ihm zum Quellenstudium und Schreiben. Und diese Zeit hat er wahrlich ausgekauft wie wenig andere.

5. Ermöglicht wurde ihm dies auch, weil seine Untersuchungen und Darstellungen nie an Theorien oder Probleme oder Modelle anknüpften. Er wollte, ohne sich ausdrücklich auf Jacob Burckhardt zu berufen, so vom »duldenden, strebenden und handelnden Menschen« erzählen, wie es sich ihm aus der unvoreingenommenen Lektüre der Quellen ergeben hatte. Und da er in einer Zeit lebte, die vom Historiker nicht ständig eine theoretische Legitimation seiner Tätigkeit abverlangte, brauchte er sich nicht mit Erwägungen über die philosophischen und gesellschaftlichen Bedingungen der Möglichkeit aller Historie abzuquälen. Er konnte sich mit dem redlichen Mühen um Unvoreingenommenheit und gerechtes Urteil begnügen.

Man könnte jedoch noch einen letzten Punkt anführen: Weil Braubach seine eigene Art, Geschichte zu betreiben, weder präskriptiv noch selektiv verstand, sondern viele, wenn auch nicht alle anderen Zugänge zur Geschichte durchaus leben ließ und förderte, soweit sie denn nur auf eindeutigen Quellen fußten und daher überzeugen konnten, deshalb hatten wir jungen, problemgeschichtlich interessierten Leute weitestdenkbaren Freiraum, um das zu tun, was wir wollten. An Liberalität des Helfens, Förderns und Gewährenlassens wurde er von niemand übertroffen. Ob heutige Stipendiaten eines Graduiertenkollegs so viel tatsächliche Freiheit des Denkens und Forschens genießen wie wir nach 1945, bezweifle ich sehr.

Kommen wir nun zum Werk von Max Braubach, das an dieser Stelle in knappster Form abgehandelt werden soll. Ich beginne mit dem Punkt Zeitge-

³⁵ Vgl. die Nachweise aus Briefen Schultes an Finke 1927 und 1935 bei Konrad REPGEN, Max Braubach, Leben und Werk, in: AHVN 202 (1999), S. 9–23 hier S. 17, Anm. 35.

schichte, den Rudolf Morsey im Jahre 1999 präzise untersucht und dessen Ergebnis er folgendermaßen festgehalten hat³⁶:

1. »Braubach hat, vermutlich früher als jeder andere Historiker in der deutschen Trümmerlandschaft, Ereignisse unserer jüngsten Geschichte, die erst wenige Jahre zurücklagen, in seine Lehrveranstaltungen einbezogen und sie dann, bis zur Emeritierung, regelmäßig mitbehandelt; er hat

2. die Erforschung der Geschichte des Hitler-Regimes durch eigene, wenn gleich nur wenige Arbeiten gefördert, die in den 1950er Jahren allerdings Pionierleistungen waren³⁷, und er hat schon 1950 eine erste zeitgeschichtliche Dissertation betreut³⁸;

3. hat Braubach durch eine an Umfang und Dichte beispiellose Rezensionstätigkeit [im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft], die ebenfalls bereits 1950 begann, Hunderte von Neuerscheinungen zur jüngsten deutschen Geschichte einem größeren Leserkreis vertraut gemacht; und schließlich hat er

4. als Mitglied auch überregionaler zeitgeschichtlicher Gremien³⁹ [gewirkt], deren Zielsetzung und Tätigkeit er auf mannigfache Weise gefördert hat«.

Man sollte fünftens wohl noch die klare Distanz hinzufügen, die Braubach gerade als Konservativer zu politisch kompromittierten Historikern und zu Journalisten der extremen Rechten behauptete⁴⁰.

Die Erforschung und Darstellung des Ancien Régime, insbesondere der Prinz-Eugen-Zeit⁴¹ wird wohl dauerhaft als Höhepunkt⁴² der wissenschaftlichen Leistungen Braubachs gelten. Diese Epoche hat ihn lebenslang beschäf-

³⁶ Rudolf MORSEY, Max Braubach und die Zeitgeschichte, in: AHVN 202 (1999), S. 63–74, hier S. 63.

³⁷ Max BRAUBACH, Der Weg zum 20. Juli 1944. Ein Forschungsbericht, Köln, Opladen 1953; DERS., Der Einmarsch deutscher Truppen in die entmilitarisierte Zone im März 1936. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des zweiten Weltkrieges, Köln, Opladen 1956; DERS., Hitlers Weg zur Verständigung mit Rußland im Jahre 1939, Bonn 1960. Weitere Nachweise in BECKER, Bibliographie Max Braubach (wie Anm. 9). Dort auch Nachweise der regelmäßigen Vorabdrucke in »Aus Politik und Zeitgeschichte«.

³⁸ Josef DEUTZ, Adam Stegerwald, Gewerkschafter, Politiker, Minister, 1874–1945. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Gewerkschaften in Deutschland und zur politischen Entwicklung in der Weimarer Republik, Bonn 1950.

³⁹ Vor allem: Wissenschaftlicher Beirat des 1948/50 gegründeten Münchener Instituts für Zeitgeschichte, aus dem er 1970 wegen des Drucks der Dissertation von Günter PLUM (Gesellschaftsstruktur und politisches Bewußtsein in einer katholischen Region 1928–1933. Untersuchung am Beispiel des Regierungsbezirks Aachen, Stuttgart 1972) ausgetreten ist. Beiratsmitglied war er weiterhin von 1951 bis zu seinem Tode bei der Kommission zur Geschichte des Parlamentarismus und der Politischen Parteien in Bonn (heute: Berlin).

⁴⁰ Ich nenne nur: 1951 Günther Franz, 1963 Herbert Grabert, 1968 Kurt Ziesel. Braubach las jedoch nicht die »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, sondern »Die Welt«.

⁴¹ Im folgenden orientiere ich mich an: Christoph KAMPMANN, Eine Biographie »alten Stils«? Prinz Eugen und seine Zeit in der historischen Forschung seit 1965, in: AHVN 202 (1999), S. 43–65.

⁴² Es wäre daher eine unzulässige Reduktion von Komplexität, seine Lebensleistung auf die Erforschung des reichsstiftischen Deutschland im Ancien Régime zu beschränken.

tigt. 1963, im ausführlichen Vorwort der fünfbändigen Biographie, beschreibt der Autor ausdrücklich auch die Grenzen seiner Vorgehensweise⁴³. Denn das eigentliche Ideal des Biographen, eine »geistesgeschichtliche Deutung des Wesens des Prinzen«, erreiche er nicht. Statt dessen biete er »eher eine Biographie gewissermaßen alten Stils«; denn er rekonstruiere den Lebenslauf des »großen Mannes« nur, »soweit die Quellen es erlauben«. Die Fülle der Quellen ist zwar in diesem Falle immens, doch handelt es sich fast nur um politisch-militärische Akten. Immerhin: sie berichten über eine große »Epoche der europäischen Geschichte«, die der Savoyer mitgeprägt hat. Indem Braubach diesen Helden »nüchtern und kritisch« beurteilt, hofft er, ihm erstens »gerecht zu werden«, und zweitens, »dem Leser eine lebendige Vorstellung« von dem Wirken des Savoyers zu vermitteln«. Ist das gelungen?

Braubachs fünf Bände der Biographie »eher alten Stils« haben sich damals, vor 40 Jahren, gut verkauft. Indes nach der geistige Wende von »1968«, als Außenpolitik und Kriegführung der Frühen Neuzeit durch mentalitäts- und wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen an den »Rand des geschichtswissenschaftlichen Spektrums« gedrängt worden waren⁴⁴, als Wehler programmatisch nach dem Heil in der Psychoanalyse suchte⁴⁵, wurde gegen Braubachs Prinz-Eugen-Biographie als ein geradezu abschreckendes Monster des Überholten polemisiert. Diese Kritik ist heute ihrerseits schon wieder Geschichte geworden, während Braubachs Methode und Ergebnisse durchaus in die aktuelle Forschungslandschaft⁴⁶ passen, wie Christoph Kampmann vor sechs Jahren gezeigt hat. Mögen auch Braubachs letzter großer Monographie zur frühneuzeitlichen Außenpolitik, dem Buch über die Frankreich-Politik Wilhelms von Fürstenberg (1629–1704)⁴⁷, unverkennbar einige altersbedingte Schwächen anhaften, so bleibt doch sein Name für alle ernsthafte Erforschung des Ancien Régime dauerhaft eine erste Adresse. Deshalb hat Stephan Skalweit (1914–2003) gut daran getan, im Jahre 1969 eine stattliche Sammlung mit dem Neudruck von 32 Braubach-Aufsätzen über »Diplomatie und geistiges Leben im 17. und 18. Jahrhundert«⁴⁸ vorzulegen. Vieles dauerhaft Wichtige hat man hier bequem zur Hand.

⁴³ Max BRAUBACH, Prinz Eugen von Savoyen, Bd. 1: Aufstieg, München 1963, S. 13.

⁴⁴ Vgl. die grundsätzlichen Erwägungen bei Heinz DUCHHARDT, *Balance of Power. Internationale Beziehungen 1700–1785*, Paderborn 1997, S. 3f.

⁴⁵ Hans Ulrich WEHLER, *Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Geschichte*, Köln 1971.

⁴⁶ In der es um Fragen wie Kriegsverdichtung, Militärische Revolution, außenpolitisches »System« des Kaiserhofs usw. geht.

⁴⁷ Max BRAUBACH, *Wilhelm von Fürstenberg (1629–1704) und die französische Politik im Zeitalter Ludwigs XIV.*, Bonn 1972.

⁴⁸ Max BRAUBACH, *Diplomatie und geistiges Leben im 17. und 18. Jahrhundert. Gesammelte Abhandlungen*, Bonn 1969. 18 der 32 Aufsätze stehen unter der Überschrift »Menschen und Ereignisse«, 14 unter »Aufklärung in Deutschland«; elf der Aufsätze sind vor 1945 verfaßt und gedruckt worden.

Dieses »viele Wichtige« aus Braubachs Feder betrifft keineswegs nur die politisch-militärische Geschichte, die Haupt- und Staatsaktionen, sondern ebenso das geistige Leben. Man muß es nachdrücklich betonen: Braubach hat nicht allein (im Sinne Vergils) über *arma et viri* gehandelt. Gerade in seinen vielen kleineren Arbeiten über den kurkölnischen Hof begegnet uns neben den hochgestellten Prinzen und Grafen, Nuntien und Prälaten, Gesandten und Residenten ebenso der ganze Umkreis der kleineren Hofleute und Hofbediensteten; ans Licht treten aber auch aufgeklärte Bonner Stadtbürger, die zusammen mit ebenso aufgeklärten Hofadligen 1787 eine bis heute fortexistierende »Lese-gesellschaft« gründen und 1789 sogar daran denken konnten, eine politische Tageszeitung herauszubringen, nicht zu vergessen die Musiker, darunter der junge Beethoven mit seinem Abschied von Bonn, aber auch Glücksritter, Professoren und Journalisten, kurzum: Braubach erzählt immer wieder, und fast immer mit neuen Quellenfunden, von der ganzen bunten Fülle der damals »duldenden, strebenden und handelnden« Menschen.

Die bleibende Bedeutung dieser zahllosen kleinen Monographien läßt sich in zwei Punkten zusammenfassen⁴⁹:

1. Braubach räumte nach und nach mit einem ganzen Wust von Klischees und Vorurteilen über Politik, Kultur und Gesellschaft der rheinischen Lande vor 1789 auf. Bis dahin war dieses Stück Vergangenheit dem Verdikt der ungeeigneten Beurteilungskriterien ausgeliefert, welche allein die aufgeklärten Machtstaaten Preußen und Österreich zum schlechthin gültigen Maßstab für das historische Urteil über das spätere 17. und das 18. Jahrhundert gemacht hatten. Ohne programmatische Explikation, mit beharrlicher Detailforschung, hat Braubach nach und nach erreicht, daß auch das stiftische Deutschland im Westen des Reiches als eine erinnerungswürdige Vergangenheit erkannt und anerkannt wurde. Damit hat er sie in die gesamtdeutsche Geschichte zurückgeholt, die nicht nur Machtstaatleben und Machtstaatstreben gewesen ist, wonach das 19. und frühe 20. Jahrhundert vorzugsweise gefragt hatte.

2. Die deutsche Geschichtswissenschaft hat bekanntlich seit einigen Jahrzehnten die Jahrhunderte zwischen 1450/1500 und 1800/1850⁵⁰ mehr und mehr als eine eigene Großperiode zu sehen gelernt, die zwischen Mittelalter und Neuzeit einzuordnen ist, die »Frühe Neuzeit«. Durch diese grundsätzliche Neuorientierung ist das Alte Reich nach 1648 als Gegenstand der historischen Forschung und des kulturellen Gedächtnisses in ein Licht gerückt, das sich deutlich von der Beleuchtung des 19. Jahrhunderts abhebt.

Braubach hat die Anfänge dieser Wandlung unseres allgemeinen Geschichtsbildes noch miterlebt. Ohne daraus ein geschichtspolitisches Programm zu machen, hatte er diese Veränderung der Perspektiven auf seine

⁴⁹ Vgl. REPGEN, Max Braubach (wie Anm. 1), S. 20f.

⁵⁰ So die Periodisierung in der von Friedrich JÄGER herausgegebenen »Enzyklopädie der Neuzeit«, Bd. 1: Abendland – Beleuchtung, Stuttgart, Weimar 2005.

Weise immer schon gefördert. Er hatte seit den 1920er Jahren mancherlei geschrieben und veranlaßt, was für das neue Verständnis Anschauungsmaterial bereitstellte. Die vielen bei ihm angefertigten Doktorarbeiten aus der frühneuzeitlichen Geschichte⁵¹ behandeln die politische, geistige und soziale Bedeutung der Institutionen des Alten Reichs in ihrer gesamten Fülle. Dabei hielt Braubach sich dezidiert von präsentistischer Idealisierung fern, wie sie mit der neuen Geschichtsauffassung zuweilen einhergeht⁵². In diesem Punkte war er unerbittlich, weil es seinem Objektivitätsideal so eklatant widersprach.⁵³

Ich muß zum Schluß noch kurz auf zwei Dinge eingehen: Braubach hat von 1931 bis zu seinem Tode ungewöhnliche literarische Breitenwirkung erreicht als Beiträger zur 7., 8. und 9. Auflage von Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte. Dort hatte er 1931 den Zeitraum von 1740 bis 1815 übernommen, in den Nachkriegsausgaben, deren letzte seit 1974 zusätzlich als Taschenbuch verbreitet worden ist, hat er den gesamten Zeitraum von 1648 bis 1815 behandelt. Diese Darstellungen zeichnen sich aus durch knappe, klare Diktion, durch genaue Vermittlung von Namen und Daten und durch zuverlässige Darstellung von Abhängigkeiten und Zusammenhängen. Braubachs Partien sind wirklich »Handbuch«, in dem man nachschlagen und aus dem man lernen kann. Diese Handbuchdarstellung hat 75 Jahre hindurch zweifellos zahllose Benutzer informiert und vielen Tausend Examenskandidaten geholfen. Erst in unseren Tagen ist die 10. Auflage erschienen, in der die Autoren Johannes Burkhardt und Walter Demel den größten Teil der Braubachschen Epochen-darstellung zeitlich ersetzen⁵⁴. Sie bieten jedoch ein völlig anderes Genre an; denn das neue Handbuch besteht aus großen Essays, deren Hauptaufgabe nicht mehr Fakteninformation zum Nachschlagen ist. Es bietet vielmehr aktuelle Darstellungen, die schnell veraltet sein werden; daß diese Handbuch-Beiträge ebenfalls dreiviertel Jahrhunderte lang Bestand haben könnten, ist sehr unwahrscheinlich. Braubach hingegen mit seinen nüchternen Handbuch-Artikeln hat ohne Zweifel viel »Geschichte« gemacht.

Das gleiche gilt für seine posthum erschienene Darstellung der Geschichte der rheinischen Lande für die Zeit von 1648 bis 1815. Sie enthält politische

⁵¹ Vgl. Thomas P. BECKER, Doktoranden von Max Braubach 1930–1973, in: AHVN 202 (1999), S. 94–104.

⁵² Zu nennen wären Georg Schmidt, Johannes Burkhardt und Karl Otmar Freiherr von Aretin.

⁵³ Braubach rezensierte sehr ausführlich und kritisch Aretins Heiliges Römisches Reich 1776–1806. Reichsverfassung und Staatssouveränität, Wiesbaden 1967, in: Rheinische Vierteljahresblätter 33 (1969) 534/540. Erst 1980 gelang dessen Wahl in die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

⁵⁴ Das Gebhardt'sche Handbuch hat zwar den Namen beibehalten, aber einen völlig anderen Charakter gewonnen: Johannes BURKHARDT, Vollendung und Neuorientierung des frühmodernen Reiches, 1648–1763 (Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, 11), Stuttgart ¹⁰2005; Walter DEMEL, Reformen und sozialer Wandel 1763–1806 (Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, 12), Stuttgart ¹⁰2005.

Geschichte ebenso wie Geschichte der höfischen Kultur und Kunst sowie des Einzugs und der Ausbreitung der Aufklärung – eine wahre Fundgrube für den wissensdurstigen Benutzer, und wegen der gepflegten Sprache eine rundum erfreuliche Lektüre⁵⁵.

Schließlich ist noch über Braubachs Beitrag zur Historiographie- und Universitätsgeschichte zu berichten. Auch hier sucht er den Zugang über die Ereignisgeschichte, also über Begebenheiten und Menschen. Anstöße gaben teils äußere Anlässe⁵⁶, teils liegen gebliebene Nebenfragen aus größeren Werken⁵⁷, teils neue Quellenfunde. Insbesondere erwies sich der umfangreiche Nachlaß Aloys Schultes in der Bonner Universitäts- und Landesbibliothek als eine wahre Goldgrube für die Geschichte der Geschichtswissenschaft zwischen 1880 und 1930. Das Meisterstück daraus ist Braubachs Beitrag zur Jedin-Festschrift 1965: »Aloys Schulte in Rom 1901–1902« mit dem Understatement des Untertitels »Ein Beitrag zur deutschen Wissenschaftsgeschichte«. Nur der Kenner ahnt, daß hier von einer ausgesprochenen *chronique scandaleuse* berichtet wird. Braubach erzählt nämlich, ganz unaufgeregt und ohne alle *epitheta desornantia*, unter peinlicher Beschränkung auf die nüchternen Tatsachen und auf unbezweifelbare intime Quellen, wie es dazu kam, daß der bekennnistreue Katholik Schulte mit seiner epochemachenden Entdeckung der finanzgeschichtlichen Hintergründe der Ablasspolitik, die zu Luthers Thesenstreit 1517 führte, in das Spinnennetz subtiler Intrigen der kulturprotestantisch und liberal dominierten akademischen Welt von 1900 mit ihren antikatolischen Affekten geriet. Das ist ein peinliches Stück der Geschichtswissenschaftsgeschichte. Den Kommentar dazu hat Braubach weitestgehend dem Leser selbst überlassen. Er schlüpft weder in die Robe des Staatsanwaltes noch plädiert er als Advokat, sondern beschränkt sich strikt auf den nachweisbaren Tatsachenbericht.

Es fragt sich nun, ob man nicht aus Braubachs Verhalten immer noch etwas lernen könnte, und ob nicht ein solches zugleich klares und behutsames Procedere auch angebracht wäre, wenn es heute im Kreise der mittleren und jüngeren Jahrgänge um Distanzierung von der Generation ihrer Väter und Großväter geht.

⁵⁵ Franz PETRI, Georg DROEGE (Hg.), Rheinische Geschichte in drei Bänden, Bd. 2: Neuzeit. Mit Beiträgen von Franz PETRI, Max BRAUBACH, Karl-Georg FABER & Horst LADEMACHER, Düsseldorf 1976, hier S. 219–265. Da Beckers Braubach-Bibliographie (wie Anm. 9) nur bis 1975 reicht, ist dieser Beitrag dort nicht mehr verzeichnet.

⁵⁶ 1948 die Jahrhundertfeier der Revolution von 1848. Das führte zu meiner eigenen Dissertation im Jahre 1950: Konrad REPGEN, Märzbewegung und Maiwahlen des Revolutionsjahres 1848 im Rheinland, Bonn 1955.

⁵⁷ Vgl. u.a. seine Studien: Rheinische Aufklärung. Neue Funde zur Geschichte der ersten Bonner Universität, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein (149/150 (1950/51), S. 74–180; 151/152 (1952), S. 257–346; Die erste Bonner Hochschule. Maximilianische Akademie und kurfürstliche Universität 1774/77 bis 1798, Bonn 1966.



Theodor Schieffer

ROLF GROSSE

THEODOR SCHIEFFER

Ein rheinischer Historiker und seine
»Begegnung mit der romanisch-französischen Welt«

Als ich diesen Beitrag vorbereitete, sah ich mich mit einem Problem konfrontiert, das mir bislang unbekannt war. Ich bin Mediävist und kann den Gegenstand meiner Forschung stets aus sicherer Distanz betrachten. Bei Theodor Schieffer ist dies ganz anders. Ich habe zwar nicht bei ihm studiert, ihn aber nach seiner Emeritierung über mehrere Jahre bei der Arbeit an dem von Paul Kehr begründeten Papstregestenwerk der *Germania Pontificia* unterstützt. Ich stand ihm sehr nahe. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß Schieffer eigentlich kein »Gründungsvater« des Deutschen Historischen Instituts Paris (DHIP) ist. Zwar hielt er 1959 den ersten Jahresvortrag¹, dem wissenschaftlichen Beirat gehörte er jedoch erst seit 1966 an². Aber mit den beiden (tatsächlichen) Gründungsvätern Eugen Ewig und Paul Egon Hübinger war er eng befreundet. Die Konzepte und Ideen, die sie bei der Gründung des Instituts einbrachten, beruhten auf Erfahrungen, die sie mit Theodor Schieffer teilten: das Studium bei Wilhelm Levison, die Jahre des Nationalsozialismus und der Krieg. Schon deshalb erscheint es gerechtfertigt, auch Theodor Schieffer im Rahmen dieses Sammelbandes zu behandeln. Meine Ausführungen konzentrieren sich auf seinen wissenschaftlichen Werdegang und sein Œuvre, ferner auf seine Beziehungen zu Frankreich und natürlich zum DHIP. Dabei schöpfe ich fast ausschließlich aus gedrucktem Material³. Den Nachlaß Theo-

¹ Vgl. Rainer BABEL, Rolf GROSSE, Chronik, in: Werner PARAVICINI (Hg.), *Das Deutsche Historische Institut Paris. Festgabe aus Anlaß der Eröffnung seines neuen Gebäudes, des Hôtel Duret de Chevy*, Sigmaringen 1994, S. 107 sowie unten bei Anm. 92.

² BABEL, GROSSE, Chronik (wie Anm. 1), S. 155. Er schied 1981 aus.

³ Seinem eigenen Wunsch entsprechend, erhielt Theodor Schieffer keine Festschrift. Nach seinem Tod erschien eine kleine von den MGH herausgegebene Gedenkschrift: Theodor Schieffer, 1910–1992, München 1992. Sie umfaßt ein Verzeichnis seiner Veröffentlichungen (S. 43–70) sowie folgende Beiträge: Heribert MÜLLER, Theodor Schieffer. Leben und Werk (S. 3–20); Horst FUHRMANN, Theodor Schieffer und die *Monumenta Germaniae Historica* (S. 21–28); Rudolf HIESTAND, Theodor Schieffer und die *Regesta Pontificum Romanorum* (S. 29–36); Carlrichard BRÜHL, Theodor Schieffer als Diplomatiker (S. 37–42). Einen vorzüglichen biographischen Abriss bietet Heribert MÜLLER, Schieffer, Theodor, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 22, Berlin 2005, S. 735f.; dort sind auch die zahlreichen auf ihn verfaßten Nachrufe aufgelistet. Von ihnen sei besonders

dor Schieffers habe ich nicht benutzt⁴, und das Archiv des DHIP verwahrt kaum einschlägiges Material. Wichtige autobiographische Hinweise finden sich in den Vorreden Schieffers zu seinen Editionen. Ihnen ist ein großer Teil der Zitate entnommen.

Theodor Schieffer war Rheinländer und im rheinischen Katholizismus verwurzelt. Er wurde 1910 in Bad Godesberg als Sohn des Volksschulrektors und späteren Stadtschulrats Heinrich Schieffer geboren⁵. In Godesberg nahm er auch wieder seinen Wohnsitz, als er 1954 an die Kölner Universität berufen wurde, und lebte dort bis zu seinem Tod im Jahre 1992. Nach dem Abitur auf dem humanistischen Gymnasium begann er in Bonn das Studium der Fächer Geschichte, Latein und Französisch. Das Sommersemester 1930 verbrachte er in Berlin, das folgende Wintersemester an der Sorbonne. Zu seinen Lehrern zählten die Historiker Albert Brackmann, Erich Marcks und Hermann Oncken, der Kirchenrechtler Ulrich Stutz und der Romanist Ernst Robert Curtius, vor allem aber Wilhelm Levison, von dem er 1934 mit einer Arbeit über »die päpstlichen Legaten in Frankreich vom Verträge von Meerssen (870) bis zum Schisma von 1130« promoviert wurde⁶. Wilhelm Levison war seit 1920 Ordinarius in Bonn und machte sich besonders, aber nicht nur, als Erforscher und Editor frühmittelalterlicher Heiligenviten einen Namen⁷. Während er heute nur noch den Spezialisten bekannt ist, genoß er in der Zwischenkriegszeit hohes Ansehen. Seit 1925 Mitglied der Zentralkommission der Monumenta Germaniae Historica, erhielt er 1929 einen Ruf auf die Nachfolge Albert Brackmanns in Berlin, den er aber ablehnte. Zwei Jahre später verlieh ihm die Universität Durham in Nordengland die Ehrendoktorwürde. Levisons Laufbahn war sicher nicht ungewöhnlich. Aber er war Jude und entstammte einer Familie, die sich von ihrem Glauben nicht lossagte. Seinen Vornamen Wilhelm trug er zu Ehren des alten Kaisers, politisch stand er den Nationalliberalen nahe. Als das Rhein-

Hermann JAKOBS, Theodor Schieffer (1910–1992). Ein Gelehrtenleben im 20. Jahrhundert, in: Historisches Jahrbuch 113 (1993), S. 1–20 erwähnt. Wichtig ist ferner die auf Akten des Mainzer Universitätsarchivs und der Archives de l'occupation française en Allemagne et en Autriche (Colmar) beruhende Arbeit von Katja WOJTYNOWSKI, Das Fach Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 1946–1961, Stuttgart 2006, S. 17f., 37–39, 77–79.

⁴ Er liegt bei seinem Sohn, Prof. Dr. Rudolf Schieffer, Präsident der MGH, in München. Für zahlreiche Hinweise sei ihm vielmals gedankt. Der Nachlaß umfaßt keine Unterlagen aus der Zeit vor 1945.

⁵ Die folgenden biographischen Angaben wurden den Beiträgen von MÜLLER, Schieffer (wie Anm. 3) sowie JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3) entnommen.

⁶ Erschienen Berlin 1935 (Historische Studien, 263).

⁷ Vgl. zu ihm den Vortrag, den Theodor Schieffer auf der Gedenkfeier zum 100. Geburtstag seines Lehrers hielt: In memoriam Wilhelm Levison, Bonn 1976. Zitiert wird im Folgenden nach dem Zweitdruck in: Rheinische Vierteljahrsblätter 40 (1976), S. 225–242.

land 1925 seine tausendjährige Zugehörigkeit zum deutschen Reich feierte, hielt Levison den offiziellen Festvortrag in Köln⁸.

Trotz seines jüdischen Glaubens konnte Levison die Lehr- und Forschungstätigkeit auch nach 1933 fortsetzen. Der »Arierparagraph« wurde nicht auf ihn angewandt, da die Ernennung zum Beamten bereits vor 1914 erfolgt war. Seine Vorlesungen und Seminare waren weiterhin gut besucht, immerhin sieben Dissertationen betreute er nach 1933⁹. Erst die Nürnberger Gesetze trieben ihn aus dem Amt, so daß er 1935 in den Ruhestand versetzt wurde. Bei der Suche nach einem Nachfolger entschied sich die Bonner Fakultät *unico loco* für Walther Holtzmann, den Wunschkandidaten Levisons. Und Holtzmann bekundete in seiner Antrittsvorlesung im Sommersemester 1936 seine hohe Wertschätzung für den jüdischen Vorgänger¹⁰. Am 16. April 1939, nur wenige Monate vor Kriegsausbruch, verließ Levison Bonn, um nach England zu emigrieren, wo ihm die Universität Durham eine Fellowship angeboten hatte. Anfang 1947 ist er dort gestorben.

Theodor Schieffer fühlte sich seinem Doktorvater zeitlebens verbunden und hielt den Kontakt zu ihm aufrecht, solange es ging¹¹. Daß diese Sympathie erwidert wurde, dürfen wir einem Kartengruß entnehmen, den Frau Levison 1939 aus dem Exil an Schieffer sandte¹². Diese enge Beziehung zu seinem akademischen Lehrer war für Schieffer in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Denn unter den Kondoktoranden jener Jahre finden sich mit Eugen Ewig und Paul Egon Hübinger zwei Mediävisten, deren Wege er später noch häufig kreuzen sollte¹³. Und Levison war es auch, der Schieffer den Weg zu den Monumenta bahnte¹⁴. Als Paul Kehr sich 1935, kurz vor dem Ausscheiden aus dem Amt des Präsidenten, bei Levison nach einem geeigneten Mitarbeiter erkundigte, empfahl Levison ihm den frisch promovierten Schieffer mit den Worten¹⁵: »[Er] weiß etwas, ist ein selbständiger Arbeiter und ein anständiger Charakter von unabhängiger Gesinnung«. Es spricht für sich, daß die Empfehlung eines jüdischen Gelehrten ausreichte, um Schieffer bei den MGH einzu-

⁸ Wilhelm LEVISON, Der Sinn der rheinischen Tausendjahrfeier, in: DERS., Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit. Ausgewählte Aufsätze, Düsseldorf 1948, S. 172–201.

⁹ Sie sind *ibid.*, S. 640 aufgelistet.

¹⁰ Siehe dazu auch den Nachruf aus der Feder von Theodor SCHIEFFER, Walther Holtzmann, in: Deutsches Archiv 20 (1964), S. 307.

¹¹ Vgl. Ulrich PFEIL, Eugen Ewig. Ein rheinisch-katholischer Historiker zwischen Deutschland und Frankreich, in: François BEILECKE, Katja MARMETSCHKE (Hg.), Der Intellektuelle und der Mandarin. Für Hans Manfred Bock, Kassel 1995, S. 531; WOJTYNOWSKI, Fach (wie Anm. 3), S. 77f.

¹² SCHIEFFER, Levison (wie Anm. 7), S. 239.

¹³ Als Eugen Ewig 1936 promoviert wurde, war Wilhelm Levison bereits im Ruhestand. Deshalb fungierte Max Braubach als Doktorvater, das Hauptgutachten stammte aber von Levison; vgl. PFEIL, Ewig (wie Anm. 11), S. 531.

¹⁴ Zu seiner Mitarbeit bei den MGH siehe FUHRMANN, Schieffer (wie Anm. 3).

¹⁵ Zitat *ibid.*, S. 22.

stellen. 1936 trat er seinen Dienst in Berlin an. Zwar blieb er nur knapp zwei Jahre lang hauptamtlicher Mitarbeiter, aber damals übernahm er die Edition von drei Diplomatabänden, die sein Lebenswerk prägen sollten. Erst 1977, als die Urkunden der burgundischen Rudolfinger erschienen, also nach über 40 Jahren, schied er aus der aktiven Mitarbeit aus, blieb dem Unternehmen aber als Mitglied der Zentralkommission bis zuletzt verbunden¹⁶.

In Berlin wurde er schon bald der unentbehrliche Mitarbeiter des als menschlich schwierig geltenden Paul Kehr. Kehr hatte 1935 den achten Band der *Italia Pontificia* veröffentlicht und widmete sich nun der Edition der karolingischen Königsurkunden¹⁷. Dies konnte er von Berlin aus erledigen. Denn Mitarbeiter der MGH hatten bereits in den Jahren um 1870 und dann zwischen 1893 und 1897 auf ausgedehnten Archivreisen das Material weitgehend erfaßt und kopiert. Ihre Aufzeichnungen bildeten den sogenannten Karolingerapparat der *Monumenta*. Mit ihm arbeitete Kehr. Natürlich waren immer wieder Kontrollen in den Archiven und Bibliotheken vor Ort nötig. Innerhalb Deutschlands war dies problemlos, von Frankreich hingegen waren die *Monumenta* als Folge des Ersten Weltkriegs zunächst abgeschnitten. Deshalb konzentrierte Kehr sich auf die Edition der ostfränkischen Karolinger und brachte innerhalb von nur sechs Jahren drei Bände heraus. Dies wäre ihm kaum gelungen, hätten ihm nicht Assistenten zur Seite gestanden, die die Urkundentexte für ihn kollationierten, die Zitate kontrollierten und das Register anfertigten. Einer dieser Assistenten war Theodor Schieffer¹⁸. Er hinterließ einen so hervorragenden Eindruck, daß Kehr nicht mehr auf ihn verzichten konnte. Als Schieffer 1939 an das Staatsarchiv in Münster versetzt werden sollte, wußte Edmund E. Stengel, der Kehr inzwischen als MGH-Präsident gefolgt war, dies zu verhindern. In einem Brief an den Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive schreibt er¹⁹: »Herr Schieffer ist, wie Sie wissen, seit Jahren Amanuensis von Herrn Geheimrat Kehr. Seine Hilfe ist diesem bei der Bearbeitung der Diplome der letzten Karolinger so unentbehrlich geworden, daß sein Ausscheiden für diese Arbeit [...] geradezu verhängnisvolle Folgen haben würde«.

Aber Schieffer war mehr als nur ein Amanuensis des Geheimrats. Er galt als Frankreichexperte und empfahl sich für selbständige Aufgaben, so daß man ihm wahrscheinlich bereits 1938 die Bearbeitung der Urkunden Zwentibolds und Ludwigs des Kindes, der beiden Lothare und der Rudolfinger über-

¹⁶ Die Urkunden Zwentibolds und Ludwigs des Kindes, Berlin 1960; Die Urkunden Lothars I. und Lothars II., Berlin, Zürich 1966; Die Urkunden der burgundischen Rudolfinger. Unter Mitwirkung von Hans Eberhard Mayer, München 1977.

¹⁷ Ausführlich dazu SCHIEFFER in der Vorrede zu seiner Edition der Urkunden Zwentibolds (wie Anm. 16), S. VII–IX.

¹⁸ Vgl. Theodor SCHIEFFER, *Adnotationes zur Germania Pontificia und zur Echtheitskritik überhaupt*. 2. Teil, in: *Archiv für Diplomatik* 34 (1988), S. 239.

¹⁹ Zitat bei FUHRMANN, Schieffer (wie Anm. 3), S. 22f.

trug²⁰. Ludwig das Kind war ostfränkischer König, Zwentibold und die beiden Lothare hingegen beherrschten das zwischen West- und Ostfranken gelegene sogenannte Mittelreich, während die Rudolfinger die Krone Burgunds trugen, das von Basel bis Marseille reichte. Es handelte sich also fast ausschließlich um Könige, deren Herrschaftsbereiche die Grenzen Deutschlands überschritten. Die archivalische Überlieferung erstreckte sich auf weite Teile Westeuropas, und offenbar hielt man Theodor Schieffer für geeignet, dieses schwierige Terrain zu erschließen. Schieffer nahm das Angebot gerne an. Ihn »reizte«, wie er selber äußert²¹, »die Aussicht [...] auf eine neue Begegnung mit der romanisch-französischen Welt, der schon vom Studium her mein besonderes Interesse galt«.

Zu dieser Begegnung sollte es bereits 1940 kommen. Schieffer hatte inzwischen seine Ausbildung zum Archivar an der Archivschule in Berlin-Dahlem, die er von 1937 bis 1939 hauptberuflich (neben der Tätigkeit bei den MGH) absolvierte, abgeschlossen und war zum preußischen Staatsarchivassessor ernannt worden; den Kurs hatte er gemeinsam mit Paul Egon Hübinger besucht²². Während der Krieg für viele einen Bruch in der beruflichen Laufbahn bedeutete, ergab sich für Schieffer eine ganz andere Situation: Vom Sommer 1940 bis Anfang 1942 war er, wie auch Heinrich Büttner, zur Archivschutzkommission in Paris abkommandiert²³. Nach einem Studiensemester an der

²⁰ JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3), S. 5.

²¹ Urkunden der burgundischen Rudolfinger (wie Anm. 16), S. VII.

²² Vgl. JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3), S. 5f.

²³ Aufgabe der Archivschutzkommissionen, die es für Frankreich, Belgien, die Niederlande und Dänemark gab, war es, die Archive der besetzten Länder vor militärischen Übergriffen zu schützen. Darüber hinaus mußten sie aber auch deutsche Archivalienansprüche auflisten, die bei Friedensverhandlungen geltend gemacht werden sollten, sowie generell alle Quellen zur deutschen Geschichte inventarisieren. Das von der in Paris tätigen Kommission angefertigte Verzeichnis wurde publiziert: Wolfgang Hans STEIN (Hg.), *Inventar von Quellen zur deutschen Geschichte in Pariser Archiven und Bibliotheken*, bearb. von einer Arbeitsgruppe unter Leitung von Georg Schnath, Koblenz 1986. Zur Arbeit der Kommission siehe Wolfgang Hans STEIN, *Die Inventarisierung von Quellen zur deutschen Geschichte. Eine Aufgabe der deutschen Archivverwaltung in den besetzten westeuropäischen Ländern im Zweiten Weltkrieg*, *ibid.*, S. XXVII–LXVII. S. XXXIII sind ihre Mitglieder genannt; Theodor Schieffer gehörte ihr vom 12.8.1940 bis zum 1.3.1942 an (S. LVII, Anm. 60). Vgl. auch DERS., *Georg Schnath und die französischen Archive unter deutscher Besatzungsverwaltung*, in: *Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus*. 75. Deutscher Archivtag 2005 in Stuttgart, hg. vom Verband deutscher Archivareinnen und Archivare, bearb. von Robert KRETSCHMAR u. a., Essen 2007, S. 175–194; Karl Heinz ROTH, *Eine höhere Form des Plünderns. Der Abschlußbericht der »Gruppe Archivwesen« der deutschen Militärverwaltung in Frankreich 1940–1944*, in: 1999. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 4 (1989) 2, S. 79–107, der allerdings nicht immer sachlich bleibt, etwa S. 87f., wo es heißt: »Still und unauffällig absolvierten die Kriegsverwaltungsräte ein »Westprogramm« der deutschen Archivverwaltung, das aus hervorragenden Fachleuten Schreibtischtäter machte und sie zugleich weit über die Kontinuitätslinien des NS-Imperialismus hinaus agieren ließ«. Auf Schieffers Tätig-

Sorbonne befand er sich nun zum zweiten Mal in der französischen Hauptstadt, fühlte sich aber »inmitten einer zum Zerreißen gespannten politischen Situation – sozusagen *»au-dessus de la mêlée«*»²⁴. Ich wies bereits darauf hin, daß die Arbeit an den Diplomatabänden der MGH darunter gelitten hatte, daß Archivreisen nach Frankreich nur noch in sehr begrenztem Umfang möglich waren. Nun ergab sich eine vollkommen veränderte Situation, die Schieffer folgendermaßen beschreibt²⁵:

Unterdes tobte längst der zweite Weltkrieg, aber er hatte keineswegs den Fortgang der Karolingerforschungen mit einem Schlage unterbunden, fürs erste trat sogar das Gegenteil ein – der Historiker weiß ja, daß geschichtliche Situationen die unwahrscheinlichsten Widersprüche in sich vereinen können [...]. Da ich vom Sommer 1940 an auf längere Zeit der Kommission für den Archivschutz in Paris angehörte, waren uns nach einer durch die Devisenrestriktionen erzwungenen, jahrelangen und nahezu unerträglich gewordenen Abschnürung von Frankreich die Bestände und Sammlungen dieses Landes wieder zugänglich geworden, und damit bot sich die eifrig ergriffene Gelegenheit, die in Frankreich liegenden Überlieferungen der Diplome – auch die koptischen –, soweit sie irgend erreichbar waren, photographisch zu erfassen. Die noble Selbstverständlichkeit, mit der uns die französischen Archive und Bibliotheken bei dieser Aktion jede Hilfe liehen, auch durch Auskünfte und Nachforschungen, gehört zu den wenigen tröstlichen Erinnerungen aus jenen düsteren Jahren²⁶.

keit in der Kommission gehen ein JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3), S. 6–8 sowie Steffen KAUELKA, Rezeption im Zeitalter der Konfrontation. Französische Geschichtswissenschaft und Geschichte in Deutschland 1920–1940, Göttingen 2003, S. 230–234. Kaudelkas Angabe, auch Eugen Ewig habe der Gruppe angehört (S. 231), trifft nicht zu. Für seine Unterstellung einer »möglichen Verstrickung Schieffers in völkerrechtswidrige Aktionen« (S. 234) bleibt er den Beweis schuldig.

²⁴ Urkunden Lothars I. (wie Anm. 16), S. X.

²⁵ Urkunden Zwentibolds (wie Anm. 16), S. IXf.

²⁶ Auch Georg SCHNATH, Zur Entstehungsgeschichte des Pariser Inventars. Persönliche Bemerkungen und Erinnerungen, in: STEIN, Inventar (wie Anm. 23), S. XIX weist auf »ein gewisses kollegiales Vertrauensverhältnis zu den französischen Archiven« hin. Eine ähnliche Äußerung findet sich im amtlichen Abschlußbericht der Kommission, den ROTH, Form (wie Anm. 23), S. 93–107 druckt (Zitat S. 97): »Hier setzte Anfang August 1940 die Tätigkeit des Archivschutzes ein, die, ausgeübt durch Fachleute des deutschen Archivwesens, sogleich die landeseigene Archivverwaltung zu vertrauensvoller Mitarbeit bereitfand. Diese bei aller Zurückhaltung korrekte und reibungslose Zusammenarbeit hat sich bis zum Schluß bewährt. Die französische Archivverwaltung ist unter ihren Generaldirektoren P. Caron und (seit 15. April 1941) Ch. Samaran allen Anordnungen und Anforderungen der deutschen Aufsichtsbehörde willig nachgekommen«. Man mag Schieffers Gefühl, *»au-dessus de la mêlée«* zu sein, mit JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3), S. 7 durchaus als »subjektive Empfindung« bezeichnen. Gleiches gilt vielleicht auch für den Hinweis auf die gute Zusammenarbeit mit den französischen Kollegen. Kritisch gegenüber stehe ich allerdings der Äußerung von Peter SCHÖTTLER, Die historische »Westforschung« zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensive, in: DERS. (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft, 1918–1945, Frankfurt a. M. 1997, S. 222, 253, Anm. 119, »die Nachwuchsmittelalteristen Heinrich Büttner, Theodor Schieffer und Eugen Ewig« hätten sich an »der gezielten Auswertung und teilweisen Plünderung französischer Archive und Bibliotheken« beteiligt. Dabei sei »es um die Durchsetzung eines deutschen Hegemonieanspruchs« gegangen. Hier handelt es sich um einen pauschal-

Schieffer nutzte also seine neue Funktion, um den Karolingerapparat der Monumenta gezielt zu ergänzen²⁷. Die Mitarbeit beim Archivschutz scheint ihm viel Zeit gelassen zu haben. Immerhin trieb er seine eigenen Forschungsprojekte soweit voran, daß er eine (zumindest vorläufige) Fassung des Rudolfingerbandes 1942 als Habilitationsschrift an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin einreichen und den akademischen Grad des »Dr. habil.« erwerben konnte. Die Drucklegung rückte jedoch in weite Ferne, da er bereits im selben Jahr zum Militärdienst eingezogen wurde. Das Manuskript mitsamt den Vorarbeiten hinterlegte er bei den Monumenta, einen Durchschlag beim Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Dahlem. Alle Photos, die Schieffer als Mitglied der Archivschutzkommission hatte anfertigen lassen, wurden im Krieg zerstört. Die Unterlagen für die drei Diplomatabände galten 1945 als vermißt. »Nichts als eine Bescheinigung des Berliner Dekanats über meine Habilitation war mir verblieben«, stellt er mit einer gewissen Ernüchterung fest²⁸.

Machen wir hier, bei Kriegsende, einen kurzen Einschnitt. Bislang lernten wir Theodor Schieffer als Wissenschaftler kennen, der seine Projekte trotz widrigster Umstände zielstrebig vorantreibt und sich »au-dessus de la mêlée« fühlt. Doch auch ihn konnten die politischen Verhältnisse nicht unberührt lassen. Wenngleich er der Partei beitrug, ihr vielleicht beitreten mußte²⁹, stand er

len Vorwurf, vor dem sich ein Historiker hüten sollte. Für die angebliche Plünderung bringt Schöttler keinen Beleg; und die Ergänzung des Diplomatappaarats hat mit einem deutschen Hegemonieanspruch nichts zu tun.

²⁷ Dies geschah offenbar mit Billigung seiner Vorgesetzten. Im Abschlußbericht, gedruckt von ROTH, Form (wie Anm. 23), S. 104, lesen wir: »Während die Auswertung der Inventare und Fotokopien im Grossen erst nach dem Kriege erfolgen wird, konnten die französischen Archive in zahlreichen Einzelfällen schon jetzt für besondere Anliegen der deutschen Forschung und Verwaltung erschlossen werden. Die Reichsinstitute für ältere deutsche Geschichtskunde und für Geschichte des neuen Deutschlands bedienten sich der Gruppe Archivwesen in starkem Masse zu Forschungen, Feststellungen und Fotokopierungen (11.410 bzw. 15.536 Aufnahmen)«.

²⁸ Urkunden der burgundischen Rudolfinger (wie Anm. 16), S. IX; vgl. JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3), S. 8. Paul Egon Hübinger berichtete er am 12.11.1945 (UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1): »Ich habe nach Marburg u. Pommersfelden geschrieben, um etwas Authentisches über die Manuskripte der Monumenta zu erfahren, bin bisher aber ohne Antwort«. – Für Hinweise auf Dokumente aus dem Nachlaß von P. E. Hübinger sei Ulrich Pfeil vielmals gedankt.

²⁹ Der Parteieintritt erfolgte entweder 1939, als er zum Beamten (Staatsarchivassessor) ernannt wurde, oder 1942, um die Habilitation nicht zu gefährden. Die Aktenlage ist nicht eindeutig. PFEIL, Ewig (wie Anm. 11), S. 532 datiert ihn unter Berufung auf die NSDAP-Gaukartei auf 1939. Er weist auch darauf hin, daß Eugen Ewig während seiner Ausbildung zum Archivar von Ernst Zipfel, dem Direktor des Reichsarchivs und der Preußischen Staatsarchive zum Eintritt in die NSDAP aufgefordert wurde. Ewig habe daraufhin einen Aufnahmeantrag gestellt, der jedoch folgenlos geblieben sei. WOJTYNOWSKI, Fach (wie Anm. 3), S. 78f. bringt, anders als Pfeil, die Parteimitgliedschaft Schieffers in Zusammenhang mit seiner Habilitation und schreibt, er sei erst 1942 Parteianwärter geworden. Sie stützt sich offenbar auf den Lebenslauf, den Schieffer Mitte 1947 den französi-

dem Nationalsozialismus eindeutig ablehnend gegenüber. 1936 veröffentlichte er in der katholischen Monatszeitschrift »Hochland« den Aufsatz »Ein Denker wider seine Zeit: Alexis de Tocqueville«³⁰. Das »Hochland« wurde von Karl Muth herausgegeben, der engen Kontakt zu den Geschwistern Scholl pflegte. Es bekannte sich nach 1918 zur Demokratie, fühlte sich dem geistigen Widerstand gegen den Nationalsozialismus verpflichtet und wurde im Juni 1941 verboten³¹. Zu Kompromissen war diese Zeitschrift, die 1939 immerhin eine Auflage von 12 000 Exemplaren erreichte, nicht bereit, und wer in ihr publizierte, zählte sicher nicht zu den Anhängern des Regimes.

Diese Annahme bestätigt sich bei der Lektüre von Schieffers Beitrag, der voller Anspielungen ist auf die politischen Verhältnisse der dreißiger Jahre. Es war ein Merkmal des »Hochland«, zwischen den Zeilen zu schreiben und besonders an Beispielen des 19. Jahrhunderts die Gefahr des Nationalsozialismus deutlich zu machen³². Bereits das vorangestellte Zitat erinnert an die Bilder der Reichsparteitage³³: »Je promène mes regards sur cette foule innombrable composée d'êtres pareils où rien ne s'élève ni ne s'abaisse. Le spectacle de cette uniformité universelle m'attriste et me glace, et je suis tenté de regretter la société qui n'est plus«. Und wenn Schieffer Tocquevilles verbitterte Äußerungen über den Untergang der Zweiten Republik und den Staatsstreich Napoleons III. wiedergibt, dann konnte der Leser die Bezüge zum nationalsozialisti-

schen Militärbehörden einreichte. In ihm schreibt er: »Meine Ernennung zum Archivrat ging 1942 erstaunlicherweise ohne Parteizugehörigkeit durch, allerdings nicht ohne eine persönliche Verwarnung durch den Generaldirektor. Als ich aber im gleichen Jahre die Habilitation betrieb, drohte dieses Ergebnis langer und mühevoller wissenschaftlicher Arbeit am Widerspruch der NS-Dozentenschaft zu scheitern. Ich musste also doch noch Parteianwärter werden, was aber eine leere Formalität war, da meine Einberufung zum Militär unmittelbar bevorstand. Durch vermittelnde Gefälligkeit wurde mein Eintritt, soweit ich mich erinnere, auf einen Termin zu Anfang des Jahres 1940 zurückdatiert«. Zu seinem Militärdienst heißt es: »Ich ... wurde am 27. Juli 1942 zum Dr. phil. habil. ernannt. Am Tage darauf musste ich zum Militär einrücken ...«. (Für eine Kopie dieses Lebenslaufs sei Ulrich Pfeil vielmals gedankt.) Zum 1947–49 an der Mainzer Universität durchgeführten Entnazifizierungsverfahren siehe WOJTYNOWSKI, S. 83 mit Anm. 378.

³⁰ Hochland. Katholische Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst, hg. von Karl MUTH, 33. Jg., Bd. 2 (April–September 1936), S. 305–318.

³¹ Vgl. zur Rolle dieser Zeitschrift im »Dritten Reich« Konrad ACKERMANN, Der Widerstand der Monatsschrift Hochland gegen den Nationalsozialismus, München 1965; auf S. 183 heißt es: »Die Monatsschrift »Hochland« war, so darf aus dieser Analyse mit Recht gefolgert werden, die bedeutendste Zeitschrift des geistigen Widerstandes. Ihre antinationalsozialistische Haltung erwies sich vom Jahre 1933 bis zum Verbot im Juni 1941 als einheitlich und lückenlos«. Vgl. zu Karl Muth Vincent BERNING, Muth, in: Staatslexikon. Recht, Wirtschaft, Gesellschaft, Bd. 3, Freiburg, Basel, Wien 1987, Sp. 1252–1254; dort findet sich der Hinweis (Sp. 1253), daß auch Ernst Robert Curtius, der Bonner Lehrer Schieffers, zu den Autoren des »Hochland« zählte.

³² Vgl. ACKERMANN, Widerstand (wie Anm. 31), S. 41, 56f. Schieffers Beitrag wird S. 57, Anm. 47, S. 72, Anm. 104, S. 78, Anm. 131, S. 80, Anm. 138, S. 82, Anm. 145 erwähnt.

³³ SCHIEFFER, Denker (wie Anm. 30), S. 305.

stischen Deutschland kaum überhören: »Viel Zeit wird vergehen müssen, bis die bedauerlichen Eindrücke der letzten Jahre verwischt sind und die Franzosen, wenn nicht das leidenschaftliche Streben nach Freiheit, so doch den Stolz und die Gewohnheit wieder erlernen, frei reden und schreiben zu können, den Drang, ihre Subordination wenigstens noch kritisch zu durchdenken«³⁴. An anderer Stelle heißt es: »Der Kaiser wird fallen, später als viele glauben, und nicht durch unsere Bemühungen wird er fallen, sondern unter den Schlägen des Auslandes, mit dem er sich überwerfen wird [...]. Nur der Krieg kann ihn schnell stürzen, und der Krieg reißt uns alle mit ins Verderben«³⁵. Dem »Hochland« blieb Schieffer bis zum Verbot seines Erscheinens treu und rezensierte noch 1941 unter dem Pseudonym »Johann Josef Rieck« Carl Erdmanns Buch über die »Entstehung des Kreuzzugsgedankens«³⁶. Zu Carl Erdmann ist zu bemerken, daß ihm trotz Habilitation eine Lehrtätigkeit wegen seiner »offen zugegebenen Ablehnung des Nationalsozialismus« verwehrt wurde³⁷. Und 1943 erschien unter Schieffers Namen eine Besprechung in den »Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein«, ebenfalls eine Zeitschrift, der die Nazis mißtrauten³⁸. Aussagekräftig sind ferner zwei Aufsätze, die Schieffer 1936 und 1937 über das Bistum Cambrai veröffentlichte, das kirchlich der Metropole Reims unterstand, politisch aber zum deutschen Reich gehörte³⁹. In

³⁴ Ibid., S. 312.

³⁵ Ibid., S. 316.

³⁶ Hochland 38 (1941), S. 178f. Darüber hinaus besprach er Werner KÆGI, Michelet und Deutschland, Basel 1936 (34/1 [1937], S. 376–378), Ulrich GMELIN u. a., Geistige Grundlagen römischer Kirchenpolitik, Stuttgart 1937 (36/1 [1939], S. 82–85, pseudonym), Johannes BÜHLER, Deutsche Geschichte, Bd. 1–3, Berlin 1934–38 (36/2 [1939], S. 339–341, pseudonym), Johannes HALLER, Das Papsttum, Bd. 1–2/2, Stuttgart 1934–39 (37 [1940], S. 29–34, pseudonym) und nach dem Krieg Johannes BÜHLER, Deutsche Geschichte, Bd. 4, Berlin 1950 (43 [1951], S. 623f.).

³⁷ Zitat bei Horst FUHRMANN, »Sind eben alles Menschen gewesen«. Gelehrtenleben am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter, München 1996, S. 100. Obwohl den braunen Machthabern nicht genehm, konnte Erdmann bei den Monumenta arbeiten. Zum (verhältnismäßig) freien geistigen Klima, das bei den MGH herrschte, vgl. SCHIEFFER, Adnotationes (wie Anm. 18), S. 237f.

³⁸ In Band 142/143 (1943), S. 317 rezensierte er das Buch von Heinrich NEU, Die Anfänge des herzoglichen Hauses Arenberg, Euskirchen 1942. Die Einstellung des Regimes zum Historischen Verein für den Niederrhein sprechen Wilhelm KISKY, Der Historische Verein für den Niederrhein von 1939–1946, ibid., 144/145 (1946/47), S. 226–228 sowie Klaus PABST, Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg. Der Historische Verein für den Niederrhein in der Zeit der beiden Weltkriege, der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus (1914–1945), ibid., 207 (2004), S. 181–183 an. Der Bemerkung von PFEIL, Ewig (wie Anm. 11), S. 537, die »Annalen« seien 1944 verboten worden, ist hinzuzufügen, daß dies nicht aus politischen Gründen, sondern wegen der Papierknappheit erfolgte; vgl. KISKY, S. 223.

³⁹ Reichsbistum Kamerich. Ein Hinweis, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 6 (1936), S. 139–144; Ein deutscher Bischof des 11. Jahrhunderts: Gerhard I. von Cambrai (1012–1051), in: Deutsches Archiv 1 (1937), S. 323–360.

diesen Studien warnt er vor einer anachronistischen Betrachtung des 11. Jahrhunderts⁴⁰ und mahnt, bei der wissenschaftlichen Diskussion über die Verschiebung der französischen Ostgrenze nicht zu vergessen, daß auch das Reich während des gesamten Mittelalters über fremdes Sprachgebiet herrschte⁴¹. Diesen Gesichtspunkt müsse man behandeln, »ohne rückwärtsgewandtem Imperialismus zu huldigen«⁴². Sehr nachdenklich äußert er sich zum deutsch-französischen Verhältnis auch in seiner Besprechung von Werner Kaegis Buch über »Michelet und Deutschland«, die 1937 im »Hochland« erschien. Zur 1871 geschaffenen Reichseinheit lesen wir⁴³: »Die Lösung von 1871 war für uns Deutsche gewiß die einzige, die sich in die Tat umsetzen ließ, und sie mußte gegen Frankreichs Willen ertrotzt werden; unsere Zeit empfindet aber auch wieder, was sie an Schmerzlichem in sich trug – auch die niederschmetternde Wirkung auf die Freunde Deutschlands in der geistigen Elite Frankreichs gehört dazu«.

1942 zum Militärdienst eingezogen⁴⁴, kehrte er bei Kriegsende wieder nach Bad Godesberg zurück und bemühte sich um eine Anstellung. Einem Brief Paul Egon Hübingers ist zu entnehmen, daß er sich für die Tätigkeit in einem rheinischen Archiv interessierte⁴⁵. Die britische Besatzungsmacht hatte »no objection to employment«, doch waren zum damaligen Zeitpunkt in den Archiven keine Stellen frei. Als Alternative bot sich die akademische Laufbahn an. Wilhelm Kisky, der beim Oberpräsidium in Düsseldorf für das Archivwesen der Nord-Rheinprovinz zuständig war, wies ihn auf die Möglichkeit einer Bewerbung bei der Universität Köln hin⁴⁶. Aber nicht nach Köln, sondern nach Mainz führte Schieffer der Weg. Dort wurden er und Heinrich Büttner, mit dem zusammen er beim Archivschutz gewesen war, noch 1946 zu außerplanmäßigen Professoren an der auf französische Initiative hin neugegründeten Universität Mainz ernannt⁴⁷. 1951, nach Ablehnung eines Rufs auf ein

⁴⁰ SCHIEFFER, Bischof (wie Anm. 39), S. 323f., 352f., 359.

⁴¹ DERS., Reichsbistum (wie Anm. 39), S. 139f.

⁴² Ibid., S. 143.

⁴³ Hochland 34/1 (1937), S. 378.

⁴⁴ Vgl. JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3), S. 6. Er wurde hauptsächlich als Dolmetscher eingesetzt, u. a. in Paris, wohl gemeinsam mit Alois Wachtel, der 1966 zum ersten Direktor des DHIP ernannt wurde. Bei Kriegsende war er Obergefreiter.

⁴⁵ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 5.1.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1.

⁴⁶ Wilhelm Kisky an Paul Egon Hübinger, 8.2.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 2: »Ich habe ihn auf die Universität Köln hingewiesen, aber da ist ihm hinderlich, daß er seine Habilitationsschrift nicht hat. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, daß er in Köln an der Universität unterkommt, zumal sich da doch wohl Änderungen vollziehen. [Franz] Petri wird wohl nicht zugelassen und gegen [Gerhard] Kallen werden neuerdings auch schwere Bedenken geltend gemacht«. In diesem Brief findet sich auch die Bemerkung, daß seitens der Besatzungsmacht gegen Schieffer »no objection to employment« vorlag.

⁴⁷ Vgl. zur Gründung und den Anfangsjahren des Historischen Seminars in Mainz WOJTYNOWSKI, Fach (wie Anm. 3), S. 11f., 15–39. Offenbar spielte Eugen Ewig, der über gute

Münchener Extraordinariat für Historische Hilfswissenschaften, stieg er zum Ordinarius auf. 1954 folgte er einem Ruf nach Köln, wohin 1962 auch Büttner wechselte. Emeritiert wurde er 1975.

Von Rezensionen abgesehen datierte bei Kriegsende Schieffers letzte wissenschaftliche Veröffentlichung aus dem Jahre 1938⁴⁸. Erst 1950 setzte seine Publikationstätigkeit wieder ein⁴⁹. In Mainz nahm er auch die Arbeit an seinen Editionsprojekten erneut in Angriff⁵⁰. Das vor und während des Kriegs gesammelte Material schien ebenso verloren zu sein wie das Manuskript seiner Habilitationsschrift. Hätte er dieses Kapitel seines wissenschaftlichen Werdegangs für abgeschlossen erklärt, so würde man ihm das Verständnis kaum verwehren. Theodor Schieffer hingegen, den die Zentralkommission der MGH 1948 zu ihrem korrespondierenden Mitglied gewählt hatte⁵¹, entschloß sich, die Arbeiten wieder von Anfang an aufzunehmen. »Es bedarf keiner sonderlichen Phantasie«, so berichtet er⁵², »um sich auszumalen, daß es kein leichter Entschluß war, nach dieser Katastrophe noch einmal von vorn zu beginnen, daß das Bekenntnis zur verpflichtenden Tradition, von dem man so gern spricht, hier auf eine harte Probe gestellt war«. Beraten von seinem Freund und Kollegen Heinrich Büttner, entwarf er bereits im November 1946 einen

Kontakte zur französischen Militärregierung verfügte, bei der Ernennung Schieffers eine wichtige Rolle; siehe PFEIL, Ewig (wie Anm. 11), S. 542f. Heinrich Büttner schrieb über seine Zusammenarbeit mit Schieffer am 14.4.1948 an Paul Egon Hübinger (UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 7): »Wenn Schieffer u. ich uns nicht öfters auch im Heranholen von Büchern von weit her unterstützten, so wären wir übel dran. Die Zusammenarbeit zwischen uns ist eigentlich das Schönste an unserem Dasein an der Univ. in Mainz«. – Anfang 1950 erhielt Schieffer in Mainz ein Extraordinariat.

⁴⁸ Zu einem Briefe der späten Karolingerzeit, in: *Deutsches Archiv* 2 (1938), S. 193–204.

⁴⁹ Erzbischof Richulf (787–813), in: *Jahrbuch für das Bistum Mainz* 5 (1950), S. 329–342. Vgl. JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3), S. 10.

⁵⁰ Zur Arbeit Schieffers an den Diplomata nach Kriegsende vgl. FUHRMANN, Schieffer (wie Anm. 3), S. 24–27.

⁵¹ 1956 wurde er ordentliches Mitglied; vgl. Herbert GRUNDMANN, *Monumenta Germaniae Historica, 1819–1969*, München 1969, S. 37f. Bei der Entscheidung über die Nachfolge Friedrich Baethgens, der 1958 als Präsident der MGH ausschied, galt Theodor Schieffer als aussichtsreicher Kandidat, konnte sich aber gegen Herbert Grundmann nicht durchsetzen; vgl. Anne Chr. NAGEL, *Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland, 1945–1970*, Göttingen 2005, S. 217–220. An dieser Stelle sei auch darauf hingewiesen, daß Schieffer Vorsitzender der Gesellschaften für mittelhochdeutsche Kirchengeschichte (1952–54) und für rheinische Geschichtskunde (1958–68) war sowie als Mitherausgeber der »Historischen Zeitschrift« (1968–74) deren Rezensionsteil betreute. Ferner wurde er zum ordentlichen Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1957), der Rheinisch-Westfälischen Akademie (1964) und der Göttinger Akademie der Wissenschaften (1969) gewählt. Seit 1968 gehörte er der Commission internationale de diplomatique an. Er lehnte Rufe nach München und Wien ab. Vgl. MÜLLER, Schieffer (wie Anm. 3), S. 736 sowie JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3), S. 9, 14.

⁵² *Urkunden Zwettibolds* (wie Anm. 16), S. X.

Arbeitsplan. Bis 1952 (Schieffer bezeichnet diese Jahre als »Durststrecke«⁵³) war das Material weitgehend rekonstruiert, als er die Nachricht erhielt, daß in Berlin große Teile der Unterlagen wiederaufgetaucht waren. »Und tatsächlich hielt ich bald – in einem begreiflichen Gemisch von Rührung und Unmut –«, lesen wir⁵⁴, »beträchtliche Reste des alten Apparates in Händen, eine zwar sehr lückenhafte Kollektion, aber doch eine stattliche Zahl von Abschriften, Pausen, Photographien und kritischen Hinweisen [...], und sogar ein Wiedersehen mit Aufzeichnungen von mir selber war mir beschieden [...]. Hätte man sie früher entdeckt, so wäre mir einiges an Arbeit und Mühe [...] erspart geblieben«. Als sich ein Jahr später herausstellte, daß auch der Durchschlag seiner Habilitationsschrift noch erhalten war⁵⁵, stand der erfolgreichen Fortsetzung der Arbeit nichts mehr im Wege. 1938 hatte er den Auftrag zu den Editionen übernommen, 1960 konnten die Urkunden Zwentibolds und Ludwigs des Kindes erscheinen, 1966 folgten die Lothars I. und Lothars II. und 1977 die der burgundischen Rudolfinger, also der Band, mit dem er sich 1942 in Berlin habilitiert hatte. Wir haben es hier mit dem nicht häufigen Fall zu tun, daß ein Ordinarius seine Habilitationsschrift noch nach der Emeritierung veröffentlicht⁵⁶.

Die drei Urkundeneditionen, die ihn knapp 40 Jahre begleiteten, kann man durchaus als ein Zentrum seines Lebenswerks bezeichnen⁵⁷. Darin unterscheidet er sich von seinen Freunden Eugen Ewig und Paul Egon Hübinger, die sich dieser Arbeit nicht verschrieben⁵⁸. Editionen erfordern einen langen Atem und können zur Last werden. Dies war bei Schieffer nie der Fall. Edieren bereitete ihm Freude, er betrieb es mit geradezu spielerischer Eleganz, die vor allem in seiner Sprache zum Ausdruck kam⁵⁹. Als Diplomatiker übertraf er sein Vorbild Kehr. Denn Urkundeneditionen waren für Schieffer kein Selbstzweck, sie dienten vielmehr der historischen Erkenntnis. Wenn Kehr von sich und seinen Mitarbeitern sagte⁶⁰: »Wir wurden [...] aus Diplomatikern Historiker«, so be-

⁵³ Urkunden Lothars I. (wie Anm. 16), S. XI.

⁵⁴ Urkunden Zwentibolds (wie Anm. 16), S. Xlf.

⁵⁵ Vgl. Urkunden der Rudolfinger (wie Anm. 16), S. IX.

⁵⁶ Darauf weist (augenzwinkernd?) Heribert MÜLLER, Theodor Schieffer, in: *Geschichte in Köln* 31 (1992), S. 119 hin.

⁵⁷ So FUHRMANN, Schieffer (wie Anm. 3), S. 21.

⁵⁸ Heinrich Büttner hingegen übernahm 1948 gemeinsam mit Theodor Schieffer die Bearbeitung des Papstregestenbandes Mainz; vgl. HIESTAND, Schieffer (wie Anm. 3), S. 30.

⁵⁹ Als Beleg angeführt sei Schieffers Studie: Die lothringische Kanzlei um 900, in: *Deutsches Archiv* 14 (1958), S. 17–148; auch gesondert erschienen Köln, Graz 1958. FUHRMANN, Schieffer (wie Anm. 3), S. 27 und JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3), S. 14f. vergleichen ihn sogar mit Thomas Mann.

⁶⁰ Paul KEHR, Über die Sammlung und Herausgabe der älteren Papsturkunden bis Innocenz III. (1198), in: *Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse* (1934) Heft 10, S. 81; ND in: DERS., *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, hg. von Rudolf HIESTAND, Göttingen 2005, S. 50.

tonte Schieffer⁶¹, daß »der Diplomatiker [...] stets auch Historiker bleiben« – also nicht erst werden – muß. Die Werktreue, die ihn bei den Diplomata auszeichnete, gilt auch für seine Arbeit an dem von Kehr begründeten sogenannten Göttinger Papsturkunden-Werk⁶². Sein Ziel ist die Sammlung und Edition aller Papsturkunden bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Kehr betrachtete es als sein wichtigstes Projekt. Nach seinem Tod 1944 dauerte es noch sieben Jahre, ehe Walther Holtzmann, den wir eingangs als Nachfolger Levisons in Bonn kennengelernt haben, 1951 zum Leiter des Unternehmens bestimmt wurde. Schieffer, der bereits in seiner Berliner Zeit bei dem Projekt mitgearbeitet hatte, folgte ihm 1963 und trat damit erneut in die Fußstapfen Kehrs⁶³. Allerdings fand er erst seit 1977, also nach der Emeritierung, die Zeit, eigene Bände zu bearbeiten. Insgesamt drei konnte er vorlegen, den letzten schloß er wenige Tage vor seinem Tod ab⁶⁴. Da er in seiner Funktion als Leiter dieses Projekts auch Einfluß nahm auf die Forschungsvorhaben des DHIP, werden wir gleich darauf zurückkommen.

Editionen sind nur die eine Seite seines wissenschaftlichen Werkes. Sahen wir ihn hier in der Tradition Kehrs, so diente ihm gerade in den Mainzer Jahren auch sein Bonner Lehrer Levison als Vorbild. Levison hatte noch kurz vor seinem Tod eine Studie über »England and the Continent in the Eighth Century« veröffentlicht⁶⁵, und in dieselbe Richtung weisen zwei Bücher Schieffers, die 1951 und 1954 erschienen: Zunächst »Angelsachsen und Franken. Zwei Studien zur Kirchengeschichte des 8. Jahrhunderts«⁶⁶ und dann, drei Jahre später, die Biographie »Wifrid-Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas«⁶⁷. Aus seinen Vorlesungen ging 1973 ein Taschenbuch über »Die deutsche Kaiserzeit (900–1250)« hervor, mit dem er sich an ein breiteres Pu-

⁶¹ Adnotationes zur Germania Pontificia und zur Echtheitskritik überhaupt. 1. Teil, in: Archiv für Diplomatik 32 (1986), S. 504. Dieser Beitrag, wie auch sein oben Anm. 18 zitierter 2. Teil, ist eine magistrale Ausführung zum *discrimen veri ac falsi*, einem »sehr glatte[n], ja gefährliche[n] Parkett« (S. 503).

⁶² Vgl. zu dem Unternehmen, auf das Stefan Weiß in diesem Band eingeht, Rudolf HIESTAND, 100 Jahre Papsturkundenwerk, in: DERS. (Hg.), Hundert Jahre Papsturkundenforschung. Bilanz – Methoden – Perspektiven. Akten eines Kolloquiums ..., Göttingen 2003, S. 11–44.

⁶³ Schieffers Rolle in diesem Forschungsprojekt behandelt HIESTAND, Schieffer (wie Anm. 3). Im Jahresbericht der MGH für 1937 wird er erstmals als »Mitarbeiter der ›Regesta pontificum‹« bezeichnet: Deutsches Archiv 2 (1938), S. XIII.

⁶⁴ Germania Pontificia, Bd. 6: Provincia Hammaburgo-Bremensis, Göttingen 1981 (gemeinsam mit Wolfgang Seegrün); Bd. 7: Provincia Coloniensis, 1: Archidioecesis Coloniensis, Göttingen 1986; Bd. 9: Provincia Coloniensis, 3: Dioeceses Traiectensis, Monasteriensis, Osnabrugensis et Mindensis, Göttingen 2003.

⁶⁵ Oxford 1946.

⁶⁶ Wiesbaden 1951.

⁶⁷ Freiburg 1954.

blikum wandte⁶⁸, und 1976 erschien der eindrucksvolle von ihm herausgegebene erste Band des »Handbuchs der Europäischen Geschichte«⁶⁹, der von der Spätantike bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts reicht. Dieses Werk umfaßt immerhin knapp 1200 Seiten. Natürlich ließ Theodor Schieffer es nicht dabei bewenden, seinen Namen als Herausgeber auf das Titelblatt zu setzen und ein Vorwort beizusteuern. Vielmehr stammt ein großer Teil, vor allem zur Karolingerzeit, aus seiner eigenen Feder. Den selbständigen Veröffentlichungen, die ich erwähnte, sind zahlreiche Aufsätze und Lexikonbeiträge an die Seite zu stellen, die vor allem biographischen Themen gewidmet sind. Der Rolle der Persönlichkeit in der Welt des frühen und hohen Mittelalters galt sein besonderes Interesse⁷⁰. Er betrachtete sie aber zunächst weniger als schöpferisches Individuum denn als Repräsentanten ihrer Zeit⁷¹. Erst in späteren Arbeiten unterstrich er ihre Entscheidungsfreiheit inmitten vorgegebener Strukturen⁷². Der strukturgeschichtliche Ansatz war ihm keineswegs fremd, doch sprach er ihm für die Erforschung der politischen Geschichte nur bedingten Erkenntniswert zu⁷³ und wies sogar auf die Rolle des Zufalls und der »irrationalen[n] ›Geheimnisse der Geschichte‹« hin⁷⁴. Einer »unechten Aktualisierung« des Mittelalters und »anachronistischen Parallelen« stand er ablehnend gegenüber, wie er in einem 1955 anlässlich des Millenniums der Lechfeldschlacht gehaltenen Rundfunkvortrag betonte⁷⁵.

⁶⁸ Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1973; eine zweite, durchgesehene Auflage erschien 1981. Die Ergebnisse der Forschung auch einem breiteren Leserkreis in wissenschaftlich zuverlässiger Form vorzustellen war ein Anliegen Schieffers, auf das er bereits in seiner Besprechung des Buchs von Marc Bloch hinwies; vgl. unten bei Anm. 83.

⁶⁹ Europa im Wandel von der Antike zum Mittelalter, Stuttgart 1976.

⁷⁰ Vgl. MÜLLER, Schieffer (wie Anm. 3), S. 14–16 sowie Erich MEUTHEN, Theodor Schieffer, in: Historische Zeitschrift 256 (1993), S. 245f.

⁷¹ In seinem Buch über Winfrid-Bonifatius (wie Anm. 67), S. VII schreibt er: »Die biographische Fragestellung wird niemals ihren individualistischen Grundzug verleugnen können, und eben darum taugt sie nicht recht, um große Gestalten des Frühmittelalters verstehen zu lehren, die nicht dank schöpferischer Originalität, sondern als Repräsentanten, als Verdichtungen sittlicher Mächte zu geschichtlicher Wirkkraft aufgestiegen sind«.

⁷² Siehe etwa die grundlegenden Ausführungen in den beiden Abhandlungen: Zum 1100. Todestag König Ludwigs des Deutschen. Gedenkrede, gehalten am 28. August 1976 auf dem Klosterengelände in Lorsch, in: Geschichtsblätter für den Kreis Bergstraße 9 (1976), S. 5–7 sowie: Krisenpunkte des Hochmittelalters, Opladen 1976, S. 16f., 30, 34. Vgl. MEUTHEN, Schieffer (wie Anm. 70), S. 246; KAUELKA, Rezeption (wie Anm. 23), S. 234.

⁷³ Für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte läßt er ihn gelten; vgl. SCHIEFFER, Zum 1100. Todestag (wie Anm. 72), S. 5.

⁷⁴ Handbuch (wie Anm. 69), S. 27.

⁷⁵ Vgl. dazu Matthias PAPE, Lechfeldschlacht und NATO-Beitritt. Das Augsburger »Ulrichsjahr« 1955 als Ausdruck der christlich-abendländischen Europaidee in der Ära Adenauer, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 94 (2001), S. 281f. Vgl. auch die Besprechung von Johannes Bühlers »Deutscher Geschichte«, in: Hochland 43 (1951), S. 623, wo Theodor Schieffer sich dagegen wendet, »die Geschichte wieder als

Der politischen und Kirchengeschichte gab er den Vorzug gegenüber der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Diese Auffassung brachte er mehrmals selbstbewußt zum Ausdruck. Im Vorwort zur »deutschen Kaiserzeit« lesen wir⁷⁶: »Es fehlt in unseren Tagen nicht an Zeit- und Zunftgenossen, die das Bemühen um die Aufhellung der Vergangenheit auf eine schematisierende Analyse »sozioökonomischer Strukturen« eingeengt sehen wollen, aber im gleichen Atemzug und ohne Selbstironie von »totaler Geschichte« sprechen«. Er, Schieffer, beschränke sich hingegen auf »einen Ausschnitt, die politische Reichsgeschichte«. Er bleibe »dabei, daß die politische Geschichte und für Deutschland insbesondere die Reichsgeschichte das Kern- und Herzstück, eine zentrale, für das Verständnis der gesamten deutschen Geschichte beherrschende Thematik bedeutet. Das ist eine Erkenntnis von objektiver Richtigkeit, die nicht darum als obsolet zu gelten hat, weil sie schon vom Geschichtsbewußtsein des 19. Jahrhunderts erfaßt und aufgenommen worden ist«. Auch im »Handbuch der Europäischen Geschichte« warnt er nicht nur vor Geschichtstheoretikern wie Spengler und Toynbee, sondern zugleich »vor Einseitigkeit, vor »monokausaler« Überschätzung der wirtschaftlich-sozialen Komponente, vor einer Unterschätzung der geistigen Impulse, des persönlichen Moments, der indeterminierten Ereignisgeschichte«⁷⁷. Und die These des belgischen Mediävisten Henri Pirenne, der in seinem Buch »Mohammed und Karl der Große« die Antike mit dem Einbruch des Islams enden läßt, bezeichnet er gar als »eine Grenzüberschreitung der Wirtschaftsgeschichte«⁷⁸.

Diese Aussagen lassen an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Sie sind jedoch überspitzt formuliert und vielleicht als Abwehrhaltung zu verstehen gegen eine Aufwertung der Sozialwissenschaften in den 1970er Jahren⁷⁹. Denn trotz seiner Vorbehalte gegen die »Analyse »sozioökonomischer Strukturen«« ließ er es sich nicht nehmen, selbst das umfangreiche Kapitel über »Die wirtschaftlich-soziale Grundstruktur des frühen Europa« für das »Handbuch der Europäischen Geschichte« zu verfassen⁸⁰. Er blendete diesen Aspekt also nicht aus, sondern wußte die Ergebnisse der Wirtschaftsgeschichte durchaus zu rezipieren. Auch den Ergebnissen der Schule der Annales verschloß er sich nicht⁸¹. Ganz im Gegenteil: Das zweibändige Werk von Marc Bloch über die

ein Arsenal von beliebig auswechselbaren politischen Argumenten« zu verwerfen. Ähnliche Bemerkungen finden sich in: DERS., Zum 1100. Todestag (wie Anm. 72), S. 5.

⁷⁶ Kaiserzeit (wie Anm. 68), S. 9.

⁷⁷ Handbuch (wie Anm. 69), S. 27f., 47 (Zitat).

⁷⁸ Ibid., S. 35.

⁷⁹ JAKOBS, Schieffer (wie Anm. 3), S. 18.

⁸⁰ Handbuch (wie Anm. 69), S. 107–163; MEUTHEN, Schieffer (wie Anm. 70), S. 246 zählt dieses Kapitel »zu den herausragenden Zeugen »strukturellen« Epochenverständnisses [...], die unser Fach heute anzubieten hat«.

⁸¹ Die Haltung Schieffers zur Schule der Annales hat KAUELKA, Rezeption (wie Anm. 23), S. 234–237 sehr differenziert herausgearbeitet.

»Société féodale« besprach er 1941 und 1942 im »Deutschen Archiv«⁸². Die Rezension fällt positiv aus und schließt mit der Bemerkung⁸³: »Aus dem Buche spricht der Wille zur Synthese und zur Vulgarisierung im guten Sinne, eine Forderung, die auch an die deutsche Geschichtsschreibung immer wieder zu stellen ist«. Dieser Satz hat es in sich, wenn man bedenkt, daß Marc Bloch Jude war und 1944 von der Gestapo ermordet wurde. Das »Deutsche Archiv« war die einzige deutsche Fachzeitschrift, die eine Anzeige der beiden Bände druckte⁸⁴. Die Umstände, die dazu führten, lassen sich nicht mehr klären. Es scheint aber durchaus möglich, daß Schieffer während seiner Zeit beim Archivschutz die Bücher in Paris erwarb, las und dann dem »Deutschen Archiv« eine Rezension anbot⁸⁵. Vom persönlichen Schicksal des Autors hat er vielleicht nichts gewußt, so daß die Einschätzung von Steffen Kaudelka, der von »couragierten Rezensionen Theodor Schieffers« spricht⁸⁶, wohl zu relativieren ist. Dies ändert aber nichts an dem Befund, daß Schieffer der französischen Sozialgeschichtsschreibung Interesse entgegenbrachte. Auch nach dem Krieg verfolgte er sie aufmerksam. Im »Historischen Jahrbuch« rezensierte er 1961 eine aus dem Nachlaß herausgegebene Schrift Marc Blochs und 1962 durchaus wohlwollend die Studie des Bloch-Schülers Robert Boutruche über Grundherrschaft und Lehnswesen⁸⁷.

Mit diesen Hinweisen zur Haltung Theodor Schieffers gegenüber der Schule der Annales sei der Bogen erneut nach Frankreich und zu den Anfängen des DHIP geschlagen. Genau wie Eugen Ewig, Paul Egon Hübinger und Gerd Tellenbach zählte er zu den Teilnehmern der Historikertreffen in Speyer, die zwischen 1948 und 1950 auf Initiative der französischen Militärregierung stattfanden⁸⁸. Dort wurden Kontakte zu französischen Kollegen geknüpft und ein Netzwerk geschaffen, das der Einrichtung eines historischen Instituts in Paris nützlich sein sollte. Und als zu Beginn der 1950er Jahre Hermann Heimpel, Heinrich Büttner, Eugen Ewig, Leo Just und Max Braubach eine Liste historischer Forschungsvorhaben zusammenstellten, um beim Bundeskanzleramt Zuschüsse zu beantragen, fällt auch der Name Schieffer: Gemeinsam mit Gerd Tellenbach war er für das Thema »Staat und Kirche im Reich und in Frank-

⁸² Deutsches Archiv 4 (1941), S. 278f.; 5 (1942), S. 285f.

⁸³ Ibid. 5 (1942), S. 286.

⁸⁴ Darauf weist KAUELKA, Rezeption (wie Anm. 23), S. 229f., 239 hin.

⁸⁵ Dies vermutet Rudolf Schieffer.

⁸⁶ KAUELKA, Rezeption (wie Anm. 23), S. 229.

⁸⁷ Historisches Jahrbuch 80 (1961), S. 338–340 (Rezension von M. BLOCH, *La France sous les derniers Capétiens, 1223–1328*, Paris 1958); 81 (1962), S. 334f. (Rezension von Robert BOUTRUCHE, *Seigneurie et Féodalité. Le premier âge des liens d'homme à homme*, Paris 1959).

⁸⁸ Belegt ist seine Teilnahme am dritten Kongreß, der vom 17. bis 20. Oktober 1949 stattfand; vgl. PFEIL, Ewig (wie Anm. 11), S. 543 mit Anm. 54.

reich (10.–12. Jahrhundert)« vorgesehen⁸⁹. Der Antrag wurde zwar nie gestellt, aber die Gründung eines Instituts ins Auge gefaßt. Wie Schieffer später mehrmals betonte, spielte bei den Vorgesprächen auch die Überlegung, die Edition der französischen Papsturkunden an diesem Institut anzusiedeln, eine Rolle⁹⁰. Wir erinnern uns, daß das Projekt von Kehr begründet worden war und bereits vor dem Ersten Weltkrieg den Plan hatte reifen lassen, eine deutsche Forschungsstation in Paris einzurichten⁹¹. Als sich dieses Vorhaben 1958 realisierte, gehörte Schieffer allerdings nicht zum wissenschaftlichen Beirat. Seine enge Beziehung zu der Neugründung kommt zwar darin zum Ausdruck, daß er im November 1959 den ersten Jahresvortrag hält, über »Cluny et la querelle des investitures«⁹², doch in den nächsten Jahren tritt er wieder weitgehend in den Hintergrund. Er nahm an den seit 1961 vom Institut regelmäßig veranstalteten »deutsch-französischen Historikerkolloquien« teil, doch sonst scheint er keine engeren Kontakte in das Nachbarland unterhalten zu haben⁹³.

Erst 1966 wird er in den Beirat des DHIP gewählt und setzt sich nun für das Göttinger Papsturkunden-Werk ein, das er seit 1963 leitete. Die Bearbeitung der französischen Papsturkunden, die *Gallia Pontificia*, war verwaist, nachdem der mit ihr betraute Johannes Ramackers 1965 verstorben war⁹⁴. Bereits kurz nach seiner Wahl in den Beirat erreichte Schieffer, daß die Förderung der *Gallia* in den Aufgabenbereich des Pariser Instituts übernommen wurde⁹⁵. Im Herbst 1967 nahm Dietrich Lohrmann die Arbeiten auf, zunächst in Form eines Werkvertrags, bevor er Mitte 1969 fest am Institut angestellt wurde⁹⁶. Und 1981 traf Schieffer, kurz bevor er aus dem Beirat ausschied, eine Vereinbarung mit dem damaligen Institutsdirektor, Karl Ferdinand Werner, mit der die

⁸⁹ Ibid., S. 546; siehe auch DERS., Das Deutsche Historische Institut Paris. Eine Neugründung »sur base universitaire«, in: DERS. (Hg.), Deutsch-französische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert. Ein institutionengeschichtlicher Ansatz, München 2007, S. 296.

⁹⁰ Vgl. Theodor SCHIEFFER, Der Stand des Göttinger Papsturkunden-Werkes, in: Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften in Göttingen für das Jahr 1971 (1972), S. 77; ND in: *Annali della Scuola speciale per archivisti e bibliotecari dell'Università di Roma* 12 (1972), S. 202, ferner sein Geleitwort in Dietrich LOHRMANN, Papsturkunden in Frankreich, Neue Folge 7: Nördliche Île-de-France und Vermandois, Göttingen 1976, S. IX.

⁹¹ Vgl. den Beitrag von Stefan Weiß in diesem Band.

⁹² Veröffentlicht in der *Revue historique* 225 (1961), S. 42–72; in deutscher Übersetzung (Cluny und der Investiturstreit) in: Helmut RICHTER (Hg.), Cluny. Beiträge zu Gestalt und Wirkung der cluniazensischen Reform, Darmstadt 1975, S. 60–90.

⁹³ Zu diesen Tagungen siehe PARAVICINI, Das Deutsche Historische Institut (wie Anm. 1), S. 76, 118–123.

⁹⁴ Vgl. SCHIEFFER, Stand (wie Anm. 90), S. 76; ND S. 201.

⁹⁵ Dies vermerkt Theodor Schieffer im Tätigkeitsbericht der Pius-Stiftung für 1966/67, in: *Deutsches Archiv* 23 (1967), S. 615.

⁹⁶ Vgl. BABEL, GROSSE, Chronik (wie Anm. 1), S. 109. Dietrich Lohrmann war zuvor am DHI Rom tätig gewesen und von dessen Direktor, Gerd Tellenbach, für die neue Aufgabe empfohlen worden.

Gallia Pontificia formell im Institut verankert wurde⁹⁷. Schieffer ging sogar noch einen Schritt weiter. Denn das Papsturkunden-Werk, das alle Länder der westlichen Christenheit erfaßt, war von Kehr bei seiner Gründung auf internationale Zusammenarbeit angelegt worden. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, blieb es aber ein rein deutsches Unternehmen. Schieffer suchte dem entgegenzuwirken, indem er auch ausländische Forscher vor Ort mit der Betreuung einzelner Bände beauftragte. Für Frankreich schlug er die institutionelle Zusammenarbeit mit einer wissenschaftlichen Einrichtung vor. Als Partner bot sich die Pariser *École nationale des chartes* an, die Ausbildungsstätte der französischen Archivare und Bibliothekare. Auch dieser Wunsch ging in Erfüllung, als das Institut und die *École* 1991 eine Konvention über die gemeinsame Bearbeitung der *Gallia Pontificia* schlossen⁹⁸.

Ein Jahr später ist Theodor Schieffer gestorben. Seine Prägung erfuhr er in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Die Lehrjahre bei Levison und Kehr bestimmten sein gesamtes wissenschaftliches Leben, das von Brüchen frei blieb. Der politischen Geschichte gab er den Vorzug. Aber auch in den Nachbardisziplinen war er stets auf der Höhe der Forschung. Seit der Studienzeit übte Frankreich eine große Anziehungskraft auf ihn aus. Bei der Gründung des Instituts sehen wir ihn nicht in der ersten Reihe. Aber mit seinem Einsatz für die *Gallia Pontificia* knüpfte er an ältere Pläne Paul Kehrs an. Der lange Atem, der seine eigenen Forschungen auszeichnete, kam auch hier wieder zum Tragen. So stellte er das Institut in eine Tradition, der er sich selbst verpflichtet fühlte.

⁹⁷ Vgl. PARAVICINI, *Das Deutsche Historische Institut* (wie Anm. 1), S. 95. Bereits 1973 hatte K. F. Werner erklärt, stets einen Institutsangehörigen mit der Bearbeitung der französischen Papsturkunden zu betrauen; siehe Karl Ferdinand WERNER, Bericht über die Aktivität des DHI Paris in den Jahren 1971 und 1972, in: *Francia* 2 (1974), S. 887.

⁹⁸ Vgl. PARAVICINI, *Das Deutsche Historische Institut* (wie Anm. 1), S. 95f.; HIESTAND, *100 Jahre* (wie Anm. 62), S. 36f.



Stephan Skalweit

MATTHIAS PAPE

STEPHAN SKALWEIT

Bonner Frankreichforschung nach 1945
Themen – Methoden – Forschungsorganisation

Es waren vor allem Bonner Historiker, die die Westeuropaforschung nach 1945 methodisch und organisatorisch auf neue Grundlagen gestellt haben, Stephan Skalweit (1914–2003) war einer von ihnen. Er kam jedoch aus einer anderen Wissenschaftstradition: der seines Vaters, des Nationalökonomen und Agrarhistorikers August Skalweit. Aus einer hannoverischen Gelehrtenfamilie gebürtig, hatte dieser als noch unbestallter junger Privatdozent in eine Berliner Künstlerfamilie eingeheiratet und sich mit einer Tochter Ernst Herters vermählt. Herter war ein seinerzeit hoch geschätzter Bildhauer und Akademieprofessor, der durch Besuche des Kaisers in seinem Atelier beehrt und durch große Staatsaufträge ausgezeichnet wurde¹. Die Atmosphäre, die Stephan Skalweit im Elternhaus umfing, war ebenso von der gelehrten Arbeit des Vaters wie der Liebe beider Elternteile zu bildender Kunst und Literatur, zu Theater und Konzert sowie der stil- und geschmackvollen Möblierung der Wohnung samt Gemälden aus dem Herterschen Fundus geprägt. Hatte August Skalweit in seinen Jugend- und jungen Mannesjahren den Zugang zur Welt und Geschichte durch das Ästhetische gesucht und zunächst sein »Lieblingsfach Literaturgeschichte«, daneben Kunstgeschichte und Geschichte, im »romantischen« Tübingen, der Heimat seiner Mutter, und in München studiert², so Stephan Skalweit durch die systematische Wissenschaft. Er wuchs über den Vater in das Erbe von dessen Berliner Lehrern Max Sering, Gustav Schmoller und Otto Hintze hinein und damit in die sozialhistorisch durchtränkte Allgemeine Volkswirtschaftslehre, in die Arbeit an den 1887 begründeten Acta Bo-

¹ Einzelnachweise, auch zum folgenden, bei Matthias PAPE, Von Preußen nach Westeuropa. Stephan Skalweit und die Wege der Frühneuzeitforschung an der Universität Bonn – Ein Kapitel aus der Geschichte von Historischem Seminar und Philosophischer Fakultät 1947–1982, in: Bonner Geschichtsblätter 55 (Drucklegung in Vorb.). Die Briefzitate sind dem Nachlaß (NL) Skalweits im Universitätsarchiv Bonn (UA) mit freundlicher Genehmigung der Familie entnommen; herangezogen wurden außerdem die Personalakte (PA) Skalweit, die Nachlässe von Max Braubach und Paul Egon Hübingen und Protokolle der Bonner Philosophischen Fakultät (PF) (ibid.).

² August SKALWEIT, Siebzig Jahre. Eine Selbstbiographie (1949) (Manuskript im Familienbesitz).

russica, die »Denkmäler der Preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert«, und in die Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte Preußens.

Stephan Skalweit wurde im ersten Weltkriegsjahr in Gießen geboren, wo der Vater 1913 seine akademische Laufbahn begonnen³ und die Ernennungs-urkunde noch »mit dem großen Staatssiegel und der eigenhändigen Unterschrift des Großherzogs« erhalten hatte – wie August Skalweit in seiner Autobiographie berichtet, die er als Emeritus für seine Kinder verfaßt hat. Er begründete das Fach Agrarpolitik⁴. Dies trug ihm 1921 einen Ruf an die Landwirtschaftliche Hochschule in Poppelsdorf bei Bonn ein; Sohn Stephan besuchte nun das humanistische Bonner Beethoven-Gymnasium. Die meisten Gymnasialjahre verbrachte er aber in Kiel, an dessen Universität August Skalweit seit 1923 lehrte und wo er die Nähe des renommierten Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr suchte; 1926/27 unternahm er eine sechsmonatige Forschungsreise nach Südamerika. August Skalweit berichtet, es habe für Stephan »seit früher Kindheit fest[gestanden], Historiker werden zu wollen«. Der Vater hat alles getan, um dem ältesten Sohn das Erreichen dieses Zieles zu ermöglichen, Stephan war sein »Kronensohn«⁵. Die Natur hatte diesem zweierlei in die Wiege gelegt: eine große Leichtigkeit, Sprachen zu erlernen, verbunden mit einem glänzenden Gedächtnis, und die »Familienschüchternheit«, die auch der Vater mühsam in sich niederringen mußte.

Die Zeitumstände waren indessen hochfliegenden Plänen denkbar widrig. Der im Ersten Weltkrieg in die Volkswirtschaftliche Abteilung des Kriegsernährungsamts nach Berlin abgeordnete August Skalweit⁶ verstand sich selbst als unpolitischer Professor. Mit der Ruhe des Gelehrtendaseins war es spätestens in der Schlußphase der Weimarer Republik vorbei. August Skalweit wurde mit der Familie in die »sehr starke Radikalisierung in Schleswig-Holstein am Ende der Weimarer Republik, mit einer im wesentlichen bäuerlichen, politisch organisierten Bevölkerung ohne auch im protestantischen Sinne christliche Substanz hineingerissen, in Kiel selbst alles noch besonders akzentuiert durch Arbeitslosigkeit an den Werften und das Mißvergnügen einer verarmten, aus der Erinnerung lebenden Schicht, die einst gesellschaftlich tonangebend war«⁷.

³ Vgl. Eberhard GERHARDT, August Skalweit 1879–1960, in: Hans Georg GUNDEL, Peter MORAW, Volker PRESS (Hg.), Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Bd. 2, Marburg 1982, S. 885–894 (mit Bild; auch zur Familiengeschichte).

⁴ Vgl. August SKALWEIT, Agrarpolitik, Berlin, Leipzig 1923, ²1924.

⁵ So die handschriftliche Widmung im Exemplar der Autobiographie.

⁶ Daraus erwuchsen 1917 eine Reihe von Publikationen. Dazu abschließend August SKALWEIT, Die deutsche Kriegsernährungswirtschaft, Stuttgart 1927.

⁷ Stephan Skalweit an den Konabiturienten Dr. theol. Hans Bolewski (Hannover), 18.5.1981. Dazu anschaulich Theodor ESCHENBURG, Also hören Sie mal zu. Geschichte und Geschichten 1904 bis 1933, 2. erw. Aufl. Berlin 2000.

Als Stephan Skalweit sein Studium der Geschichte, Romanistik, Philosophie und Volkswirtschaftslehre im Sommer 1932 in Kiel aufnahm, war der Vater als Rektor der Universität (1931/33) in heftige Konflikte mit dem NS-Deutschen Studenten- und Dozentenbund verstrickt. In deren Folge trat August Skalweit am 5. März 1933 vom Amt des Rektors zurück und setzte sich überdies öffentlich für einen DVP-Kandidaten für die Wahl zum Provinziallandtag ein⁸. Skalweit bekam nun den Zorn der Studentenführung und den Opportunismus der Kollegen zu spüren. Zugleich war seine Fakultät von der Umgestaltung Kiels zur »Stoßtrupp-Universität« im Sinne nationalsozialistischer Wissenschaftsarbeit besonders betroffen⁹; er selbst erhielt zum 1. November 1933 eine Professur an der großen Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät in Frankfurt am Main¹⁰ – an einer erst 1914 gegründeten, aber reich ausgestatteten Universität, seit 1933 als »Judenuniversität« verrufen. Ihn begleitete sein Schüler, treuer Oberassistent und Mitarbeiter an den *Acta Borussica* Wilhelm Abel, der sich 1935 bei ihm habilitierte¹¹. Der »Auszug« aus Kiel im März 1934 wurde für die Familie Skalweit zu einem »trüben Tag [...], als wir mit Kind und Kegel durch die Straßen Kiels zum Bahnhof zogen. Wir kamen uns vor wie Flüchtlinge, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden«¹². Skalweit wurde den Schatten des Kieler Konflikts in Frankfurt nicht los.

Sohn Stephan suchte den Kieler Wirren zu entkommen, indem er im Winter 1932 sein Studium bei Heinrich von Srbik in Wien fortsetzte, dem renommierten Historiker der Zwischenkriegszeit und Biographen Metternichs. Srbik hatte kurz zuvor im Kabinett des Großdeutschen Schober als Unterrichtsminister amtiert und seit den ausgehenden zwanziger Jahren mit seinem Ansatz einer »gesamtdeutschen« Geschichtsschreibung¹³ den Gegensatz von klein- und

⁸ Vgl. Ralph UHLIG (Hg.), *Vertriebene Wissenschaftler der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) nach 1933. Zur Geschichte der CAU im Nationalsozialismus. Eine Dokumentation*, bearb. von Uta Cornelia SCHMATZLER, Matthias WIEBE, Frankfurt a.M., Bern, New York, Paris 1991, S. 72–74.

⁹ Versetzt oder beurlaubt wurden in Kiel neun Professoren. Solche Versetzungen betrafen viele, vor allem jüdische Professoren, die vorzugsweise in Frankfurt installiert wurden. Dies war gedeckt durch § 5 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7.4.1933. Vgl. Reichsgesetzblatt 1933 I, S. 175–177.

¹⁰ Vgl. Notker HAMMERSTEIN, *Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule*, Bd. I: 1914 bis 1950. Neuwied, Frankfurt a.M. 1989, S. 398, 558, 615, 632.

¹¹ Vgl. Wilhelm ABEL, Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. h.c. August Skalweit (1879–1960), in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 8 (1960), S. 202–204.

¹² August SKALWEIT, *Siebzig Jahre* (wie Anm. 2).

¹³ Vgl. Heinrich VON SRBIK, *Gesamtdeutsche Geschichtsauffassung*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* [im Folgenden *DVLG*] 8 (1930), S. 1–12.

großdeutscher Geschichtsdarstellung überwinden wollen¹⁴. Stephan Skalweit hat das später in seinen Bonner Vorlesungen als zu große Idealisierung der österreichischen Politik im Alten Reich bezeichnet. Er hörte in Wien auch bei dem jungen Otto Brunner. Durch Vermittlung eines Kollegen seines Vaters durfte er Srbik privat nähertreten. So erlebte er Hitlers Ernennung zum Reichskanzler in Heinrich von Srbiks Familienkreis und wurde Zeuge der distanziert-abwartenden Haltung des Gelehrten, der sich fragte, ob sein Ideal »deutscher Einheit« in der Tradition von 1848 mit Hitler erreicht werden könne¹⁵. Als Hitler im Mai 1933 die Tausend-Mark-Gebühr beim Grenzübergang nach Österreich verhängte, mußte Skalweit das Studium in Wien abbrechen – die Summe überstieg bei weitem die finanziellen Möglichkeiten der Familie. Srbik hatte Skalweits Doktorvater werden sollen, erneut hatten die Zeitverhältnisse die wohlbedachte Planung durchkreuzt – wie noch öfter in seinem Leben.

Doch ließ ihn das Glück nicht völlig im Stich, denn er erhielt, dank Srbiks Empfehlung¹⁶, ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes nach Paris. Es führte ihn 1935/36 an die *École normale supérieure* in der Rue d'Ulm, in die Kaderschmiede der französischen Wirtschaftshistoriker zu Jean Meuvret und Henri Hauser. Hier wurde die Geschichte der Preise und Löhne erforscht, um aus den Preis- und Lohnbewegungen Wirtschaftszyklen zu erschließen. Der Elsässer Henri Hauser, eminenter Kenner des 16. Jahrhunderts¹⁷, gehörte dem Redaktionskomitee der *Annales* an, und Jean Meuvret etablierte in den 1950er Jahren die Wirtschaftsgeschichte an der konservativen Sorbonne. Skalweits Abschlußmémoire ging über »La politique du Conseil de Commerce en France au 18^e siècle«¹⁸. Seit dem Studienjahr in Paris wurde ihm französisches Leben und Denken zur zweiten Natur. Er feilte seitdem unablässig daran, die französische Sprache in ihren Nuancen zu beherrschen; er sann gerne über etymologische Fragen und klangliche Feinheiten nach. Später lernte er noch Polnisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch.

¹⁴ Vgl. Fritz FELLNER, Heinrich von Srbik – »Urenkelschüler Rankes«, in: DERS., *Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft*, Wien, Köln, Weimar 2002, S. 330–345 (unter Verwertung der ungedruckten Lebenserinnerungen Srbiks).

¹⁵ Mit Zustimmung las Skalweit das Porträt von Günther HAMANN, *Kriegs- und Nachkriegserinnerungen eines Studenten an Heinrich Ritter von Srbik*, in: *Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* 115 (1978), S. 366–395 (mit Bild).

¹⁶ Vgl. Dankschreiben Skalweits an Srbik (»Hochverehrter Herr Minister!«), Frankfurt a.M., 23.10.1935 (Kopie aus NL Srbik im NL Skalweit).

¹⁷ Vgl. u.a. Henri HAUSER, *La modernité du XVI^e siècle* [Vorträge am Londoner King's College 1929], Paris 1930.

¹⁸ Vgl. Lebenslauf Skalweits von 1946; UA Bonn, PA Skalweit.

Die Doktorarbeit reichte er 1937 in Frankfurt bei dem Droysen-Schüler Georg Küntzel ein. In der Annahme der Arbeit sah Skalweit ein freundliches Entgegenkommen des schon älteren Gelehrten¹⁹. Die Dissertation beruhte auf Archivstudien im Preußischen Geheimen Staatsarchiv. Sie ging – väterliches Erbe – über die Berliner Wirtschaftskrise am Ende des Siebenjährigen Krieges und erschien noch im selben Jahr in den Beiheften der Vierteljahrschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Druck. Daraus entwickelte sich für Skalweit das große Forschungsthema der ersten Hälfte seines akademischen Lebens: Preußen im 18. Jahrhundert.

Keine Frage, die Hoffnungen des Vaters auf den hochbegabten Sohn hatten sich auf das schönste erfüllt, wichtige Ausbildungsstationen in Wien und Paris waren absolviert. Doch wie sollte nach Promotion und Staatsexamen angesichts der Zeitverhältnisse das weitere Ziel der Habilitation erreicht werden, war doch Stephan Skalweit zeitlebens ausgesprochen konfliktscheu und unpolitisch? Wie vorankommen, ohne sich auf die Zumutungen der Diktatur einzulassen, die ihn zuletzt als Studenten in Frankfurt bedrängt hatten? Als Ausweg, so August Skalweit in seiner Autobiographie, bot sich, um nicht »der ständigen Gesinnungsschnüffelei ausgesetzt zu sein«, die Archivilaufbahn an. Daher folgte die Ausbildung am neuen Institut für Archivwissenschaft des Preußischen Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem.

War Paris zu Skalweits erster lebensbestimmender Entscheidung geworden, so wurde Dahlem zur zweiten. Denn er erfuhr hier nicht nur eine gründliche Schulung in den Hilfswissenschaften im Rahmen einer primär mediävistischen Ausbildung, die seinen Umgang mit Quellen prägen sollte, sondern lernte in Dahlem auch zwei Rheinländer kennen, die aus denselben Gründen wie er die Archivilaufbahn eingeschlagen hatten und denen er lebenslang verbunden blieb: Paul Egon Hübinger und Theodor Schieffer, beide Bonner, Schüler des Mediävisten Wilhelm Levison und des Romanisten Ernst Robert Curtius. Den anschließenden Archivkurs besuchte ein weiterer Schüler Levisons – Eugen Ewig.

Allerdings hätten die Gegensätze von Herkunft, Mentalität und Temperament zwischen dem Norddeutschen Skalweit und den Kurskollegen aus Bonn, die rheinisches Heimat- und Traditionsbewußtsein tief in sich trugen, kaum größer sein können. Die katholischen Rheinländer »genossen [...] die norddeutsch-berlinische Atmosphäre nur sehr bedingt«²⁰. Sie waren geprägt vom Kirchenkampf in ihrer Heimat, der die Erinnerung an die düstere Kultur-

¹⁹ So gegenüber dem Verfasser.

²⁰ So Theodor SCHIEFFER, Nachruf auf Paul Egon Hübinger, in: *Der Archivar* 40 (1987), Sp. 637–639, hier Sp. 637.

kampfzeit heraufbeschworen hatte²¹, und waren empört über die Versetzung ihres hoch verehrten Doktorvaters Levison in den Ruhestand. Kollegen und Schüler hatten Levison ihre fortdauernde Solidarität in Schrift und Tat bewiesen, so existenzbedrohlich dies auch war²². Hübinger und Schieffer, beide Mitglieder der katholischen Studentenverbindung »Arminia« Bonn im KV, waren mutig; sie publizierten im »Historischen Jahrbuch« der Görres-Gesellschaft bzw. in der katholischen Monatsschrift »Hochland«, wo dies bis zum Verbot der Zeitschriften 1941 noch möglich war²³, in verdeckter Sprache über französische Themen gegen den Ungeist der Zeit – Hübinger über die Abneigung Erzbischof Fénelons gegen den Despotismus Ludwigs XIV.²⁴, Schieffer über Tocquevilles Kampf für Freiheit, Recht und Gesetz²⁵ –, und sie zogen den schüchternen Skalweit in ihren Kreis. Dieser bewunderte in Hübinger den »glänzenden Menschenkenner« mit treffsicherem Urteil²⁶. Dabei war der Respekt füreinander wechselseitig. Jahrzehnte später schrieb Hübinger in das Skalweit gewidmete Exemplar seines persönlichsten gelehrten Werkes, dessen Entstehung ihn über eine Lebenskrise hinweg begleitet hat²⁷, ein Wort Hugo von Hofmannsthals: »Wir gleichzeitig Lebenden sind füreinander von einer geheimnisvollen Bedeutung«.

Skalweit wußte den Zeitverhältnissen nach 1933 nichts entgegenzusetzen²⁸, sie ließen ihn verstummen. Er publizierte nach der Promotion nichts mehr –

²¹ Vgl. Helmut VOGT, Bonn in Kriegs- und Krisenzeiten 1914–1948, in: Dietrich HÖROLDT (Hg.), Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt 1794–1989, Bonn 1989, S. 437–638, hier S. 516–551.

²² Levison hatte Walther Holtzmann als seinen Nachfolger gewünscht, die Fakultät daraufhin einstimmig *primo et unico loco* Holtzmann benannt; dieser hatte in seiner Antrittsvorlesung 1936 seinem Vorgänger öffentlich Reverenz erwiesen. Vgl. Paul Egon HÜBINGER, Gedenkrede, in: Wolfgang SCHMID, Paul Egon HÜBINGER, Franz-Josef SCHMALE (Hg.), In memoriam Walther Holtzmann, Bonn 1965, S. 11–29, 37–39; DERS., Leserbrief »Mut an der Universität Bonn«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.2.1966; auch Theodor SCHIEFFER, Walther Holtzmann, in: Deutsches Archiv 20 (1964), S. 301–324; Konrad REPGEN, Zur Erinnerung an den Bonner Historiker Walther Holtzmann, in: General-Anzeiger (Bonn), 4./5.1.1992, S. 14.

²³ Vgl. Konrad ACKERMANN, Der Widerstand der Monatsschrift Hochland gegen den Nationalsozialismus, München 1965, hier: Historiographie als Mittel der Zeitkritik, S. 55–68.

²⁴ Paul Egon HÜBINGER, Fénelon als politischer Denker, in: Historisches Jahrbuch 57 (1937), S. 61–85.

²⁵ Theodor SCHIEFFER, Ein Denker wider seine Zeit: Alexis de Tocqueville, in: Hochland 33/II (1936), S. 305–318.

²⁶ So Skalweit an Hübinger in Cambridge, Bonn, 28.11.1948; UA Bonn, NL Hübinger, Mappe 6.

²⁷ Paul Egon HÜBINGER, Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte. Drei Kapitel deutscher Vergangenheit aus dem Leben des Dichters 1905–1955, München 1974 (bester Gesamtblick auf die Universität Bonn im Dritten Reich).

²⁸ Sein (nomineller) Parteibeitritt am 1.5.1937 sollte die Verbeamtung absichern.

vierzehn lange Jahre nichts²⁹. Auch das waren mögliche Reaktionen auf die Zeit und in der Zeit. Im praktischen Halbjahr nach der Staatsprüfung setzte Skalweit im Geheimen Staatsarchiv den Schlußstein an die *Acta Borussica*, bei denen einst sein Vater als junger Doktor begonnen und die er als Ordinarius soeben um einen weiteren stattlichen Band bereichert hatte³⁰. Stephan Skalweit führte das zu zwei Dritteln abgeschlossene Werk seines eigentlichen Dahlemer Lehrers, des Archivrats Ernst Posner, weiter, der auf Grund des Reichsbürgergesetzes von 1935 »in den Ruhestand« versetzt worden war³¹. Skalweits Gestellungsbefehl am 27. August 1939 beendete dieses Großprojekt preußisch-deutscher Geschichtsforschung³². Er sah sich »selbst noch als bescheidener Träger der großen Tradition, die sich an den Namen Otto Hintzes knüpft«³³. Die gediegen-schönen Bände der *Acta Borussica*, mit denen die Gelehrtenlaufbahn, ja Familiengeschichte von August und Stephan Skalweit innig verbunden war, gehörten zu dem wenigen, das August Skalweit dem Feuersturm des letzten Kriegsjahres entreißen konnte und später Stephan Skalweits Bibliothek schmückte. Auch dessen eigene Bibliothek, bei den evakuierten Eltern untergebracht, ging im Darmstädter Flammeninferno unter.

Für den 6. Dahlemer Archivkurs fielen Ende der Ausbildung und Kriegsbeginn zusammen, der Skalweit acht Jahre lang aus der wissenschaftlichen Ar-

²⁹ Abgesehen von wenigen Rezensionen; vgl. den ruhigen Ton seiner Besprechung von Pierre GAXOTTE, *Frédéric II*, Paris 1938, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 51 (1939), S. 398–401. Auch Vater August Skalweit publizierte nach 1933 vorerst nicht mehr und seit 1938 nur wenige, streng historische und keine nationalökonomischen Arbeiten mehr.

³⁰ Die Getreidehandelspolitik und Kriegsmagazinverwaltung Preußens 1740–1756. Darstellung und Getreidepreisstatisik von W[ilhelm] NAUDÉ u. August SKALWEIT, Acten bearb. von G[ustav] SCHMOLLER, W. NAUDE u. A. SKALWEIT, Berlin 1910; Die Getreidehandelspolitik und Kriegsmagazinverwaltung Preußens 1756–1806. Darstellung mit Aktenbeilagen und Preisstatistik von A. SKALWEIT, Berlin 1931.

³¹ Posner gelang 1938 die Emigration in die USA. Vgl. Skalweits Nachruf in: *Der Archivar* 34 (1981), Sp. 447–451; nicht verzeichnet in: Ekkehart G. FRANZ, Art. Ernst Posner (1892–1980), in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 20, 2001, S. 652f.

³² Skalweit fand Posners bzw. sein eigenes Manuskript 1963 im Geheimen Staatsarchiv wieder. Es erschien unter der Obhut der Historischen Kommission zu Berlin unter dem Titel: *Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert*, Bd. 16, 1. Teil: 1772–1777, bearb. von Ernst POSNER, Stephan SKALWEIT, Peter BAUMGART, Gerd HEINRICH, Hamburg, Berlin 1970 (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 5; *Acta Borussica*); Bd. 16/2 (1778–1786), hg. von Peter BAUMGART u. Gerd HEINRICH, Hamburg, Berlin 1982. Skalweit hat in der »ausgezeichneten Vorrede – Hintze hätte sie nicht anders schreiben können« (Posner) – Entstehungsgeschichte und Grundzüge des Bandes dargestellt; Posner sah in der späten Edition »gewissermaßen ein Monument unserer Freundschaft, die über mehr als 40 Jahre zurückgeht. Alles ein Lichtblick, wenn auch kein Vorzeichen, in dieser düsteren Zeit!« An Skalweit, Washington, D.C., 22.6.1970. Näheres demnächst bei PAPE, *Von Preußen nach Westeuropa*, Kap. II (wie Anm. 1).

³³ Brief an Otto Gerhard Oexle (Göttingen), 14.11.1984; UA Bonn, NL Skalweit.

beit herausriß. Er machte den Westfeldzug mit und stand seit 1942 wieder in Paris, diesmal als Heeresdolmetscher. Bisweilen konnte er die Bibliothèque nationale benutzen, auf der Suche nach einem Habilitationsthema aus der französischen Historiographie. Er konnte nicht ahnen, daß zur selben Zeit sein wichtigster späterer Förderer in Paris stationiert war – Max Braubach im Stab General von Stülpnagels³⁴.

I.

Den beruflichen Neuanfang konnte Skalweit Anfang 1947 im kriegszerstörten Bonn unternehmen, auf der Assistentenstelle am Historischen Seminar. Sein Kurskollege Paul Egon Hübinger, dem nach der Habilitation 1943 in Bonn aus politischen Gründen die *Venia legendi* nicht erteilt und der nach Kriegsende sogleich zum Dozenten ernannt worden war³⁵, hatte dafür die Weichen bei Max Braubach gestellt. Der wegen der vielen Umzüge der Familie im Grunde heimatlose Skalweit kam nun zurück in die Welt des Rheinlandes mit eigenen Forschungstraditionen. Sie standen in Bonn, noch mehr als in Köln, in Gegensatz zum nationalliberal-protestantischen Professorentum³⁶ und seinem historischen Maßstab, der Politik Bismarcks, wenn auch nicht mehr seiner Nachfolger und Adepten. Diese Richtung repräsentierte Gerhard Ritter in Freiburg, der das Fach in den beiden Jahrzehnten nach 1945 prägte³⁷.

Skalweit und Hübinger standen indessen seit den Dahlemer Jahren einem Außenseiter in der Zunft, dem um eine Generation älteren Ludwig Dehio, persönlich und in der Grundauffassung nahe. Dehio, früh in den preußischen Archivdienst eingetreten, im Dritten Reich aus rassistischen Gründen diskriminiert und im Hohenzollernschen Hausarchiv gerade noch geduldet, leitete seit 1945 das Staatsarchiv Marburg³⁸. Er hatte als Antwort auf die jüngste Geschichte Reflexionen über das Phänomen von Macht und Hegemonie im Staatensystem der Neuzeit bis zu Hitler veröffentlicht³⁹ – »in Sorge und Hoffnung«, wie er

³⁴ Dazu der Beitrag von Konrad Reppen in diesem Band.

³⁵ Zu den näheren Umständen PAPE, Von Preußen nach Westeuropa, Kap. II (wie Anm. 1).

³⁶ Dieses Segment im Blick hat Karl Ferdinand WERNER, Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1967.

³⁷ In Bonn lehrte 1949–1955 als Ritters Schüler Richard Nürnberger, wie Ritter aus der Bekenntenen Kirche kommend; er vertrat in Bonn das 16. Jahrhundert.

³⁸ Vgl. Theodor SCHIEDER, Ludwig Dehio zum Gedächtnis 1888–1963, in: Historische Zeitschrift [HZ] 201 (1965), S. 1–12.

³⁹ Vgl. Ludwig DEHIO, Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte, Krefeld 1948. Die Zusendung des Buchs hatte Hübinger zu weiterführenden Reflexionen angeregt, die in seine Aufsätze einfließen. Vgl. Briefwechsel Hübinger-Dehio 1948/49; UA Bonn, NL Hübinger, Mappe 7 u. 8.

im Widmungsexemplar an seinen Verleger Carl Arnold Willemsen vermerkte⁴⁰. Dehio und nicht Ritter wurde die Schriftleitung der seit 1949 wieder erscheinenden »Historischen Zeitschrift« anvertraut. Die alte Beziehung ließ ihn an Skalweits Existenznöten teilnehmen⁴¹.

An der Bonner Philosophischen Fakultät dominierten Gelehrte – zumeist Katholiken und Zentrumsanhänger –, die der NS-Ideologie ferngestanden hatten⁴², allen voran die Historiker⁴³. Sie empfanden den Einschnitt durch Diktatur und Krieg tief. Der in sich ruhende Braubach und selbst der sanguinische Hübinger waren unter der Oberfläche rheinischen Humors durch die jüngste Geschichte von einem Pessimismus erfaßt, wie er bei Dehio vorwaltete und ihn Skalweit zeitlebens teilte. Dies verstärkte sich bei ihm und Hübinger⁴⁴ mit zunehmendem Alter und war für eine spätere Studentengeneration, die den Krieg nicht aus eigenem Erleben kannte und sich beruflich etwas vorgenommen hatte, nicht leicht zu begreifen. Doch war dies generationstypisch. Im

⁴⁰ Am 22.6.1948 (im Eigentum des Verfassers). Der Mediävist Willemsen, bei Heinrich Finke in Freiburg promoviert, seit 1938 Extraordinarius an der Staatlichen Akademie Braunsberg, gründete nach Kriegsende in seiner Krefelder Heimat den Scherpe-Verlag und kam 1950 als Professor an das Bonner Historische Seminar. Vgl. Konrad REGEN, Rudolf SCHIEFFER, Hans Martin SCHALLER, In memoriam Carl Arnold Willemsen, Bonn 1987, S. 9.

⁴¹ Dehio an Hübinger, Marburg [Dez. 1945]: »Eben trifft ein Brief von dem armen Skalweit ein. Wie kann man ihm helfen. Sollte ich zu irgend einer Art von Einfluß gelangen, so wollte ich es gerne versuchen. Meinecke hat mich zum Hauptredakteur der H.Z. vorgeschlagen (mehr ein Zeichen seiner Verlegenheit als meiner Befähigung), vielleicht erwächst mir daraus ein kleiner Ersatz für die Anregung, die der Beruf hier versagt!«; UA Bonn, NL Hübinger, Mappe 1.

⁴² Das gilt nahezu ohne Einschränkung auch für die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät; vgl. Mathias SCHMÖCKEL (Hg.), Die Juristen der Universität Bonn im »Dritten Reich«, Köln, Weimar, Wien 2004.

⁴³ Im Lexikonstil mitgeteilte Zugehörigkeit zur NSDAP oder einer ihrer Gliederungen allein enthält keinen Aussagewert, so wenn Anne Chr[istine] NAGEL, Im Schatten des Dritten Reiches. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970, Göttingen 2005 (Formen der Erinnerung, 24), S. 27, Holtzmanns (späten) Eintritt in den »Stahlhelm« und in eine SA-Reserveeinheit feststellt (Alibi-Beitritt), ohne die Bonner Überlieferung (Anm. 22) zu kennen. Redundant ist die Mitteilung über Mitgliedschaft in der »NS-Volkswohlfahrt« (16 Mio. Mitglieder), die nicht einmal im Entnazifizierungs- »Fragebogen« abgefragt wurde.

⁴⁴ »Wir haben erfahren, daß wir Grund zum Mißtrauen gegen uns selbst haben, weil wissenschaftliche Bildung keine sichere Gewähr gegen Verrat an ihren geistigen Grundlagen und erst recht nicht gegen die Mißachtung oder Verknennung sittlicher Normen bietet. Wir wurden grausam belehrt, daß über den zu erforschenden Kausalitäten die Werte nicht geringer geschätzt werden dürfen. Manche von ihnen haben sich im Feuer der hinter uns liegenden Zeit als brüchig erwiesen, andere haben sich bewährt«. So der für den Autor ein halbes Menschenalter nach Kriegsende bezeichnende Ausblick in Paul Egon HÜBINGER, Das Historische Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Vorläufer – Gründer – Entwicklung. Ein Wegstück deutscher Universitätsgeschichte. Mit einem Beitrag von Wilhelm LEVISON†, Bonn 1963, S. 222–225, hier S. 223.

intimen Kreis trugen auch Konrad Adenauers »Worte«, so ein guter Beobachter, »wie sein ganzes Gehaben, den Flor der Trauer«⁴⁵.

Skalweit geriet in Bonn in die schwierige Wiederaufbauphase. Während die Universitätsspitze das Allernötigste für die Kliniken und den Lehrbetrieb beschaffte und schon 1946 die Bande mit jenen Mitgliedern, zu denen sie während der Diktatur gewaltsam zerrissen worden waren, neu zu knüpfen und Vertrauen wiederzugewinnen suchte – so zu Wilhelm Levison in England⁴⁶, Thomas Mann in Amerika⁴⁷, Karl Barth in der Schweiz⁴⁸, Camillus Wampach in Luxemburg⁴⁹ –, hatte Skalweit die nahezu völlig zerstörte Seminarbibliothek wiederaufzubauen, indem er Nachlässe aufspürte und ankaupte.

Das Rheinland mit den Zentren von Regierung, Wirtschaft und Handel in Bonn, Köln und Düsseldorf bildete den Kernraum des entstehenden deutschen Weststaates, dem die katholische Kirche, erstmals beim Kölner Dombaufest 1948 als Symbol des Wiederaufbaus, Repräsentanz und Glanz verlieh⁵⁰. Diese Region rückte bald in eine Brückenfunktion zu Frankreich. Auf politischer Ebene fand dies Ausdruck in Konrad Adenauers ersten Grundsatzreden, in denen er, wie schon in den 1920er Jahren als Kölner Oberbürgermeister gegenüber der Reichsregierung, für eine Verständigung und Zusammenarbeit mit

⁴⁵ So Wilhelm HAUSENSTEIN, Pariser Erinnerungen. Aus fünf Jahren diplomatischen Dienstes 1950–1955, München 1961, S. 85 (hier bezogen auf den September 1955).

⁴⁶ Ihm brachten Schüler und Kollegen, als es noch kaum wieder Papier gab, posthum zum 70. Geburtstag eine Sammlung seiner Aufsätze dar: Wilhelm LEVISON, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Walther HOLTZMANN, Düsseldorf 1948, mit Verzeichnis der bei Levison entstandenen Dissertationen; vgl. auch PAPE, Von Preußen nach Westeuropa (wie Anm. 1), Kap. II.

⁴⁷ Dies über Vermittlung Levisons. Vgl. HÜBINGER, Thomas Mann (wie Anm. 27), S. 285–287.

⁴⁸ Vgl. Eberhard BUSCH, Karl Barths Lebenslauf. Nach seinen Briefen und autobiographischen Texten, München ³1975, S. 345–360.

⁴⁹ Vgl. Paul Egon HÜBINGER, Camillus Wampach (1961). Neudruck in: DERS., Ausgewählte Aufsätze und Vorträge. Beiträge zur Geschichte Europas und der Rheinlande in Mittelalter und Neuzeit, hg. von Magnus DITSCHKE, Raymund KOTTJE, Siegburg 1990, S. 625–629. Zu den Genannten Hans-Paul HÖPFNER, Die vertriebenen Hochschullehrer der Universität Bonn 1933–1945, in: Bonner Geschichtsblätter 43/44 (1993/94) [1996], S. 447–487.

⁵⁰ Zur katholischen Festkultur als Teil des weltanschaulich-politischen Fundaments der frühen Bundesrepublik mit Blick auf das Rheinland Matthias PAPE, Der Karlskult an Wendepunkten der neueren deutschen Geschichte, in: Historisches Jahrbuch 120 (2000) S. 138–181, hier S. 166–181; mit Blick auf Bayern DERS., Lechfeldschlacht und NATO-Beitritt. Das Augsburger »Ulrichsjahr« 1955 als Ausdruck der christlich-abendländischen Europaidee in der Ära Adenauer, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 94 (2001), S. 269–308; mit Blick auf den hessisch-thüringischen Raum DERS., Das Bonifatius-Gedenkjahr 1954 im allgemeinpolitischen und gesamtkirchlichen Kontext, in: Franz-J[osef] FELTEN, Jörg JARNUT, Lutz E. VON PADBERG (Hg.), Bonifatius – Leben und Nachwirken. Die Gestaltung des christlichen Europa im Frühmittelalter (im Druck).

Frankreich und mit den Benelux-Staaten eintrat⁵¹, und in Charles de Gaulles Angebot, das Werk Charlemagnes auf der Basis einer Zoll- und Wirtschaftsunion Westdeutschlands und Frankreichs fortzusetzen⁵². Auf bürgerschaftlicher Ebene fand das 1949 Ausdruck in der Stiftung des Aachener Karlspreises für Verdienste um die europäische Einigung⁵³ und auf wissenschaftlicher Ebene 1947/48 in Bonn, wo Max Braubach, Walther Holtzmann und Franz Steinbach als Leiter des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande darüber diskutierten, ob unter die preußische Tradition der Universität ein Schlußstrich zu ziehen und diese statt dessen als »rheinische Landesuniversität« und die Philosophische Fakultät – mit dem »Mittelpunkt« des unzerstörten landeskundlichen Instituts, der ihm angegliederten sprach- und volkskundlichen Abteilung samt der hier betriebenen Wirtschafts- und Sozialgeschichte – neu aufzubauen sei⁵⁴. Dafür konnte auf den seit den 1920er Jahren in Bonn entwickelten interdisziplinären Zugang zur Landesgeschichte zurückgegriffen werden⁵⁵.

Das Staatsprinzip der Bundesrepublik lag in ihrer Westbindung und im Bruch mit der preußisch-deutschen Tradition. Dieses Axiom schimmerte durch Skalweits Habilitationsschrift hindurch: »Frankreich und Friedrich der Große. Der Aufstieg Preußens in der öffentlichen Meinung des »ancien régime««. Sie eröffnete 1951 die von Max Braubach begründeten Bonner Historischen Forschungen. Vom Bildungs- und Entwicklungsgang ihres Autors her gesehen bildete sie eine doppelte Brücke: von der Wirtschafts- zur Ideengeschichte und von Preußen nach Frankreich. Skalweit untersuchte darin die Be-

⁵¹ So am 24.3.1946 als Vorsitzender der CDU in der britischen Zone in der Universität Köln und in seiner ersten Regierungserklärung am 20.9.1949, in: Hans-Peter SCHWARZ (Hg.), Konrad Adenauer, Reden 1917–1967. Eine Auswahl, Stuttgart 1975, hier S. 105, 129, 167f.; dazu DERS., Vom Reich zur Bundesrepublik. Deutschland im Widerstreit der außenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945–1949, Stuttgart 21980, S. 423–479.

⁵² Pressekonferenz, 16.3.1950, in: Charles DE GAULLE, Discours et Messages, Bd. 2: Dans l'attente, Février 1946–Avril 1958, Paris 1970, S. 348–350.

⁵³ Vgl. Matthias PAPE, Karl der Große – Franke? Deutscher? oder Europäer? Karlsbild und Karlskult in der Gründungsphase der Bundesrepublik Deutschland, in: Jahrbuch für Europäische Geschichte 4 (2003), S. 243–254.

⁵⁴ So bei der Neubesetzung von Fritz Kerns Ordinariat. Vgl. Dekan Oertel an Kultusminister, 17.10.1947; UA Bonn, PF 77–142.

⁵⁵ Das Modell dieser Neuerung wog mehr als die begrenzte Einbindung des Instituts in die Westdeutsche Forschungsgemeinschaft seit 1931, die Schöttler pointiert. Vgl. Peter SCHÖTTLER, Die historische »Westforschung« zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensive, in: DERS. (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945, Frankfurt 1997, S. 204–261; vielfache Einschränkungen bei Matthias WERNER, Zwischen politischer Begrenzung und methodischer Offenheit. Wege und Stationen deutscher Landesgeschichtsforschung im 20. Jahrhundert, in: Peter MORAW, Rudolf SCHIEFFER (Hg.), Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert, Ostfildern 2005, S. 251–364, bes. S. 271–277, 297f., 308, 314f., 323f.

urteilung des »roi philosophe« und »philosophe guerrier« im vorrevolutionären Frankreich durch die zeitgenössischen französischen Schriftsteller und Physiokraten sowie die geistig-psychologischen und politischen Grundlagen des »renversement des alliances«⁵⁶.

Skalweits Arbeit, aus den Quellen geschöpft, ist auch nach 50 Jahren unüberholt; sie diene anderen als Muster⁵⁷, einzelne Kapitel sind in Aufsatzbänden mehrfach nachgedruckt worden⁵⁸. Das Buch zeigt die Eigenart aller Schriften Skalweits: komprimierte Analyse, geschliffene Darstellung, Reduktion der Belege auf das Nötige. Skalweit brachte neben dem Fachgelehrten den *écrivain* zur Geltung und seinen an der *clarté* Voltaires geschulten Stil. Er war nun zu einem maßgeblichen Friedrich-Forscher geworden und traf mit dem Thema den Zeitnerv der 1950er Jahre. Dabei hatte Skalweit nichts Preußisch-Forsches an sich. Er lebte auch innerlich nicht in der Welt Preußens, sah diese vielmehr mit gehörigem kritischen Abstand. Er war vielmehr, wohl durch die Fähigkeiten der Diktatur gesteigert, vorsichtig, ja ängstlich, zudem ausgesprochen selbstkritisch – und dies zeitlebens – gegenüber seinen eigenen wissenschaftlichen Leistungen, so daß ihm Hübinger und Braubach Mut zusprechen mußten.

Vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Vereinnahmung Preußens, seiner Geschichte und formalen Auflösung Anfang 1947 reflektierte Skalweit in weiteren Untersuchungen über den Soldatenkönig und seinen Sohn, über die Janusköpfigkeit Preußens und das Problem von Macht und Recht – auch dies mit Blick auf Preußen und Frankreich: bei Friedrich dem Großen⁵⁹ und Richelieu. In seiner Antrittsvorlesung fragte er, anknüpfend an Henri Hauser, ob man bei dem Kardinalpremier den Theologen von dem Staatsmann trennen könne und ob Richelieu »wirklich der große Wegbereiter des modernen Na-

⁵⁶ Dazu legte Braubach fast zeitgleich sein Grundlagenwerk vor, Frucht der Pariser Archivstudien von 1942/44 (die französischen Akten waren für deutsche Benutzer seit 1867 gesperrt gewesen): Max BRAUBACH, Versailles und Wien von Ludwig XIV. bis Kaunitz. Die Vorstadien der diplomatischen Revolution im 18. Jahrhundert, Bonn 1952 (Bonner Historische Forschungen, 2). Rezension beider Werke von Gerhard OESTREICH in: Deutsche Literaturzeitung 77 (1956), Sp. 429–434.

⁵⁷ So Manfred SCHLENKE, England und das friderizianische Preußen 1740–1763. Ein Beitrag zum Verhältnis von Politik und öffentlicher Meinung im England des 18. Jahrhunderts, München 1963.

⁵⁸ So Kap. III: »Roi philosophe« und »philosophe guerrier«, in: Horst BAADER (Hg.), Voltaire, Darmstadt 1980 (Wege der Forschung, 286), S. 119–151; so Kap. VI: Der preußische Staat im politischen Denken des ausgehenden »ancien régime«, in: Otto BÜSCH, Wolfgang NEUGEBAUER (Hg.), Moderne Preußische Geschichte 1648–1947. Eine Anthologie, Berlin, New York 1981, S. 197–242.

⁵⁹ Stephan SKALWEIT, Das Problem von Recht und Macht und das historiographische Bild Friedrichs des Großen, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht [GWU] 2 (1951), S. 91–106. Neudruck in: DERS., Gestalten und Probleme der frühen Neuzeit. Ausgewählte Aufsätze, Berlin 1987 (Historische Forschungen, 32), S. 155–172.

tionalstaatsgedankens gewesen ist, als der er in retrospektiver Analyse der französischen und europäischen Geschichte so häufig erscheint«⁶⁰. Darin zeichneten sich Umriss eines neuen Richelieu-Bildes ab, das in den 1950er und 60er Jahren (Rudolf von Albertini, Fritz Dickmann) schärfere Konturen gewann und das Skalweit in seinen Kollegs akzentuierte⁶¹.

England kam bald zu Skalweits Forschungsfeldern hinzu. Mit einer Fellowship bei Herbert Butterfield in Cambridge 1953/54 arbeitete er am Nachlaß Edmund Burkes und konnte dem Bild von Burkes Einstellung zur Französischen Revolution neue Facetten hinzufügen⁶². Seitdem hatte er sein großes Thema gefunden: den Absolutismus in vergleichender europäischer Perspektive. Paradigmatisch vorgeführt hat er dies in seinem viel zitierten Aufsatz über »das Herrscherbild des 17. Jahrhunderts«. Darin kontrastierte Skalweit das Königsbild der beiden rivalisierenden Führungsmächte Spanien und Frankreich unter Einbeziehung der Forschungen Marc Blochs und spanischer Historiker sowie die beiden Idealtypen der fürstlichen Erziehungsliteratur, die sich an antiker Herrschervergötterung und dem König als »premier gentilhomme du royaume« orientierten⁶³.

Dies führte ihn dazu, den historischen Ort Preußens nicht, wie die meisten Historiker im In- und Ausland, aus dem Verlauf der preußisch-deutschen Geschichte zu erklären⁶⁴, sondern im Vergleich mit den politisch-administrativen

⁶⁰ Stephan SKALWEIT, Richelieus Staatsidee, in: GWU 2 (1951), S. 719–730. Neudruck in: DERS., Gestalten und Probleme (wie Anm. 59), S. 64–76.

⁶¹ Vgl. auch seine Rezensionen zu Carl Jacob BURCKHARDT, Richelieu, Bd. 1–4, München 1966–1967, in: Schweizer Monatshefte 47 (1967), S. 477–480; zu William F. CHURCH, Richelieu and Reason of State, Princeton, New Jersey 1972, in: Zeitschrift für historische Forschung 6 (1979), S. 242–245; zu Joseph BERGIN, The Rise of Richelieu, New Haven, London 1991, in: Das Historisch-Politische Buch 40 (1992), S. 28.

⁶² Stephan SKALWEIT, Edmund Burke und Frankreich, Köln 1956; Edmund Burke, Ernst Brandes und Hannover, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 28 (1956), S. 15–72; Edmund Burke und sein »Prussian Gentleman« (1964), in: Konrad REPGEN, Stephan SKALWEIT (Hg.), Spiegel der Geschichte. Festgabe für Max Braubach zum 10. April 1964, Münster 1964, S. 613–626. ND in: DERS., Gestalten und Probleme (wie Anm. 59), S. 173–185.

⁶³ Stephan SKALWEIT, Das Herrscherbild des 17. Jahrhunderts, in: HZ 184 (1957), S. 65–80; ND in: Walther HUBATSCH (Hg.), Absolutismus, Darmstadt 1973, S. 248–267; zuletzt in: SKALWEIT, Gestalten und Probleme (wie Anm. 59), S. 77–91.

⁶⁴ Dazu Skalweits – wie stets abwägende – Rezensionen, so zur deutschen Übersetzung des in der Whigtradition stehenden G[eorge] P[eabody] GOOCH (engl. Ausg. 1947), Friedrich der Große. Herrscher, Schriftsteller, Mensch, Göttingen 1951, in: Historisches Jahrbuch 73 (1953), S. 312–314; zu Jacques DROZ, L'Allemagne et la Révolution française, Paris 1949, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 17 (1952), S. 300–303; zu Jacques GODECHOT, La Grande Nation. L'Expansion révolutionnaire de la France dans le monde 1789–1799, Paris 1956, ibid. 22 (1957), S. 305–307.

und ökonomisch-sozialen Strukturen der beiden Führungsmächte Europas⁶⁵. Das war »Strukturgeschichte« *avant la lettre*. Skalweit folgte dabei dem vergleichend-typologischen Ansatz des alten Otto Hintze, wie damals Theodor Schieder im benachbarten Köln, beide vor der breiten Rezeption Hintzes seit den 1970er Jahren⁶⁶. Der Debatte über den Dualismus von Staat und Gesellschaft in der Staats-, Politik- und Geschichtswissenschaft seit den 1960er Jahren ging die Diskussion über die Dichotomie von Monarch und Ständen im Ancien Régime voraus. Skalweit hielt, auch darin geschult an Hintze, an der methodologischen Unterscheidung von Staat und Gesellschaft fest. Diese Fragen behandelte er im Oberseminar bis ins 19. Jahrhundert hinein, so an Lorenz von Steins »Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage« (1849).

Für Skalweit wurde die Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte in der Tradition der Acta Borussica zusammen mit der »klassischen« französischen Sozialgeschichte zum Korrektiv der Geistesgeschichte Meineckescher Tradition⁶⁷. Sein Beispiel zeigt, wie unzutreffend es ist, den »strukturgeschichtlichen« Ansatz und die westdeutsche Sozialgeschichte in eine ungebrochene Kontinuität mit der »Volksgeschichte« der 1930er Jahre zu stellen⁶⁸ oder sie gar Anregungen der *École des Annales* zuzuschreiben⁶⁹. Skalweits Arbeiten lagen eingehende methodische Überlegungen zugrunde, die sich aus der Darstellung erschließen lassen, ohne daß er sie explizit erläuterte oder gar – wie heute üblich – für seine Methode warb, so wenig wie alle Bonner Kollegen.

⁶⁵ So – schon rückblickend – in seiner Antrittsrede bei Aufnahme in die Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften Düsseldorf, 23.1.1974, in: Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften, Mitteilungen 1974, S. 10–12.

⁶⁶ Vgl. zur Gültigkeit von Hintzes Methodik Skalweits pointierte Rezension in: HZ 184 (1957), S. 435.

⁶⁷ Zur Entwicklung seit etwa 1890 vgl. Gerhard OESTREICH, Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland, in: HZ 208 (1969), S. 320–363; ND in: DERS., Strukturprobleme der frühen Neuzeit. Ausgewählte Aufsätze, Berlin 1980, S. 57–95.

⁶⁸ Aus »Bielefelder Sicht«, aber thesenhaft und ohne archivalische Grundlage, Willi OBERKROME, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945, Göttingen 1993, S. 223–229; vgl. jedoch WERNER, Zwischen politischer Begrenzung und methodischer Offenheit (wie Anm. 55), Fn. 288; zu begrenzter Blick bei Lutz RAPHAEL, Von der Volksgeschichte zur Strukturgeschichte: Die Anfänge der westdeutschen Sozialgeschichte 1945–1968, in: *Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung* 12 (2002), S. 7–11 (hier weitere Aufsätze).

⁶⁹ Dies gilt auch für die österreichische Geschichtsforschung. Vgl. Fritz FELLNER, Geschichte als Wissenschaft. Der Beitrag Österreichs zu Theorie, Methodik und Themen der Geschichte der Neuzeit, in: DERS., *Geschichtsschreibung und nationale Identität*, S. 36–91, bes. S. 59–61, 72–74.

Die Erörterung methodischer Fragen blieb Spezialarbeiten vorbehalten⁷⁰. Die Tradition der Bonner Geschichtswissenschaft lag in der Distanz zur Philosophie⁷¹, von deren Bevormundung sich das Fach im 19. Jahrhundert befreit hatte, und im wissenschaftlichen Positivismus, wie ihn Braubach pflegte. Skalweit suchte dagegen die Auseinandersetzung mit der Geschichtsphilosophie, um die staatstheoretischen Entwürfe eines Thomas Morus, Jean Bodin⁷², Georg Wilhelm Friedrich Hegel und das Werk Jacob Burckhardts und Oswald Spenglers zu durchdringen.

Fachlich und persönlich nahe stand Skalweit Roland Mousnier (1907–1993), dem schulebildenden Sozialhistoriker der nichtmarxistischen Richtung (gegen Ernest Labrousse) an der Sorbonne und Spezialist des frühneuzeitlichen Ständestaats⁷³. Skalweit hat die Leistungen der französischen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschung in Rezensionen in der »Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte« eindringlich vorgestellt⁷⁴. In diese Richtung wiesen auch von ihm vergebene Dissertationsthemen über die Versorgung der französischen Armeen in Nordostfrankreich im 17. Jahrhundert⁷⁵ und über die Getreideversorgung von Paris und London in dieser Zeit⁷⁶.

Skalweit ordnete die Ergebnisse der seit den 1950er Jahren international expandierenden Ständegeschichte in den westeuropäisch-vergleichenden Rahmen ein⁷⁷. Insonderheit ging es um die Rolle der Stände bzw. *parlements* des Ancien Régime und ihren nicht unbedeutenden Anteil an der »Pré-Révolution française« (Jean Egret). Skalweit sah in den inneren Krisen der

⁷⁰ An Hintzes berühmte Abhandlung »Wesen und Wandlung des modernen Staates« (1931) anknüpfend Stephan SKALWEIT, Der »moderne Staat«. Ein Begriff und seine Problematik, Opladen 1975. ND in: DERS., Gestalten und Probleme (wie Anm. 59), S. 208–229; DERS., Der Beginn der Neuzeit. Epochengrenze und Epochenbegriff, Darmstadt 1982.

⁷¹ Vgl. HÜBINGER, Das Historische Seminar (wie Anm. 44), S. 155ff.

⁷² Bodins »Six livres de la république« haben ihn zeitlebens beschäftigt. Vgl. seine Rezension der Übersetzung, besorgt von Bernd WIMMER (München 1981–1986), in: VSWG 70 (1983), S. 560f., 74 (1987), S. 406f.

⁷³ Vgl. das Grundlagenwerk von Roland MOUSNIER, Les institutions de la France sous la monarchie absolue, 2 Bde., Paris 1974–1980. Vgl. auch DERS., Problèmes de méthode dans l'étude des structures sociales des seizième, dix-septième, dix-huitième siècles, in: REPGEN, SKALWEIT (Hg.), Spiegel der Geschichte (wie Anm. 62), S. 550–564.

⁷⁴ Vgl. Nachweise bei PAPE, Von Preußen nach Westeuropa (wie Anm. 1), Kap. IV.

⁷⁵ Bernhard R. KRÖNER, Les Routes et les Étapes. Die Versorgung der französischen Armeen in Nordostfrankreich (1635–1661). Ein Beitrag zur Verwaltungsgeschichte des Ancien Régime, Münster 1980.

⁷⁶ Angela KELLER, Die Getreideversorgung von Paris und London in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Bonn 1983.

⁷⁷ Vgl. seine Auseinandersetzung mit Francis L. CARSTEN, Princes and Parliaments in Germany from the Fifteenth to the Eighteenth Century, Oxford 1959, der in den deutschen Landstände die ersten Keime konstitutionellen Lebens sehen wollte, in: HZ 193 (1961), S. 661–665; dazu als Summa seiner Forschungen: États Généraux de France et Diètes d'Empire dans la pensée politique du 16^e siècle, in: Francia 12 (1984), S. 223–241.

absoluten Monarchie größere Herausforderungen für die Forschung als »auf dem seit Generationen bearbeiteten, zum klassischen Experimentierfeld historischen Scharfsinns gewordenen Gebiet der diplomatischen Geschichte der Epoche«⁷⁸. Dies wies über Braubachs Ansatz hinaus. Seine eigentliche Welt, die Skalweit vom preußischen Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Interessen fortführte, wurde immer mehr das Frankreich unter Katharina von Medici⁷⁹, Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV.⁸⁰ und das folgende Ancien Régime im eigentlichen Sinne. Sein besonderes Interesse galt dem sozialgeschichtlichen Hintergrund der Fronde, der politischen, das Land an den Rand der Anarchie bringenden Bewegung des Hochadels und des Pariser Parlaments gegen die staatliche Steuerpolitik während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. (1648–1653) und gegen das Regiment der Königin Anna und Kardinal Mazarins⁸¹. Die Fronde und ihre Vorgeschichte waren zwischen marxistischer und nichtmarxistischer Forschung heftig umstritten⁸². Skalweit traf sich in seinem Urteil mit Roland Mousnier, dessen Schule und deren Ergebnissen.

Dabei richtete Skalweit den Blick auf einen wenig erforschten Punkt: den Zusammenhang zwischen den konstitutionellen Vorstellungen der »Theoretiker« der Fronde und ihrem Ideal einer durch bestimmte Grundgesetze beschränkten Monarchie sowie der gleichzeitigen Revolution der Puritaner im England Oliver Cromwells und der Hinrichtung Karls I. Über den Zusammenhang von Fronde und englischer Revolution – der nur in der Hafen- und Provinzhauptstadt Bordeaux greifbar ist, wo Vertreter ihrer radikalsten Unterströmung, die Leveller, Einfluß auf die Vorgänge nahmen und eine radikaldemokratische Verfassung vorlegten⁸³ – und den Vergleich Englands und Frankreichs im 17. Jahrhundert hat er seine originellste Vorlesung gehalten. Er beleuchtete darin einen Teilaspekt der allgemeinen Krise des 17. Jahr-

⁷⁸ Stephan SKALWEIT, Das Zeitalter des Absolutismus als Forschungsproblem, in: DVLG 35 (1961), S. 298–315, hier S. 309; ND in: DERS., Gestalten und Probleme (wie Anm. 59), S. 108–130, hier S. 122.

⁷⁹ DERS., Art. »Caterina de' Medici«, in: Dizionario biografico degli italiani, Bd. 22, Rom 1979, S. 345–358.

⁸⁰ DERS., Political Thought, in: Francis CARSTEN (Hg.), The Ascendancy of France 1648–88, Cambridge 1961, S. 96–121.

⁸¹ DERS., Fronde und Revolution. Frankreich und der englische Verfassungskonflikt im 17. Jahrhundert (eingereicht für den XIII. Internationalen Kongreß der historischen Wissenschaften in Moskau 1970), bequem greifbar erst in: DERS., Gestalten und Probleme (wie Anm. 59), S. 92–107. Bei den Archivstudien in Paris unterstützte ihn sein Freund Georges Dethan, damals Conservateur aux archives du ministère des Affaires étrangères.

⁸² Die »Klassenfront«-These bei Boris PORSCHNEW, Die Volksaufstände in Frankreich vor der Fronde 1623–1648, Leipzig 1954, frz. Übers. Les soulèvements populaires en France de 1623 à 1648, Paris 1963; dazu kritisch u.a. Roland MOUSNIER, Fureurs paysannes. Les paysans dans les révoltes du XVII^e siècle (France, Russie, Chine), Paris 1967.

⁸³ Die Kapitulation der Stadt 1653 bezeichnet das Ende der Fronde.

hunderts, die Hugh Redwald Trevor-Roper um 1960 hervorgehoben hatte⁸⁴. Wie so manches aus Skalweits Forschung, dem das Schreiben angesichts hoch gesteckten Anspruchs stets eine Qual blieb, ist das nicht in eine lange geplante Monographie, allenfalls in Rezensionen eingeflossen und in von ihm betreute Dissertationen über die Fronde in Bordeaux⁸⁵ und Burgund⁸⁶ – Themen, für die Schüler nicht leicht zu gewinnen waren, weil sie neben Sprachkenntnis jahrelange Archivforschung im Nachbarland voraussetzten.

II.

Seinen ersten Ruf erhielt Skalweit 1957 nach Saarbrücken, wo er als Nachfolger von Jean-Baptiste Duroselle die gesamte Neuzeit zu vertreten hatte. Er hat die Jahre an der Saar später als »die schönste und fruchtbarste Phase meines akademischen Lebens« bezeichnet⁸⁷. Sein Vater, dem er mit zunehmendem Alter immer ähnlicher sah, hat den Karrieresprung noch erlebt. Stephan Skalweit sollte, wie der Dekan die Berufung begründete, »eine willkommene Brücke zwischen den französischen und deutschen Kollegen schlagen, wozu Saarbrücken der geeignete Ort zu sein scheint«⁸⁸. Eine solche Brücke war die 1957, im Jahr der Römischen Verträge, gegründete Kommission zur Erforschung der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen. In diese wurde Skalweit 1959 auf Vorschlag ihres Vorsitzenden Eugen Ewig zusammen mit Paul Egon Hübinger kooptiert, den er als neuzeitliches Pendant ausgleichen

⁸⁴ Hugh R. TREVOR-ROPER, The general crisis of the seventeenth-century, in: Past and Present 16 (1959), S. 31–64; dt. Übers. in: DERS., Religion, Reformation und sozialer Umbruch. Die Krisis des 17. Jahrhunderts, Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1970, S. 53–93; auch Trevor ASTEN (Hg.), Crisis in Europe 1560–1660. Essays from »Past and Present«, London 31969. Univ. ND 1970.

⁸⁵ Helmut KÖTTING, Die Ormée (1651–1653). Gestaltende Kräfte und Personenverbindungen der Bordelaiser Fronde, Münster 1983. Die Arbeit korrespondiert mit René PILLORGET, Les Mouvements insurrectionnels de Provence entre 1596 et 1715, Paris 1975, und bestätigte die These der Mousnier-Schule, daß in der Fronde nicht soziale Klassengegensätze zwischen Ober- und Unterschichten maßgebend waren, sondern die rivalisierenden Führungsgruppen (Amtsträger und Adel), die die Unterschicht für ihre Ziele instrumentalisierten.

⁸⁶ Heide GRONAU-CHENILLET, Le parlement de Dijon et la Fronde. Un corps face à la crise. Thèse de doctorat, présentée et soutenue le 24 mai 1991. Université de Bourgogne, Faculté des lettres et sciences humaines [o.O.o.J.] (Hauptgutachter war Jean Richard, membre de l'Institut; Skalweit war Jurymitglied bei der Soutenance/Verteidigung der Arbeit 1991 in Dijon).

⁸⁷ So gleichlautend an die Saarbrücker Kollegen Rolf Hachmann, 25.1.1988; Paul Stöcklein, 12.9.1973; Heinz-Otto Sieburg, 26.4.1978; UA Bonn, NL Skalweit.

⁸⁸ So Dekan Jacques Moreau [o.D.]; UA Bonn, PA Skalweit, UA.

sollte⁸⁹. Die Kommission wirkte auf Gründung und Ausbau einer Forschungsstelle in Paris hin, in deren Aufbau Skalweit über seinen in Paris arbeitenden Saarbrücker Habilitanden Hermann Weber zunächst indirekt, seit 1959 auch unmittelbar einbezogen war.

Die politische Voraussetzung für die Gründung des Pariser Instituts lag in dem entsprechenden Wunsch Konrad Adenauers begründet, der eine Anschubfinanzierung in Aussicht stellte. Die Errichtung des organisatorischen Rahmens und die finanzielle Absicherung lag aber schließlich in den Händen Paul Egon Hübingers, in den Jahren 1954 bis 1959 Leiter der Abteilung für kulturelle Angelegenheiten des Bundes im Bundesministerium des Inneren, während Eugen Ewig seine persönlichen Kontakte zu französischen Kollegen einbrachte. Im Grunde wiederholte sich das Verfahren beim Aufbau der diplomatischen Vertretung in Paris. Konrad Adenauer hatte den Kunsthistoriker Wilhelm Hausenstein als Generalkonsul entsandt, der als Kenner Frankreichs auf »psychologische Art«⁹⁰ für die junge Bundesrepublik um Vertrauen hatte werben⁹¹ und »beweisen« sollen, »daß aus dem Deutschland des Hitlerismus ein anderes Deutschland übriggeblieben war, das keinen Augenblick aufgehört hatte, ein anderes Deutschland zu sein«⁹².

Diesen Prozeß der Vertrauensbildung wünschte der Bundeskanzler auf der wissenschaftlichen Ebene nachvollzogen zu sehen⁹³. Das war nur mit einer Gelehrten generation ins Werk zu setzen, die sich mit dem Dritten Reich nicht kompromittiert hatte, nicht im Bann des borussozentrischen Geschichtsbildes stand, die, wie Hausenstein, in der französischen Sprache und Kultur beheimatet war, eine Neuausrichtung der deutschen Geschichtswissenschaft anstrebte und Adenauers Westbindungspolitik mittrug. Dies galt uneingeschränkt für den Kreis der Bonner Historiker und für die Gründungsmitglieder der Pariser Forschungsstelle – für Braubach⁹⁴, Hübinger⁹⁵, Ewig⁹⁶, auch für Theodor

⁸⁹ Vgl. Ewig an Braubach, 8.10.1959; UA Bonn, NL Braubach, Mappe 156.

⁹⁰ Konrad ADENAUER, *Erinnerungen 1945–1953*, Stuttgart 1965, S. 427.

⁹¹ Ähnlich verfuhr Adenauer bei Wiederaufnahme der zerrütteten Beziehungen mit Österreich; vgl. Matthias PAPE, *Ungleiche Brüder. Österreich und Deutschland*, Köln, Weimar, Wien 2000, S. 211–225, bes. S. 218–221.

⁹² HAUSENSTEIN, *Pariser Erinnerungen* (wie Anm. 45), S. 35; hier auch eine subtile Charakterstudie Konrad Adenauers, S. 69–83; Hausenstein, in jungen Jahren Sozialist, war Konvertit und nach 1945 Mitarbeiter des »Hochland«; vgl. Peter M. REUSS, *Die Mission Hausenstein (1950–1955). Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg*, Sinzheim 1995; Martin SCHIEDER, *Im Blick des anderen. Die deutsch-französischen Kunstbeziehungen 1945–1959*, Berlin 2005, S. 74ff.

⁹³ So bescheiden Hausenstein seine Arbeit 1950 in einem Zweizimmerappartement im Hotel Vouillemont in der Rue Boissy d'Anglas (vgl. seine Erinnerungen [wie Anm. 45], S. 38) beginnen mußte, so wenig luxuriös war auch die Forschungsstelle in der Rue du Havre untergebracht.

⁹⁴ Dessen Ansehen in Frankreich fand 1958 Ausdruck in der Ehrenpromotion an der Universität Clermont-Ferrand. Ewig an Braubach, 3.12.1958: »Ich bin überzeugt, daß da-

Schieffer in Köln, als Sekretär der Piusstiftung und Editionsleiter der *Gallia Pontificia* 1966 in den Beirat des Pariser Instituts kooptiert⁹⁷. Sie hatten als Zentrumsanhänger nicht in einer (deutschnationalen) Fundamentalopposition zur Weimarer Republik gestanden – wie auch Skalweit nicht.

Seine Berufung von Berlin, wo er seit 1963 den ersten für das Fachgebiet Frühe Neuzeit ausgewiesenen Lehrstuhl bekleidete, nach Bonn im Jahr 1964 auf einen im Zuge des Hochschulausbaus neu errichteten Lehrstuhl entsprach gewiß Braubachs, aber noch mehr Hübingers Wunsch, einen neuen Schwerpunkt in der Frankreich-Forschung zu bilden⁹⁸. Denn im selben Jahr wurde auch Eugen Ewig – vom interdisziplinären Ansatz der rheinischen Landesgeschichte geprägt und eminenter Kenner des merowingisch-fränkischen Frühmittelalters⁹⁹ – von Mainz nach Bonn berufen. Im Jahr 1964 wurde außerdem das Institut français, bereits 1952 in Bonn gegründet und älteste Scharnierstelle des deutsch-französischen Austauschs im Rheinland, zum Französischen Kulturinstitut an der Universität Bonn erhoben und dadurch enger mit der Universität verbunden. Schließlich betrieb Hübinger 1968 die Berufung Edith Ennens – auch sie von Levisons Präzision in der Quellenkritik geprägt, Absolventin des Dahlemer Instituts für Archivwissenschaft (1934/35), couragiert im Dritten Reich und, wie Skalweit, zuerst an die kleine Universität des Saarlandes berufen – als Protagonistin der vergleichenden westeuropäischen Städteforschung in die Leitung des Instituts für geschichtliche Landeskunde nach Bonn, ihre alte Zieh- und Pflanzstätte¹⁰⁰. In dieses Tableau fügte sich das traditionsreiche Romanische Institut ein. Skalweit pflegte unter den Historikern bald den engsten Kontakt zu den Bonner Romanisten. So standen die neue Profilierung des Historischen Seminars¹⁰¹ und die Gründung des Deutschen Historischen Instituts in Paris in einem unmittelbaren sachlichen und zeitlichen Zusammenhang.

durch unsere gemeinsame Arbeit in Paris gefördert wird«; UA Bonn, NL Braubach, Mappe 156.

⁹⁵ Vgl. seine programmatischen, um 1950 erschienenen Aufsätze, die das Mittelalter-Bild von seinen nationalen Vorzeichen lösten und die Quellen zum Problem der Rheingrenze neu sichten, in: HÜBINGER, *Ausgewählte Aufsätze* (wie Anm. 49).

⁹⁶ Quellenkritische Korrekturen des Bildes von Ulrich PFEIL, Eugen Ewig. Ein rheinisch-katholischer Historiker zwischen Deutschland und Frankreich, in: François BEILECKE, Katja MARMETSCHKE (Hg.), *Der Intellektuelle und der Mandarin*. Für Hans Manfred Bock, Kassel 2005, S. 527–552, in dem Ewig dem rheinisch-separatistischen Lager zugeordnet erscheint, bei PAPE, *Von Preußen nach Westeuropa*, Kap. III (wie Anm. 1).

⁹⁷ Vgl. Protokoll der Beiratssitzung vom 9.11.1966; UA Bonn, NL Braubach, Mappe 156.

⁹⁸ Vgl. Protokoll der Berufungskommission, 3.6.1964; UA Bonn, PF 77–136, UA.

⁹⁹ Vgl. den Beitrag von Reinhold Kaiser in diesem Band.

¹⁰⁰ Vgl. Franz IRSIGLER, Edith Ennen zum Gedenken, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 64 (2000), S. IX–XVI.

¹⁰¹ Den Gegenpol bildete hier Walther Hubatsch, seit 1956 in Bonn. Dazu PAPE, *Von Preußen nach Westeuropa* (wie Anm. 1), Kap. V.

Beides beruhte auf der Konzeption Paul Egon Hübingers¹⁰². 20 Jahre nach Kriegsende und 30 Jahre nach Beginn seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Nachbarland¹⁰³ hatte sich »dank glücklicher Umstände«¹⁰⁴ seine Vision erfüllt, die Erforschung der deutsch-französischen Beziehungen¹⁰⁵ auf eine dauerhafte institutionelle Grundlage zu stellen. Als Ministerialdirektor im Bundesinnenministerium – die ihm wohl vertraute Gestalt Professor Friedrich Althoffs, des durchsetzungsstarken Ministerialdirektors, Leiters der Hochschulabteilung in der preußischen Unterrichtsverwaltung und Gründers von Universitäten und Instituten, vor Augen¹⁰⁶ – gelang es ihm mit viel »Elan, die Prinzipien der wissenschaftlichen Selbstverwaltung und der staatlichen Wissenschaftspflege in Einklang zu bringen«¹⁰⁷ und dies auf die Konstruktion der Pariser Forschungsstelle zu übertragen. Die Selbstverwaltung lag faktisch in den Händen der Bonner Historiker. Sie waren allesamt Romanisten und hatten in Paris studiert, Braubach war in Metz geboren und im Elsaß aufgewachsen, ihre geistige Heimat lag zwischen Rhein und Loire, und Frankreich war ihre Urlaubsoase.

Hübinger, als persönlicher Referent des Oberpräsidenten der Nord-Rheinprovinz im Sommer/Herbst 1945 und als Abteilungsleiter in einem grossen Ministerium im politischen und administrativen Geschäft erfahren und gewandt, wußte ebenso Großprojekte in den Geisteswissenschaften auf den Weg zu bringen wie in der Diskussion das Florett zu führen. Eugen Egwig wußte Menschen für sich einzunehmen und die zaghafte Öffnung der französi-

¹⁰² Sein wissenschaftspolitisches und gelehrtes Werk mit einem besonderen Akzent auf der Wissenschaftsgeschichte war auf der Tagung, für die dieser Beitrag verfaßt wurde, nicht Gegenstand eines gelehrten Vortrags. Es kann hier nur skizziert werden.

¹⁰³ Vgl. Paul Egon HÜBINGER, *Die weltlichen Beziehungen der Kirche von Verdun zu den Rheinlanden*, Bonn 1935; DERS., *Lothringen*, in: Theodor MAYER (Hg.), *Der Vertrag von Verdun 843*, Leipzig 1943, S. 101–115; ND in: HÜBINGER, *Ausgewählte Aufsätze* (wie Anm. 49), S. 171–184.

¹⁰⁴ So Hübinger selbst im Vergleich mit Finkes Anregung von 1901, in Paris »eine wissenschaftliche Zentrale« zu errichten; auch zu dessen ähnlich gelagerten Bemühungen in Madrid Paul Egon HÜBINGER, Heinrich Finke, in: *Westfälische Lebensbilder*, Bd. 13, Münster 1985, S. 156–192, hier S. 183. ND in: DERS., *Ausgewählte Aufsätze* (wie Anm. 49), S. 630–657, hier S. 650. Finkes Lebensbild, dem sich Hübinger im hohen Alter hingebungsvoll gewidmet hat, enthält verhüllte Aussagen über ihn selbst und seinen Vater, Schüler Georg von Belows.

¹⁰⁵ Dazu jüngst die Beiträge bei Klaus SCHWABE (Hg.), *Konrad Adenauer und Frankreich 1949–1963. Stand und Perspektiven der Forschung zu den deutsch-französischen Beziehungen in Politik, Wirtschaft und Kultur*, Bonn 2004.

¹⁰⁶ Vgl. die vielfache Bezugnahme auf Althoff, 1882–1907 im Amt und auch in Bonn von erheblichem Einfluß auf Berufungen (u.a. von Karl Lamprecht, der gegen die »Juggrankeaner« den Methodenestreit entfesselte) und auf Forschungsausrichtung, in Hübingers wissenschaftsgeschichtlichen Abhandlungen.

¹⁰⁷ K[arl] K[ORN], Paul Hübinger. Zu seinem Ausscheiden aus dem Bundesinnenministerium, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 7.9.1959. Hier auch zu Hübingers Initiativen (u.a. öffentliche Sitzungen – so bis heute – der Mitglieder des Ordens »Pour le Mérite«).

schen Kollegen gegenüber dem östlichen Nachbarland zu befördern. Dabei begriff er Frankreich im Lichte seiner Frühgeschichte und im Zeichen des »Rex christianissimus«¹⁰⁸ und sah über den seit der Dritten Republik ausgeprägten Laizismus hinweg. Bezüglich Skalweit ist festzuhalten, daß ihn sein Realitätssinn vor jeder Idealisierung bewahrte. Er wog ab und suchte, nicht zuletzt in Gremien, gegensätzliche Auffassungen auszugleichen und persönliche Animositäten, wie sie unter Gelehrten leicht entstehen, zu »versachlichen«¹⁰⁹; er zog die indirekte Aussage vor, war aber kein »Tat-Mensch«. Da er zudem unter den Bonner Kollegen das eleganteste Französisch sprach, war er der geborene Mediator im deutsch-französischen Historikerdialog.

So glichen sich die gewissen Unterschiede in Weltbild und Temperament der Bonner Kollegen aus und liefen in einem Punkt zusammen: dem tiefen Interesse für die französische Sprache, Kultur und Geschichte und in dem Willen, bei deren Erforschung von deutscher Seite aus einen Neuanfang zu wagen. Dabei war ihre Grundauffassung weniger von Rankes außenpolitischer Betrachtung als mehr von Burckhardts kulturgeschichtlicher Diagnose bestimmt. Sie suchten das die Völker Westeuropas Verbindende jenseits des Staatlich-Politischen.

Nach Theodor Schieffer eröffnete Skalweit 1960 den Reigen der Jahresvorträge in der Pariser Forschungsstelle, jener mit einem damals zentralen mediävistischen¹¹⁰, dieser mit einem neuzeitlichen Thema über »Le roi très chrétien et les protestants allemands«¹¹¹, das einen kardinalen Punkt der deutsch-französischen Beziehungen in der Reformationszeit behandelte. Das erste deutsch-französische Kolloquium der Forschungsstelle ging über den Stand der sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschung beider Länder und fand 1961 an Skalweits Universität in Saarbrücken statt. Aus Paris waren dazu Fernand Braudel, einer der führenden Köpfe der Annales-Gruppe an der sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Sektion der École pratique des hautes études, und Jacques Le Goff eingeladen. Ewig hatte dafür bei Braudel vorgefühlt und

¹⁰⁸ Vgl. Eugen EWIG, Zum christlichen Königsgedanken im Frühmittelalter, in: Das Königtum. Seine geistigen und rechtlichen Grundlagen (Mainauvortrag 1954), Konstanz 1956, S. 7–73. Der Vortrag korrespondiert indirekt mit Skalweits Vortrag von 1956 über das Herrscherbild des 17. Jahrhunderts (wie Anm. 63).

¹⁰⁹ So oft genug gegenüber dem Verfasser.

¹¹⁰ Theodor SCHIEFFER, Cluny et la querelle des Investitures, in: Revue historique 225 (1961), S. 47–72. Die Thematik eignete sich in besonderer Weise für den deutsch-französischen historischen Dialog. In diesem forschungsgeschichtlichen Kontext entstanden am Bonner Seminar Paul Egon HÜBINGER, Die letzten Worte Papst Gregors VII., Opladen 1973 und Rudolf SCHIEFFER, Spirituales latrones. Zu den Hintergründen der Simonieprozesse in Deutschland zwischen 1069 und 1075, in: Historisches Jahrbuch 92 (1972), S. 19–60; schließlich DERS., Die Entstehung des päpstlichen Investiturverbots für den deutschen König, Stuttgart 1981.

¹¹¹ Vgl. u. Anm. 163.

sich mit Skalweit abgestimmt¹¹². Mit Gründung des Deutschen Historischen Instituts wurde Skalweit in den wissenschaftlichen Beirat berufen; dieser nominierte Skalweit 1965 für die Leitung des Instituts. Skalweit lehnte ab, war er doch erst gerade an die Universität Bonn zurückgekehrt. Er sehnte sich nach einem ruhigen Arbeitsklima, das am Rhein lockte, während an der Seine Ungewißheit lauerte, die er nicht mochte.

Das Bonner Historische Seminar bildete das Pendant des Pariser Instituts, es wurde zum Zieh- und Sorgenkind von Hübinger, Braubach, Ewig, Skalweit und Schieffer in Köln. Sie beriefen 1968 den Saarländer Karl Ferdinand Werner von der Universität Mannheim in die Leitung, nachdem sie aus ihren eigenen Reihen einen anderen nicht aufzubieten hatten¹¹³. Werner nahm das Institut ebenso energisch wie streitbar in die Hand und scheute darüber nicht den Konflikt mit Hübinger.

Dieser achtete bei Gründung und Weiterentwicklung des Instituts darauf, daß in Frankreich erst gar keine »unliebsamen Erinnerungen«¹¹⁴ an vergleichbare Initiativen im besetzten Frankreich nach 1940 aufkommen konnten¹¹⁵. Der Einfluß der Bonner Historiker erklärt die zunächst primär mediävistisch-frühneuzeitliche Ausrichtung der Forschung am Pariser Institut. Ewig hatte die Vorbehalte einiger französischer Kollegen, vor allem des einflußreichen Pierre Renouvin, gegen die Einbeziehung der neueren Geschichte angesichts drohender Kontroversen vernommen und geraten, solche »Bedenken« mit Hilfe französischer Kollegen »vorsichtig aus dem Wege [zu] räumen«¹¹⁶. In der Institutsarbeit wirkten mit Blick auf die geistige Physiognomie der Bonner Historiker Ansätze nach, die in die Zwischenkriegszeit zurückreichten, trotz oder wegen der französischen *pénétration pacifique* im Rheinland nach 1918¹¹⁷.

¹¹² Ewig an Braubach, 26.7.1960; UA Bonn, NL Braubach, Mappe 156.

¹¹³ Vgl. Protokoll über die Beiratssitzung im Bundesforschungsministerium am 17.7.1965, *ibid.*; vgl. auch oben Anm. 36.

¹¹⁴ Vor allem, als sein Bonner Kollege Herbert von Einem die Angliederung einer kunsthistorischen Abteilung vorschlug, nachden 1940 eine solche zeitweise dem von Karl Epting geleiteten Deutschen Institut Paris angegliedert worden war. Vgl. Ewigs Protokoll der Kommissionssitzung vom 10.12.1960 mit Ergänzung vom 20.1.1961, *ibid.* Hübinger strebte später zusammen mit Ewig und den übrigen Kollegen an, eine Forschungsstelle für einen Kunsthistoriker am Institut zu errichten. Vgl. Protokoll, 20.6.1963, *ibid.*

¹¹⁵ Vgl. Conrad GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut in Paris während des Zweiten Weltkrieges, in: *Francia* 19/3 (1992), S. 109–128.

¹¹⁶ An Braubach, 11.7.1956; UA Bonn, NL Braubach, Mappe 156.

¹¹⁷ Dazu Hübingers Vorbemerkungen in seiner Abschiedsvorlesung von 1985: Die »Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik« im Licht von Verfassungsstruktur und Staatsidee des mittelalterlichen Deutschland und Frankreich, in: HÜBINGER, *Ausgewählte Aufsätze* (wie Anm. 49), S. 223–239, hier S. 223f. Hübinger pointierte den Wandel der Staatsidee, zu dem er die französische Ausdehnungspolitik in Beziehung setzte.

Zu nennen ist der aus der Pfalz gebürtige Romanist und Kulturphilosoph Hermann Platz, der Lehrer Eugen Ewigs am Beethoven-Gymnasium und Honorarprofessor für französische Geistes- und Kulturgeschichte an der Universität Bonn. Er war, noch aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, mit Robert Schuman und Heinrich Brüning befreundet, pflegte den Kontakt mit Marc Saignier und dem »Sillon«, mit Romano Guardini und dem »Quickborn« sowie mit Freunden in der »Liturgischen Bewegung« in der Benediktinerabtei Maria Laach bei Koblenz¹¹⁸, dem deutschen Pendant der Abtei Solesmes¹¹⁹. Dem Konvent gehörten gelehrte Mönche an, die sich neben der katholischen Theologie in Bonn in der Geschichtswissenschaft qualifiziert hatten¹²⁰. Hermann Platz war nach 1918 beständiger Brückenbauer zwischen beiden Ländern gewesen¹²¹. Auf Anregung Robert Schumans war er 1945 zum Leiter der Kulturabteilung im Oberpräsidium der Nord-Rheinprovinz ernannt worden¹²², zu derselben Zeit, als Hübinger dort als Referent des Oberpräsidenten arbeitete.

Zu nennen ist ferner der Elsässer Ernst Robert Curtius, der in jungen Jahren London und Paris kennengelernt, danach Spanien bereist und die modernen Autoren Frankreichs, Englands und Spaniens – Marcel Proust, Paul Valéry, André Gide, James Joyce, Thomas Stearns Eliot, Miguel de Unamuno, José Ortega y Gasset – in seinen Vorlesungen bereits nach Ende des Ersten Weltkriegs vorgestellt hatte¹²³. Das war nach den demütigenden Friedensbedingungen von Versailles, der Ausweisung aller Beamten und ihrer Familien, auch der Straßburger Professoren, aus Elsaß-Lothringen (150 000 Deutsche) und angesichts der Drangsalierung der Zivilbevölkerung im französisch besetzten Bonn ein Wagnis gewesen. Im Jahr 1950 formulierte er: »Was Dichtung sein kann, lernt man an der Antike, an Spanien, England, Deutschland besser. Aber

¹¹⁸ Konrad Adenauer, Konabiturient des Laacher Abts Ildefons Herwegen, hatte nach seiner Amtsenthebung 1933 ein Jahr lang in Maria Laach Zuflucht gefunden. Vgl. Hans-Peter SCHWARZ, Adenauer. Der Aufstieg: 1876–1952, Stuttgart 1986, S. 356–362.

¹¹⁹ Vgl. als Grundschrift Prosper GUÉRANGER, *L'année liturgique*, 9 Bde., Le Mans 1841–1866 [viele Neuaufl.], dt. Übers. Das Kirchenjahr, 15 Bde., Mainz 1874–1902.

¹²⁰ Darunter P. Paulus Volk und P. Hieronymus Frank, die mit Hübinger im Austausch standen. Ins Bild gehören ebenso die anlässlich einer Reise zur Pariser Weltausstellung 1937 entstandenen Reflexionen des Laacher Mönchs, Frontoffizier von 1914/18, Theodor BOGLER, *Tagebuch einer Frankreichfahrt*, Köln 1938.

¹²¹ Vgl. Hermann PLATZ, *Geistige Kämpfe im modernen Frankreich*, München 1922.

¹²² Vgl. Vincent BERNING, Hermann Platz, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 20, Berlin 2001, S. 519–521 (hier weitere Literatur).

¹²³ Auf Levison und Curtius als ältere Erforscher der fränkischen und rheinischen Geschichte bzw. französischen Literatur, deren »Namen« »zugleich für das Streben nach Wahrheit und geistiger Universalität« stünden, »dem sich die Kommission verpflichtet fühlt«, berief sich Eugen Ewig im Vorwort zum ersten Band der vom Pariser Institut herausgegebenen »Pariser Historischen Studien« in: Rolf SPRANDEL, Ivo von Chartres und seine Stellung in der Kirchengeschichte, Stuttgart 1962.

was Literatur ist, lernt man nur an Frankreich«¹²⁴. Er war neben Levison der wichtigste Lehrer Hübingers, der mit dem Werk von Gide und Joyce intim vertraut war.

Zu nennen sind auch Fritz Kern, der 1931 den Plan eines Handbuchs der deutsch-französischen Beziehungen entworfen hatte¹²⁵, und Max Braubach, der die Abkehr von dem preußen- und staatsbezogenen Geschichtsbild seit den 1930er Jahren samt einer neuen Sicht auf die katholischen Reichsstände vor der Revolution und Säkularisation eingeleitet hatte, freilich ebenso entschieden jeder einseitigen Parteinahme für das »Dritte Deutschland« entgegentrat¹²⁶. Auf dieser Linie blieb auch Skalweit.

III.

Skalweit wirkte im Jahrzehnt nach 1947 und erneut seit 1964 an einer Universität, deren Gebäude, die ehemalige kurfürstliche Residenz, von Robert de Cotte, dem Erbauer großer Teile der Schloßanlage von Versailles, entworfen worden war, worauf Skalweit in seinen Vorlesungen gebührend hinwies. Die Philosophische Fakultät stand mittelbar in der katholischen Wissenschaftstradition ihrer Vorgängergründung, der Maxischen Akademie vor dem Untergang des Ancien Régime, die Braubach erforschte¹²⁷. Der Schwerpunkt der Fakultät lag in den philologisch-historischen Fächern, die durch einen großen Kranz von Lehrstühlen vertreten waren. Dabei bot sich die katholische Gelehrsamkeit, die bis zum Ende der Monarchie, wie überall in Preußen so auch in Bonn, mit kulturkämpferischen Ressentiments konfrontiert gewesen war¹²⁸, in den 1950er und 60er Jahren in einer späten Blüte in glänzender Form dar: durch Hübinger, Ewig, den Staufer-Forscher Carl Arnold Willemsen, den Alt-historiker Johannes Straub, den Kunsthistoriker Heinrich Lützeler und den

¹²⁴ Ernst Robert CURTIUS, *Kritische Essays zur europäischen Literatur*, Bern 1950. ND Frankfurt a.M. 1984, Vorwort. Vgl. Wolf-Dieter LANGE (Hg.), »In Ihnen begegnet sich das Abendland«. Bonner Vorträge zur Erinnerung an Ernst Robert Curtius, Bonn 1990.

¹²⁵ Vgl. Ingrid VOSS, *Deutsche und französische Geschichtswissenschaft in den dreißiger Jahren*, in: Hans Manfred BOCK [u.a.] (Hg.), *Entre Locarno et Vichy. Les relations culturelles franco-allemandes dans les années 1930*, Paris 1993, S. 417–438, hier S. 417–420.

¹²⁶ Vgl. Braubachs Rezension zu Karl Otmar Frhr. von ARETIN, *Heiliges Römisches Reich 1776–1806*, Wiesbaden 1967, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 33 (1969), S. 534–540.

¹²⁷ Vgl. Max BRAUBACH, *Die erste Bonner Hochschule. Maxische Akademie und Kurfürstliche Universität 1774/77 bis 1798*, Bonn 1966.

¹²⁸ Dazu am Beispiel seines Lehrers und dessen Zurücksetzungen vor seiner Berufung nach Bonn im Jahr 1903: Max BRAUBACH, Aloys Schulte – Kämpfe und Ziele, in: *Historisches Jahrbuch* 78 (1959), S. 82–109.

Kirchenhistoriker Hubert Jedin¹²⁹ – sodann durch das der Universität 1955 angegliederte Franz Joseph Dölger-Institut für die Erforschung des Verhältnisses von Antike und Christentum¹³⁰, die Edition der *Acta Conciliorum Oecumenicorum* unter Straubs Ägide und die in Bonn seit 1962 residierende Kommission für Zeitgeschichte zur Erforschung des politischen und sozialen Katholizismus seit dem 19. Jahrhundert¹³¹.

Nicht wenige Mitglieder der Fakultät waren durch lange Aufenthalte in Rom, Unteritalien und Paris geprägt, insofern fügte sich Skalweit harmonisch ein. Sie sahen Welt und Geschichte in universaler Weite, die Rheinländer waren seit dem »Kölner Kirchenstreit« von 1837/40, »Kulturkampf« und NS-Kirchenkampf geprägt von dem seelischen Zwiespalt zwischen patriotischem Empfinden und Treue zu ihrem Glauben und ihrer Kirche. Ihr historischer Bezugspunkt war die römische Antike, auf deren Fundamenten sich Köln und Bonn erhoben, insonderheit die Spätantike und deren Rezeption über Dante bis Goethe. Ein Standardwerk für die philologischen Fächer der Bonner Philosophischen Fakultät, das die Bauelemente der europäischen Bildungsgeschichte enthält, blieb bis in die 1980er Jahre Ernst Robert Curtius' »Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter«¹³². In diesem Sinne und nicht in dem plakativen Sprachgebrauch von Politik und Publizistik im Kalten Krieg¹³³ ging es um die »christlich-abendländischen« Grundlagen der Kultur Europas.

Das Bonner Historische Seminar profilierte sich durch Braubach, Skalweit und Konrad Repgen, dieser aus Saarbücken 1967 in die Nachfolge Braubachs berufen, zu einem Zentrum der Frühneuezeitforschung, nicht zuletzt durch die – wiederum auf Betreiben Hübingers – 1957 in Gang gesetzte Edition der *Acta Pacis Westphalicae*¹³⁴ samt den daraus hervorgegangenen Dissertationen und

¹²⁹ Lützel war aus politischen, der aus Oberschlesien stammende Jedin aus rassischen Gründen nach 1933 diskriminiert worden. Vgl. HÖPFNER, Vertriebene Hochschullehrer (wie Anm. 49), S. 480 (zu Lützel). Hubert JEDIN, Lebensbericht. Mit einem Dokumentenanhang hg. von Konrad REPGEN, Mainz 1984.

¹³⁰ Hier liegt seitdem die Redaktion des Reallexikons für Antike und Christentum (seit 1950) und des Jahrbuchs für Antike und Christentum (seit 1958).

¹³¹ Den Vorsitz führte bis 1977 und von 1980 bis 1993 Konrad Repgen. Die »Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte« zählen inzwischen über 150 Bände.

¹³² Bern 1948, 91978; daran vielfach anknüpfend Paul Egon HÜBINGER, Spätantike und frühes Mittelalter. Ein Problem historischer Periodenbildung, in: DVLG 26 (1952), S. 1–48. ND in: DERS. (Hg.), Zur Frage der Periodengrenze zwischen Altertum und Mittelalter, Darmstadt 1969, S. 145–205.

¹³³ Dazu PAPE, Ungleiche Brüder (wie Anm. 91), Kap. III: Reich – Europa – Abendland; DERS., Lechfeldschlacht und NATO-Beitritt (wie Anm. 50).

¹³⁴ Hübinger leitete dafür als Ministerialdirektor die Gründung der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte ein. Sie stand bis 2002 unter Leitung von Konrad Repgen. Skalweit wirkte in der Vereinigung von Anfang an mit, von 1971 bis 1996 als stellvertretender Vorsitzender.

eigener Schriftenreihe¹³⁵. Ein Teilergebnis der Forschungen¹³⁶ war die Revision des Bildes der Politik Frankreichs gegenüber Kaiser und Reich. Eine jüngere Forschergeneration betonte nun den »defensiven Charakter« von Richelieus Politik vor dem Übergang zum »offenen Krieg« 1635. Danach habe der *principal ministre* zwar mit der Politik der »Passagen« und »Pforten« »Faustpfänder« für die späteren Friedensvertragsverhandlungen gewinnen wollen, »wohl auch« »wirkliche Annexion« beabsichtigt (Metz, Toul, Verdun). Richelieu habe aber nicht, einem »festen Programm« folgend, auf Grenzerweiterungen und Gebietsarrondierungen hingearbeitet¹³⁷. Den künftigen Frieden habe Richelieu durch »wechselseitige Garantieverpflichtung aller Signatarmächte«, durch ein »System kollektiver Sicherheit« und »gegenseitige Beistandspflicht« abstützen wollen¹³⁸. Vom »System Richelieu« war nicht mehr die Rede.

Es scheint so, daß diese Revision des Geschichtsbildes von der westdeutschen *raison d'État* begünstigt worden war, hatte doch Konrad Adenauer schon in seinem ersten Interview als Bundeskanzler ausgeführt¹³⁹:

Es nützt nichts, daß wir tatsächlich ungefährlich sind, sondern es kommt darauf an, ob Frankreich uns für gefährlich hält. Die Psychologie hinkt immer hinter der realen geschichtlichen Entwicklung her. Ob uns das heutige französische Sicherheitsbedürfnis überholt vorkommt, ob es tatsächlich überholt ist, dies alles ist nicht entscheidend. Auch wenn Frankreich sich im Irrtum befindet, so ist sein Verlangen nach Sicherheit doch psychologisch vorhanden und also eine politische Tatsache, mit der wir zu rechnen haben.

Das historische Urteil war nun in manchem »zeitgeistgeprägt«¹⁴⁰, wenn Fritz Dickmann¹⁴¹, Hermann Weber¹⁴² und bald eine ganze Forschungsrichtung¹⁴³

¹³⁵ Deren erster Band enthielt Vorträge von Jean Meuvret, Fritz Dickmann, Roland Mousnier, Alphonse Dupront, Hermann Weber u. Kurt von Raumer einer gemeinsamen Tagung der Kommission zur Erforschung der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen und der Bonner Vereinigung in Münster 1963: Forschungen und Studien zur Geschichte des Westfälischen Friedens, Münster 1965.

¹³⁶ Vgl. als Bilanz Konrad REPGEN, Der Westfälische Friede: Ereignis und Erinnerung, in: HZ 267 (1998), S. 615–647; DERS., Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Friede. Studien und Quellen, hg. von Franz BOSBACH, Christoph KAMPMANN, Paderborn 1998.

¹³⁷ So Fritz DICKMANN, Rechtsgedanke und Machtpolitik bei Richelieu. Studien an neu entdeckten Quellen, in: HZ 196 (1963), S. 265–319, hier S. 282f. ND in: DERS., Friedensrecht und Friedenssicherung. Studien zum Friedensproblem in der Geschichte. Göttingen 1971, S. 36–78, 160–171, hier S. 50f.

¹³⁸ Ibid., S. 308f.; DERS., Der Westfälische Frieden, Münster 1959 [u.ö.], S. 157–163 und passim (so zuerst der italienische Völkerrechtler Mario Toscano 1939).

¹³⁹ Die Zeit, 3.11.1949.

¹⁴⁰ Vgl. Peter-Michael HAHN, Frankreich und das Reich während des 17. Jahrhunderts im Spiegel der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts, in: HZ 247 (1988), S. 53–94, hier S. 89.

¹⁴¹ Skalweits Wertschätzung für dessen Forscherleistung drückte sich in dem von ihm verfaßten Nekrolog aus: Fritz Dickmann, in: HZ 211 (1970), S. 257–259.

¹⁴² Vgl. Hermann WEBER, Richelieu et le Rhin (Jahresvortrag 1967 am Deutschen Historischen Institut Paris), in: Revue historique 486 (1968), S. 265–280; DERS., Vom verdeck-

argumentierten, wichtig sei mit Blick auf 1648 nicht, wie weit »ein berechtigtes Sicherheitsbedürfnis« Frankreichs und Schwedens bestanden habe und »ob sie sich durch den Aufstieg der kaiserlichen Macht im Dreißigjährigen Kriege wirklich bedroht fühlen durften«. »Uns genügt, daß es subjektiv vorhanden war und ein wesentliches Motiv der Politik Schwedens und Frankreichs bildete«¹⁴⁴. Skalweit hielt sich indessen wie Braubach¹⁴⁵ und Hübinger¹⁴⁶ von Aktualisierungsversuchen stets fern, ja widersetzte sich ihnen: »Ein tieferes historisches Interesse« erschöpfe »sich nicht im Aufspüren der echten oder vermeintlichen Aktualität einzelner Epocheninhalte. Geschichte hat die Identität abgelaufener Perioden gerade auch in ihrem Anderssein zu erweisen«¹⁴⁷. Zwar vermittelte Skalweit in seinen Kollegs das neue Richelieu-Bild, sprach aber vorsichtig davon, »daß man [heute] in dem großen Friedenswerk von 1648 nicht nur den Abschluß eines Zersetzungsprozesses zu erkennen meint, sondern auch Elemente einer neuen Ordnung von zukunftsweisender Bedeutung«¹⁴⁸. Die politologische Begrifflichkeit, die Richelieus Denken in den Bahnen »kollektiver Sicherheit« sah, kam nicht über seine Lippen.

Skalweit förderte aus dieser Epoche ein weiteres großes Editionsprojekt als Mitglied, nach Roland Mousnier seit 1977 auch als Präsident der von französischen und deutschen Historikern gegründeten *Commission internationale pour l'édition des sources de l'histoire européenne*¹⁴⁹. Sie gab, unterstützt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, seit 1975 die Akten zur Politik Richelieus

ten zum offenen Krieg. Richelieus Kriegsgründe und Kriegsziele 1634/35, in: Konrad REPPEN (Hg.), *Krieg und Politik 1618–1648*, München 1988, S. 203–217.

¹⁴³ Vgl. Klaus MALETTKE, *Frankreich, Deutschland und Europa im 17. und 18. Jahrhundert. Beiträge zum Einfluß französischer politischer Theorie, Verfassung und Außenpolitik in der Frühen Neuzeit*, Marburg 1994, S. 275–285.

¹⁴⁴ DICKMANN, *Der Westfälische Frieden* (wie Anm. 138), S. 149.

¹⁴⁵ Vgl. Nachweise bei HAHN, *Frankreich und das Reich* (wie Anm. 140), S. 85.

¹⁴⁶ Vgl. *ibid.*, S. 84.

¹⁴⁷ So in seiner – überhaupt einzigen – Kontroverse mit Annette Kuhn (Pädagogische Hochschule Rheinland, Abteilung Bonn) über die Einordnung der englischen Revolution von 1640/49. Vgl. Skalweits Rezension, Replik Kuhns und Gegenreplik Skalweits in: *GWU* 26 (1975), S. 629–634, 696–702, 771–773, Zitat S. 634. Dazu im Hinblick auf Tendenzen in der Zeitgeschichtsschreibung in einem Dankschreiben an Georges-Henri Soutou (Paris), 17.11.1989; UA Bonn, NL Skalweit: Eine »Grundvoraussetzung historischer Erkenntnis liegt in der Bewertung und Beurteilung von Staatsmännern und Politikern, ihrer Motive, ihrer Konzepte und ihrer Entscheidungen aufgrund ihrer Verflechtung in einen spezifischen Zeitkontext und nicht im gegenwartsorientierten Rückblick auf eine spätere Entwicklung, die für die Mitlebenden [...] nicht vorauszusehen war«.

¹⁴⁸ So in seiner Vorlesung »Europa im Zeitalter Ludwigs XIV.«.

¹⁴⁹ Während Skalweits Präsidentschaft gehörten der 1968 gegründeten Kommission an: Dieter Albrecht (Regensburg), Georges Dethan (Paris), Arthur G. Dickens (London), Yves Durand (Nantes), Andreas Kraus (München), Georges Livet (Straßburg), Pr. Maravall (Madrid), Roland Mousnier (Paris), René Pillorget (Paris), Konrad Reppen (Bonn), Franco Valsecchi (Rom), Hermann Weber (Mainz).

in einer innen- und außenpolitischen Serie heraus¹⁵⁰. Das »größtenteils zum erstenmal publizierte Aktenmaterial« »erhärtete« die neuere Sicht auf die politischen Beziehungen des Prinzipalministers zu Kaiser und Reich und damit »einen von der Richelieu-Forschung zwar längst erkannten, aber noch nie auf so breiter Quellengrundlage ermittelten Tatbestand«¹⁵¹.

Am Bonner Historischen Seminar betrieb Max Braubach seine Forschung zur Reichspolitik im Zeitalter Ludwigs XIV. und Skalweit zum frühneuzeitlichen Europa. Auf Bitten der romanistischen Kollegen hielt er auch Spezialvorlesungen zur französischen Geschichte in mehreren Folgen von 1500 bis in die Dritte Republik, sein »Königsthema«. An deren Teilnahme samt Prüfungsgespräch waren die Romanistik-Studenten verpflichtet. Am liebsten las er jedoch, Otto Hintzes Vorbild folgend, über europäische Geschichte im vergleichenden Ansatz, indem er zwei oder drei große historische Räume innerhalb einer Epoche in Beziehung zueinander setzte, so über England und Frankreich im 17. bzw. 18. Jahrhundert. In Skalweits Hauptseminaren wurden vorzugsweise die Grundschriften der französischen und englischen Staatstheoretiker (Hobbes, Sully, Montesquieu, Sieyès, Constant, Renan), im Oberseminar die großen philosophisch-historischen Schriften (Thomas Morus, Hegel, Ranke, Burckhardt, Droysen, Dahlmann, Hintze) interpretiert, was Fremdsprachenkompetenz, Analysefähigkeit und Durchhaltewillen verlangte. Dies wirkte als »natürliche Barriere« gegenüber Vermassung und Nivellierung, die sich seit den frühen 1970er Jahren auch in Bonn abzeichnete, freilich am wenigsten in der Geschichtswissenschaft.

An diesem hohen Standard hielten auch Skalweits Kollegen fest. Paul Egon Hübinger widmete sich der französischen Rheinpolitik seit dem Frühmittelalter und der Erschließung der Handschriften des letzten Vagantendichters Heinrich von Avranches (um 1200), von denen er Mikrofilme aus England mitgebracht hatte, deren Transkription und Interpretation in den Seminaren ausgebrütet wurden. Eugen Ewig traktierte schwer lesbare Urkunden von Merowingern und Karolingern. Der Luxemburger Jean Schoos am landeskundlichen Institut hielt eine zeitlang Kollegs in französischer Sprache. Selbstverständlich bewegten sich auch die Assistenten der »Großordinarien« in Proseminaren und Übungen im fränkisch-französischen oder italienischen Fahrwasser, »wie Schaluppen im Kielwasser von Ozeandampfern« (Hübinger). In dieses »französische System« eingeordnet war das Institut français, bewußt in Bonn und nicht in Köln angesiedelt. Es residierte in unmittelbarer

¹⁵⁰ Vgl. Pierre GRILLON, *Les papiers d'État du Cardinal de Richelieu. À travers dépôts d'archives et collections particulières*, in: *Revue d'histoire diplomatique* 87 (1973), S. 5–24.

¹⁵¹ So Skalweit in seiner Einleitung zu: *Les papiers de Richelieu. Section politique extérieure. Correspondance et papiers d'État: Empire Allemand*, Bd. 1 (1616–1629), bearb. von Pierre GRILLON, Paris 1982, S. X–XII.

Nähe der Universität neben der Universitätsbibliothek. Skalweit war mit seinem langjährigen Direktor Jean Duga (1964–1973) aus Toulouse befreundet.

In der idyllisch gelegenen Residenz des französischen Botschafters auf Schloß Ernich über Remagen waren die Bonner Historiker gern gesehene Gäste. Botschafter François Seydoux de Clausonne, in Berlin geboren, »einsig bestrebt, »d'être utile«, dabei aber wenig in die Tiefe und dem Unangenehmen möglichst aus dem Wege gehend«, der Schwarm der »Bonner Damenwelt«, »Hofpoet der deutsch-französischen Freundschaft und Schönwettermacher«¹⁵², residierte gleich zweimal am Rhein (1958–1962, 1965–1970). Er nahm Bonn – anders als London, Rom oder Brüssel – als »Stadt der Gelehrsamkeit und Politik« wahr.¹⁵³ Seydoux versicherte Braubach gerne seiner »amitié fidèle«¹⁵⁴. Skalweit hat die Drucklegung der Aufsätze des Kulturattachés, des Germanisten René Cheval (1918–1986), dem der größte Mitarbeiterstab an der Botschaft zugeteilt war¹⁵⁵, posthum gefördert und eingeleitet.¹⁵⁶

Kurzum: Es war in den 1960er und 70er Jahren kaum möglich, als Student der Geschichte in Bonn Frankreich und seinen historisch-kulturellen Einfluß auf das östliche Nachbarland, insonderheit das Rheinland, zu ignorieren. Wer sich der romanischen Welt, ihrer Geschichte und Kultur, nicht zugetan fühlte, mußte sich unter den Schutz der Pax Westphalica bei Konrad Reppen oder unter die Fittiche des preußischen Adlers bei Walther Hubatsch begeben. Wer Geschichte als »Nebenfach« studierte, weil ihm anderes oder besseres nicht in den Sinn kam, stand bald vor einer Gewissensfrage.

Im Rückblick ist offensichtlich, wie das große politische Ziel der Ära Adenauer, die deutsche Geschichte in ihren westeuropäischen Bezügen zu verstehen¹⁵⁷, die Arbeit am Seminar unterschwellig geprägt hat, ohne daß Braubach, Hübinger, Ewig und erst recht nicht Skalweit ihr politisches Glaubensbe-

¹⁵² So Staatssekretär im Auswärtigen Amt Rolf LAHR, Zeuge von Fall und Aufstieg. Private Briefe 1934–1974, Hamburg 1981, Brief vom 4.1.1968, S. 480; vgl. auch PAPE, Ungleiche Brüder (wie Anm. 91), S. 284–286.

¹⁵³ François SEYDOUX, Botschafter in Deutschland. Meine zweite Mission 1965 bis 1970, Frankfurt a.M. 1978, S. 38; DERS., Beiderseits des Rheins. Erinnerungen eines französischen Diplomaten, Frankfurt a.M. 1975.

¹⁵⁴ Brief an Braubach, 21.4.1965; UA Bonn, NL Braubach, Mappe 156.

¹⁵⁵ SEYDOUX, Botschafter in Deutschland (wie Anm. 153), S. 38.

¹⁵⁶ Die Aufsätze dienten, so Skalweit in seinem Vorwort, der »Überprüfung und Entzerrung der zählbeigen Klischeebilder – der Franzosen von Deutschland und der Deutschen von Frankreich –, die sich im kollektiven Gedächtnis der beiden Völker festgesetzt hatten«; René CHEVAL, Anstöße und Rückwirkungen. Literarische Begegnungen zwischen Frankreich und Deutschland. Ausgewählte Aufsätze, Bonn 1990, S. 7f.

¹⁵⁷ Diese Perspektive nahm eine Sendereihe des Bayerischen Rundfunks auf; daraus ging hervor: Leonhard REINISCH (Hg.), Die Europäer und ihre Geschichte. Epochen und Gestalten im Urteil der Nationen, München 1961, mit Beiträgen u.a. von Eugen EWIG, Karl der Große und die karolingische Teilung; Fritz DICKMANN, Der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Friede; Stephan SKALWEIT, Friedrich der Große und der Aufstieg Preußens; Jacques DROZ, Die Französische Revolution.

kenntnis intra et extra muros der Universität verkündeten. Dies schärfte den Blick der Studenten für die fränkische Geschichte, als es noch keine deutsche oder französische Geschichte gab, und für die Eigenart von französischer und deutscher Nation, ohne das jeweils Spezifische in einem diffusen Europabild aufgehen zu lassen. Diese Art, historisches Verstehen zu üben, das auf quellennmäßig gesicherten Fakten, nicht auf Thesen und Modellen beruhte, hat bis um 1980 Generationen von Geschichts- und Romanistikstudenten, angehender Studienräte und Archivare im Rheinland geprägt. Die Bindung an Frankreich kam seit 1957 außerdem durch die Partnerschaft mit der Universität Toulouse, durch gegenseitige Einladungen von Delegationen im Zweijahresrhythmus und die großen Exkursionen mit den Studenten der Geschichte und Romanistik nach Toulouse, an die Loire – diese von Skalweit vorbereitet –, nach Burgund, ins Languedoc und nach Paris zum Ausdruck.

IV.

Als Skalweit 1964 nach Bonn zurückkehrte, interessierte ihn die Preußenforschung nicht mehr. Er hatte sich mit dem 16. Jahrhundert und der Reformationsgeschichte ein neues Forschungsfeld erschlossen. Sein Buch »Reich und Reformation« (Berlin 1967) deckte denselben Zeitraum ab wie Rankes epochenmachende Darstellung (1839/47). Neben Hintze war Ranke einer von Skalweits Leitsternen – nicht in dem verkürzten Historismusverständnis der »kritischen Geschichtswissenschaft«, vielmehr in der Synthese von Verfassung und Diplomatie, Kultur und Gesellschaft, verbunden mit dem psychologisch einfühlsamen Porträt der Hauptakteure¹⁵⁸.

»Reich und Reformation« nahm in höchst gedrängter Form den Ertrag der jüngeren reformationsgeschichtlichen Forschung in sich auf, vor allem im Gefolge der bahnbrechenden Arbeiten von Joseph Lortz, Erwin Iserloh und des Rechtshistorikers Martin Heckel¹⁵⁹. Skalweit schrieb das Buch im geistigen Austausch mit Hubert Jedin, seinem »Nachbarn und väterlichen Freund«¹⁶⁰. Es

¹⁵⁸ Dazu exemplarisch Stephan SKALWEIT, Ranke und Bismarck, in: HZ 176 (1953), S. 277–290. In Auseinandersetzung mit dem forschungsleitenden Historismusbild von Helmut Berding, Wolfgang Hardtwig, Georg G. Iggers, Otto Gerhard Oexle, Hans-Ulrich Wehler u.a.: Jens NORDALM, Historismus im 19. Jahrhundert. Geschichtsschreibung von Niebuhr bis Meinecke, Stuttgart 2006, S. 7–46.

¹⁵⁹ Vgl. Skalweits Rezension zu Martin HECKEL, Deutschland im konfessionellen Zeitalter, Göttingen 1983, in: Der Staat 26 (1987), S. 460–462.

¹⁶⁰ Skalweit an Dieter Albrecht (Regensburg), 2.4.1981; UA Bonn, NL Skalweit. Der Welt Ruf Jedins, durch sechs Ehrendoktorate ausgezeichnet, beruhte auf seiner »Geschichte des Konzils von Trient«, 4 Bde., Freiburg i.Br. 1949–1964. Vgl. Stephan SKALWEIT, Hubert

fiel in den damals vielzitierten »Klimawechsel« zwischen den Konfessionen, den das Zweite Vatikanische Konzil (1962/65) mit dem Ökumenedekret gefördert hatte. Damit war auch die Frage nach den Gründen für die fortdauernde Teilung der abendländischen Christenheit aufgeworfen und eine neue Debatte über das Luther-Bild eingeleitet worden. Skalweit stand in der Tradition des von Schleiermacher über Adolf von Harnack und Ernst Troeltsch bis zu Theodor Heuß reichenden liberalen Kulturprotestantismus und war von den spezifisch theologischen Fragen in seinem Innersten nicht berührt. So konnte er mit großer Distanz, die er zu allem und jedem hielt, aus der reichen Einzel- forschung ein Gesamtbild formen, wie es seiner synthetischen Gestaltungskraft entsprach. Das Buch zeigt seine Meisterschaft der pointiert erzählenden und zugleich abgewogenen Darstellung. Er war kein Freund der These, aber ein Meister der Synthese.

Den Austausch mit Skalweit suchten nun Reformationshistoriker der jüngeren Generation, wie Heinrich Lutz, Skalweits Nachfolger in Saarbrücken und bald darauf Ordinarius in Wien, Volker Press in Gießen¹⁶¹ und Anton Schindling in Osnabrück. Stephan Skalweit ließ seinem Buch Forschungen über die Wirkungen der Reformation in Frankreich folgen: über die berühmte »affaire des placards« (1534), die er – auch in Auseinandersetzung mit der älteren theologischen Argumentation Lucien Febvres¹⁶² – in den größeren europäischen Kontext einordnete, ferner über die dadurch abgebrochenen Bemühungen um eine religiöse Verständigung mit den deutschen Protestanten¹⁶³ und

Jedin (zum Gedenken an seinen 100. Geburtstag), in: Ostdeutsche Gedenktage 2000. Persönlichkeiten und historische Ereignisse, Bonn 1999, S. 121–127. Jedin, Priester und päpstlicher Hausprälat, repräsentierte den Weltkatholizismus, nicht den Ultramontanismus. Skalweit standen durch das Schicksal von Jedin, Ernst Posner und Ludwig Dehio die bedrückenden Auswirkungen der NS-Ideologie stets vor Augen.

¹⁶¹ Vgl. Skalweits Rezension zu Volker PRESS, Calvinismus und Territorialstaaten. Regierung und Zentralbehörden der Kurpfalz 1559–1619, Stuttgart 1970, in: VSWG 61 (1974), S. 571f.

¹⁶² Stephan SKALWEIT, Die »Affaire des Placards« und ihr reformationsgeschichtlicher Hintergrund, in: Erwin ISERLOH, Konrad REGEN (Hg.), Reformata Reformanda. Festgabe für Hubert Jedin zum 17. Juni 1965, Münster 1965, Tl. I, S. 445–465, hier S. 455; ND in: DERS., Gestalten und Probleme (wie Anm. 59), S. 44–63, hier S. 53f.

¹⁶³ Stephan SKALWEIT, Le Roi très chrétien et les Princes protestants allemands, in: Charles Quint, le Rhin et la France. Actes des Journées d'Études de Strasbourg (2–3 mars 1973), Strasbourg 1973 (Publications de la Société savante d'Alsace et des régions de l'Est, 17), S. 5–22; vertiefend Skalweits Schüler und langjähriger Assistent Karl Josef SEIDEL, Frankreich und die deutschen Protestanten. Die Bemühungen um eine religiöse Konkordie und die französische Bündnispolitik in den Jahren 1534/35, Münster 1970. Seidel war 1963 in Paris Stipendiat der Kommission zur Erforschung der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen.

die Bündnispolitik Franz I. mit den Fürsten im Bund von Schmalkalden sowie zu den religionspolitischen Aspekten des Vertrags von Chambord (1552)¹⁶⁴.

»Reich und Reformation« eröffnete die »Propyläen Bibliothek der Geschichte«, die Wolf Jobst Siedler mit Skalweit ins Werk setzte. Hier erschienen zwei »Klassiker« der französischen Geschichtsschreibung, die sich durch ihre lebendige Sprache an ein breites Publikum richteten und deren Übersetzung Skalweit sorgfältig überwacht hat: Roland Mousniers »Ein Königsmord in Frankreich. Die Ermordung Heinrichs IV.« (1970), das mit der damals neuartigen Kategorie des »Kollektivbewußtseins« arbeitet, und Pierre Gouberts »Ludwig XIV. und zwanzig Millionen Franzosen« (1973), dessen auf breiter statistischer Grundlage beruhende sozialgeschichtliche Analyse aus der Schule der Annales den Blick auf das französische Volk in allen seinen Schichten lenkt und die düstere Kulisse des glänzenden Dekors von Versailles abbildet. Skalweit, der wissenschaftliche Gegensätze auszubalancieren suchte, hat beide Richtungen der französischen Sozialgeschichte mit je einem wichtigen Werk dem deutschen Publikum vorgestellt.

So ist Lutz Raphaels Urteil doch wohl zu relativieren, der das Verhältnis der deutschen Historiker zur Annales-Schule mit »trotziger Ablehnung« beschreibt oder gar von fehlender »intellektueller Neugierde für Entwicklungen westlich des Rheins« spricht¹⁶⁵. Dies wäre regional und zeitlich einzuschränken und gilt gewiß nicht für Bonn, wo der interdisziplinäre Ansatz am Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande seit 1920 praktiziert wurde¹⁶⁶, und für die französischen Neugründungen Mainz und Saarbrücken. Theodor Schieffer hatte bereits 1942 Marc Blochs »La société féodale« an prominenter Stelle anerkennend rezensiert¹⁶⁷, Hübinger bezog sich 1954 in einem programmatischen Aufsatz auf den strukturanalytischen Ansatz der französischen Historiographie¹⁶⁸ und Skalweit auf dem Deutschen Historikertag in Ulm 1956 auf Marc Blochs »Les Rois thaumaturges«¹⁶⁹. Im übrigen errang die École des

¹⁶⁴ Stephan SKALWEIT, Der religionspolitische Aspekt des Vertrags von Chambord, in: *L'Europe, l'Alsace et la France. Études réunies en l'honneur du doyen Georges Livet de l'Université des Sciences humaines de Strasbourg*, Strasbourg 1986, S. 203–209.

¹⁶⁵ Lutz RAPHAEL, Trotzige Ablehnung, produktive Mißverständnisse und verborgene Affinitäten. Westdeutsche Antworten auf die Herausforderungen der »Annales«-Historiographie (1945–1960), in: Heinz DUCHHARDT, Gerhard MAY (Hg.), *Geschichtswissenschaft um 1950*, Mainz 2002, S. 65–80, hier S. 70.

¹⁶⁶ Vgl. Franz IRSIGLER, Zu den gemeinsamen Wurzeln von »histoire régionale comparative« und »vergleichender Landesgeschichte« in Frankreich und Deutschland, in: Hartmut AT SMA, André BURGUIÈRE (Hg.), *Marc Bloch aujourd'hui. Histoire comparée & Sciences sociales*, Paris 1992, S. 73–85.

¹⁶⁷ Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters 5 (1942), S. 285f.

¹⁶⁸ Paul Egon HÜBINGER, Elemente eines europäischen Geschichtsbildes: Mittelalter, in: *GWU* 5 (1954), S. 13–28. ND in: DERS., *Ausgewählte Aufsätze* (wie Anm. 49), S. 40–55, hier S. 45 (unter Einbeziehung der Forschungen von Henri Pirenne und Robert Folz).

¹⁶⁹ SKALWEIT, Herrscherbild des 17. Jahrhunderts (wie Anm. 63).

Annales in Frankreich selbst, auch wegen der Zugehörigkeit ihrer führenden Repräsentanten zur marxistisch-kommunistischen Linken, erst in den entspannungsbewegten 1970er Jahren eine breiter akzeptierte Stellung. Dies bot dann auch die Voraussetzung, das Deutsche Historische Institut in Paris und seine Zeitschrift »Francia« als Vermittlungsinstanz nach Deutschland stärker für diese Schule zu öffnen, ohne die Hauptrichtung in Frankreich vor den Kopf zu stoßen. Aber Hermann Weber referierte bereits 1962 in der *École pratique des hautes études* – VI^e section – sciences économiques et sociales über »Problèmes et tendances de l'historiographie allemande depuis 1945, avec explication de textes« und übernahm dort 1962/63 – mit ausdrücklicher Zustimmung der Kommission der Pariser Forschungsstelle – einen Lehrauftrag. Die für 1964 vorgesehene neue Mitarbeiterstelle an dem Pariser Institut sollte ursprünglich der Pflege der Verbindung zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschung Frankreichs, namentlich zu Fernand Braudel, dienen¹⁷⁰, wurde dann jedoch für die ins Institutsprogramm aufgenommene Edition der Papsturkunden in Gallien/Frankreich (*Gallia Pontificia*) in Anspruch genommen¹⁷¹.

V.

Skalweit – es soll hier zumindest angerissen werden – hob sich von den Bonner Kollegen insofern ab, als er seit seinem Forschungsjahr in Cambridge auch England verbunden geblieben war. So gehörte er zu dem Historikerkreis, der seit 1968 auf die Gründung eines Deutschen Historischen Instituts in London hinarbeitete. Skalweit war Vorsitzender des privaten Trägervereins in den Jahren 1975 bis 1977, als es Ende 1976 zur Eröffnung des Schwesterinstituts des Pariser Instituts in London kam¹⁷². Er hat, pflichtbewußt, wie er war, für das Gelingen der Gründung drei Jahre lang seine Forschung weitgehend zurückgestellt, »sonst wäre das Unternehmen womöglich nicht geglückt«, denn anders als die Auslandsinstitute in Rom und Paris wurde das Londoner »von einem

¹⁷⁰ Vgl. Ewigs Kostenanschlag für 1964 (für BMI) an Mitglieder der Kommission, 24.1.1963; UA Bonn, NL Braubach, Mappe 156. Das entsprach dem damals gewachsenen westdeutschen Interesse an der *École des Annales*; vgl. Karl BORN, *Neue Wege der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Frankreich. Die Historikergruppe der Annales*, in: *Saeculum* 15 (1964), S. 298–308; Manfred WÜSTEMEYER, *Die »Annales«: Grundsätze und Methoden ihrer »neuen Geschichtswissenschaft«*, in: *VSWG* 54 (1967), S. 1–45.

¹⁷¹ Vgl. Protokoll der Beiratssitzung am 9.11.1966; UA Bonn, NL Braubach, Mappe 156. Die Stelle wurde 1967 mit dem Mediävisten Dietrich Lohrmann besetzt.

¹⁷² Skalweits Ansprache bei der Eröffnung in: Paul KLUKE, Peter ALTER (Hg.), *Aspekte der deutsch-britischen Beziehungen im Laufe der Jahrhunderte. Ansprachen und Vorträge zur Eröffnung des Deutschen Historischen Instituts London*, Stuttgart 1978, S. 3–6.

Verein, d.h. praktisch von seinem Vorsitzenden geleitet. [...] Das bedeutete für mich in der schwierigen Gründungsphase eine Fülle zusätzlicher Arbeit«¹⁷³. Seitdem gehörte auch die Begleitung des Londoner Forschungsprogramms zu seinen Aufgaben als Beiratsmitglied.

Zieht man ein Resümee dieses Forscherlebens, so bleibt als vorherrschender Eindruck, daß Stephan Skalweit mühelos und wie selbstverständlich in drei Kultur- und Sprachräumen lebte. Darauf beruhte sein sicheres, aber nicht aufdringliches Urteil. Was ihm wohl vor Augen schwebte, war eine sozialhistorisch durchwirkte Politikgeschichte, wie sie Roland Mousnier für die französische Frühneuzeitforschung gegen die ökonomisch und kulturwissenschaftlich ausgerichtete *École des Annales* etabliert hat.

Skalweit war Skeptiker, »Berufspessimist«, wie er zu sagen pflegte, kein Idealist. Das hat ihn davor bewahrt, sich von Euphorie mitreißen zu lassen – sei es von der nationalen Aufbruchstimmung 1933, sei es von der Reformeuphorie der ausgehenden 1960er Jahre, die sich mit dem Studentenprotest verband. Dieser dauerte in Bonn in zwei Schüben bis in die Mitte der 1970er Jahre an und konnte eskalieren, weil die akademische Selbstverwaltung darauf nicht vorbereitet war. Stephan Skalweit hat die organisierte Gewalt einer Minderheit, die Argumente und Mehrheitsbeschlüsse in den Gremien nicht akzeptieren wollte, traumatisiert – ein weiteres Mal nach 1933. Er hielt zusammen mit Paul Egon Hübinger und Eugen Ewig an seinem Ideal, der auf Elitebildung gerichteten Tradition der deutschen Universität im Geiste Humboldts, fest. Das »einzigste hieb- und stichfeste Kriterium für das Urteil über Wert oder Unwert einer Institution, wie sie ein Universitätsseminar darstellt«, sahen sie in den Leistungen ihrer Schüler, ihrer Dissertationen und Habilitationsschriften und »ihrer weiteren wissenschaftlichen Bewährung«¹⁷⁴.

Mit dem Ausscheiden dieser Generation aus dem Lehramt um 1980 – auch aus dem Beirat der Pariser Instituts – endete die Phase der gelehrten und gelebten Frankreichorientierung am Bonner Historischen Seminar. August Skalweit hat in den Schlußbemerkungen seiner Autobiographie geschrieben, ihm erscheine es als »ein zweifelhafter Gewinn«, bis ans Lebensende »im Berufsleben aufzugehen«, und er sei alt genug geworden, »um zu erfahren, wie vergänglich der Ruhm des Gelehrten ist«. Stephan Skalweit hat das nicht anders gesehen. Er hat dem Lehramt 1982 leichten Herzens entsagt und sich im Herbst 1984 mit dem Jahresvortrag auch vom Pariser Institut verabschiedet¹⁷⁵.

¹⁷³ An Otto Büsch (Berlin), 5.12.1977; UA Bonn, NL Skalweit.

¹⁷⁴ HÜBINGER, Geschichte des Bonner Historischen Seminars (wie Anm. 44), S. 209. Skalweit schrieb nicht derartig zugespitzt, es entsprach aber seiner Auffassung.

¹⁷⁵ Stephan SKALWEIT, États Généraux de France et Diètes d'Empire; vgl. Mousniers Würdigung im Pariser Institut, 12.10.1984, in: Francia 12 (1984), S. 241–243.

III. HISTORIKER UND DIE REPRÄSENTATION VON RAUM



Johannes Haller

STEFFEN KAUDELKA

JOHANNES HALLER

Frankreich und französische Geschichte aus der Sicht eines Deutschbalten

Der in der damaligen russischen Provinz Estland geborene Johannes Haller (1865–1947) gehörte zu den meistgelesenen deutschsprachigen Historikern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Seine nach dem Ersten Weltkrieg erschienenen »Epochen der deutschen Geschichte«¹ sowie sein erstmals 1930 und später in vielen Neuauflagen publiziertes Buch »Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen« wurden große Publikumserfolge². Mit ihnen prägte der spätere Tübinger Gelehrte nachdrücklich das zeitgenössische deutsche Bild vom französischen »Erbfeind«³. Wie kaum ein anderer Hochschullehrer in Deutschland hatte sich Haller mit diesen Schriften als vehementer Gegner Frankreichs und der Demokratie exponiert. Gleichzeitig brachte er in ihnen aber auch Respekt vor der historischen Größe Frankreichs und seiner Kultur unverkennbar zum Ausdruck. Mit Haller hingen viele deutsche Historiker mit Leidenschaft und innerer Zerrissenheit am »Erbfeind« Frankreich – vor allem jene, die, wie etwa Alexander Cartellieri oder Robert Holtzmann, vor 1918 in Frankreich gelebt oder an der ehemals deutschen Universität Straßburg gelehrt hatten⁴. Heribert Müller hat angesichts der hier anzutreffenden Faszination

¹ Stuttgart, Berlin 1923. Neuauflagen erschienen bis 1959.

² Bislang liegt noch keine wissenschaftliche Biographie des »schroffen Einzelgängers« Haller (Heribert Müller) vor, der sich auch selbst als Außenseiter der »Zunft« sah. Wichtige Bausteine liefern jedoch die Arbeiten von Heribert MÜLLER, Der bewunderte Erbfeind. Johannes Haller, Frankreich und das französische Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 252 (1991), S. 265–317; DERS., »Eine gewisse angewiderte Bewunderung«. Johannes Haller und der Nationalsozialismus, in: Wolfram PYTA, Ludwig RICHTER (Hg.), Gestaltungskraft des Politischen. Festschrift für Eberhard Kolb, Berlin 1998, S. 443–482; sowie Hans-Erich VOLKMANN, Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram. Deutschbaltische Historiker und der Nationalsozialismus, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 45 (1997) 1, S. 21–46.

³ Zur Rezeption dieses Buches in der deutschen und französischen Geschichtswissenschaft der Zwischenkriegszeit ausführlich: Steffen KAUDELKA, Rezeption im Zeitalter der Konfrontation. Französische Geschichte und Geschichtswissenschaft in Deutschland 1920–1940, Göttingen 2003, S. 51–128.

⁴ Vom »unvergleichlichen Zauber der französischen Sprache« sprach etwa Franz Schnabel, mit dem er den Glauben an Frankreich als das führende Volk Europas verband; vgl. Thomas

gegenüber französischer Geschichte und Kultur die treffende Formel vom »bewunderten Erbfeind« geprägt⁵.

Innerhalb des fachwissenschaftlichen Werks Johannes Hallers nahm die Beschäftigung mit Frankreich und französischer Geschichte jedoch eine Sonderstellung ein. Den überwiegenden Teil seines Gelehrtenlebens hatte der Historiker der Geschichte des Papsttums und des Kaisertums gewidmet⁶. Es waren seine Leistungen auf diesem Gebiet der mittelalterlichen Geschichte, die Paul Fridolin Kehr im Jahr 1902 dazu bewogen hatten, ihm die Bearbeitung der *Gallia Pontificia* zu übertragen. Einen Ruf als Frankreichkenner konnte Haller als Spezialist der mittelalterlichen Papstgeschichte gleichwohl nicht beanspruchen⁷. Umso überraschender war es daher, daß der Mediävist Haller sein historisches Interesse wenige Jahre vor seiner Emeritierung im Jahr 1932 auf das Nachbarland im Westen richtete. Zwar hatte sich Haller, für den Weltkrieg und Niederlage »Lebens epoche«⁸ (Karl Ferdinand Werner) waren, insbesondere nach 1918 mit dem Weltkriegsgegner beschäftigt. Doch war für ihn eine systematische, epochenübergreifende Auseinandersetzung mit französischer Geschichte, wie er sie mit seinen »Tausend Jahren« vorgenommen hat, etwas Neues.

Johannes Hallers Erhebung in den Kreis der »Gründungsväter« des Deutschen Historischen Instituts in Paris verlangt also eine genauere Analyse seines Bildes von Frankreich und französischer Geschichte. Diese soll hier besonders im Kontext der politischen und sozialen Prägungen seiner Herkunft als Deutschbalte vorgenommen werden. Ich stütze mich hierbei auf die von 1930 bis 1941 erschienenen Auflagen seines Buches »Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen«, an denen sich interessante Akzentverschiebungen seines stark nationalistisch gefärbten, aber gleichwohl ambivalenten Frankreichbildes ausmachen lassen. Widersprüchlich blieb schließlich auch

HERTFELDER, Franz Schnabel und die deutsche Geschichtswissenschaft. Geschichtsschreibung zwischen Historismus und Kulturkritik (1910–1945), 2 Bde., Göttingen 1998, S. 404; vgl. zu Cartellieri: Matthias STEINBACH, *Des Königs Biograph. Alexander Cartellieri (1867–1955). Historiker zwischen Frankreich und Deutschland*, Frankfurt a. M. 2001.

⁵ MÜLLER, *Der bewunderte Erbfeind* (wie Anm. 2).

⁶ Sein in fachwissenschaftlicher Hinsicht wichtigstes Werk war: *Papsttum und Kirchenreform. Vier Kapitel zur Geschichte des ausgehenden Mittelalters*, Berlin 1903.

⁷ Aus der Perspektive von Hallers Tätigkeit als Hochschullehrer mag dieser Sachverhalt anders bewertet werden. Heribert Müller spricht davon, daß Haller »auch vom Katheder [...] in Deutschland sehr wesentlich die Vorstellungen von Frankreich und französischer Geschichte« geformt habe und einige seiner bekanntesten Schüler später Themen aus der französischen Geschichte »in der Tradition ihres Lehrers« aufgegriffen hätten (MÜLLER, *Der bewunderte Erbfeind* [wie Anm. 2], S. 265). Ein eindrucksvolles Porträt Hallers zeichnet sein Schüler Theodor ESCHENBURG in seinen Lebenserinnerungen: »Also hören Sie mal zu«: *Geschichte und Geschichten 1904 bis 1933*, Berlin 1995, S. 149f.

⁸ Karl Ferdinand WERNER, *Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1967, S. 71.

Hallers Verhältnis zum Nationalsozialismus, mit dem er sich in wichtigen Punkten traf. Wenn also am Beispiel Hallers nach »Historikern und der Imaginierung von Raum« gefragt werden soll, so ist der Blick zuallererst auf seine lebensweltlichen Prägungen zu richten. Um dessen geistigen und politischen Horizont beschreiben zu können, möchte ich mich zunächst den Jahren von 1890 bis 1902 widmen – dem Zeitraum von seiner Übersiedlung nach Deutschland, seinem Studium in Berlin und Heidelberg bis zu seiner anschließenden Anstellung im Preußischen Historischen Institut in Rom. Anschließend werde ich kurz auf die Bemühungen Paul Fridolin Kehrs eingehen, Haller für einen zu gründenden historischen Außenposten in Paris zu gewinnen. Hierbei ist auch sein Selbstverständnis als wissenschaftlicher Gelehrter und politisierender Historiker zu thematisieren. Danach widme ich mich seinem bereits erwähnten Buch und skizziere dessen Rezeption in Deutschland und Frankreich.

Von Estland ins Deutsche Reich

Johannes Haller wurde 1865 auf der zu Estland gehörenden Insel Dagö als Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren. Die entscheidenden politischen Prägungen erhielt er bereits während seiner Studienzeit an der deutschsprachigen Universität Dorpat (1883–1888) unter dem Eindruck einer zunehmenden zaristischen Russifizierungspolitik der ständisch geprägten Ostseeprovinzen Estland, Livland und Kurland. So hatte sich bereits in seiner Jugend die Überzeugung gefestigt, als Angehöriger einer nationalen Minorität in einem ständigen »Abwehrkampf« zu stehen. Den »Verteidigungskampf der deutschen Balten« gegen die Politik Zar Alexanders III. empfand Haller als ein von der konkreten politischen Entwicklung in den baltischen Provinzen unabhängiges Schicksal. In seinen Lebenserinnerungen schrieb er: »Daß die Entscheidung über das weitere Schicksal des baltischen Deutschtums durch eine innere oder äußere Katastrophe des Reiches kommen werde und kommen müsse, wußte man und erwartete mit Fassung ein Schicksal, auf dessen Gang man einzuwirken nicht vermögend war«⁹. Das Schicksal der baltischen Deutschen, so Haller, mußte also »von der Entwicklung bestimmt werden, die die europäischen Verhältnisse nahmen. Das haben wir gewußt, und es fehlte nicht an solchen, die an Erlösung durch Deutschland glaubten«¹⁰. In seiner Jugend habe jedoch das Gefühl vorgeherrscht, »daß Deutschland kein Interesse und darum auch keine Ursache habe, uns zu Hilfe zu kommen«.

⁹ Johannes HALLER, *Lebenserinnerungen. Gesehenes – Gehörtes – Gedachtes*, Stuttgart 1960, S. 37.

¹⁰ *Ibid.*, S. 41.

Die politischen Sehnsüchte des jungen Haller konzentrierten sich auf Bismarck, obwohl dieser »jede Gelegenheit zu benutzen schien, um seine Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des baltischen Deutschtums als »innerrussische Angelegenheit« zu bekunden»¹¹. Die Ursache für diese Indifferenz glaubte Haller in der dem deutschen »Durchschnittsbürger« fehlenden Erfahrung eines »tagtäglichen politischen Kampfes« sehen zu müssen. Den »Kampf« der Balten hingegen, bei denen es »für jeden Einzelnen um Sein oder Nichtsein« ging, mußte man schließlich »mit anderen Waffen führen lernen«¹². Es ist unschwer zu erkennen, daß Hallers spätere aggressiv-nationalistische Publizistik – auch gegen Frankreich – hier ihren Ursprung hatte¹³.

Waren »Nationalität« und »nationaler Kampf« zentrale Erfahrungskategorien für Haller, verband er diese mit einem selbstgewissen Gefühl der Überlegenheit alles »Deutschen«. Diese verbot es, dem »Russentum Zugeständnisse« zu machen und sich der Gefahr auszusetzen, »kulturell und moralisch herabzusteigen«¹⁴. Kein Zweifel bestand für Haller darin, daß »die russische Gesellschaft in der Zivilisation weit hinter der deutschen, auch der baltischen, zurückstand«. Sein kulturelles Überlegenheitsgefühl gegenüber den Russen spiegelt sich deutlich in seinen während des Zweiten Weltkriegs verfaßten Lebenserinnerungen wider. So schrieb er zu seiner Auswanderung nach Deutschland: »Wer im Jahr 1890 aus Rußland kommend, die preußische Grenze überschritt, der trat in eine bessere Welt; an dieser Grenze prallten slawisch-mongolische Halbkultur mit deutsch-abendländischer Gesittung hörbar aufeinander«¹⁵. Was Haller hier unter dem Eindruck der sich abzeichnenden Niederlage und augenscheinlich nachdrücklich geprägt von nationalsozialistischer Propaganda zum Ausdruck brachte, hörte sich im Nachruf seines Schülers Reinhard Wittram wenige Jahre später deutlich ziviler an: »Aus den altertümlichen Formen landschaftlicher Selbstverwaltung [...] trat er in die spannungsreiche Welt des modernen disziplinierten Großstaats; aus der nur

¹¹ Ibid., S. 41f. »Diesem Schicksal unerschüttert standzuhalten, es so lange wie möglich hinauszuschieben und das Ende Gott anheimzustellen, hielt man für die von der Geschichte ebenso wie von der eigenen Natur gewiesene Pflicht«. In seiner baltischen Heimat, so Haller, sei jeder »Bismarckianer. Daß ehrenwerte Deutsche von gesundem Verstand seine Gegner sein könnten, hielten wir für unmöglich« (S. 91). Die Gleichgültigkeit gegenüber der Absetzung Bismarcks, die Haller bei den Deutschen im Reich meinte feststellen zu können, »weckten die ersten leisen Zweifel in mir, ob das deutsche Volk ohne eine sehr überlegene und sichere Führung die geschichtliche Rolle werde durchführen können, die ihm durch die Erhebung zur Großmacht zugefallen war«.

¹² Ibid., S. 44.

¹³ An dieser Stelle kann nicht näher auf die Russifizierungspolitik eingegangen werden, der eher ein symbolischer Wert zukam, von der sich aber die geistige Elite und Oberschicht der Deutschbalten tief gedemütigt fühlte. Ihr folgten keine Besiedlungspolitik und keine Eingriffe in Besitzstände. Insgesamt war diese eine kurzlebige, bis 1905 andauernde Politik.

¹⁴ Ibid., S. 68.

¹⁵ Ibid., S. 74.

nichtöffentlich bezweifelten Unverbrüchlichkeit strenggläubigen Luthertums kam der Sohn des Revaler Superintendenten in die volle geistige Strömung der allgemeinen europäischen Säkularisierung«¹⁶. Festzuhalten bleibt eine Hallers gesamtes politisches Denken schon früh bestimmende, hier auch rassistisch eingefärbte Russophobie.

Neben der Flucht vor den politischen Zumutungen seiner Zeit dürften es schließlich auch Karrieremotive gewesen sein, die den Entschluß zur Auswanderung ins Deutsche Reich auslösten¹⁷. Dies hat Haller in seinen Erinnerungen auch selbst glaubhaft angedeutet, denn vom »gesamten baltischen Leben« meinte er sagen zu können, »daß es zu wenig Anstrengung verlangte, freilich auch keine Ziele bot, die besonderer Anstrengung wert gewesen wären. Wer aus innerem Trieb mehr erstrebte, mußte ›ins Innere des Reiches‹ oder ›ins Ausland‹ gehen«¹⁸.

1890 also – im Jahr der Entlassung Bismarcks – verließ Haller seine baltische Heimat, um sein Studium zunächst in Berlin fortzusetzen und in Heidelberg mit der Promotion abzuschließen¹⁹. Im Gepäck hatte er, wie Hans-Erich Volkmann betont, eine »tiefwurzelnde deutsch-nationale und spezifische groß-deutsche Gesinnung«²⁰. Doch anders als seine Bewunderung für Bismarck nahe legen mag, fühlte er sich im neuen Deutschen Reich ausgesprochen unwohl²¹. Hier litt er »sichtlich unter der unvollendet gebliebenen großdeutschen Reichsidee, die zeitlebens sein wissenschaftliches wie politisches Leitmotiv blieb«²². Seine ursprüngliche Sehnsucht nach Angliederung der baltischen

¹⁶ Reinhard WITTRAM, Erinnerungen an Johannes Haller, gest. 24. Dezember 1947, in: *Die Welt als Geschichte* 10 (1950), S. 67–70.

¹⁷ Ob tatsächlich dem »baltischen Deutschtum das Todesurteil an allerhöchster Stelle schon gesprochen und nur noch Art und Zeitmaß der Vollstreckung ungewiß war«, wie Haller an anderer Stelle meinte, mag in dieser Schärfe bezweifelt werden. »In einer zwangsweise russifizierten Heimat unter der Knute einer fremden, vielfach ungebildeten und brutalen Beamtenregierung mein Leben zu verbringen, um unter der Aschendecke offiziellen Russentums einem versteckten Kompromiß-Deutschtum [...] das Leben zu fristen, war mir ein unerträglicher Gedanke«, HALLER, Lebenserinnerungen (wie Anm. 9), S. 62.

¹⁸ *Ibid.*, S. 60.

¹⁹ Die deutsche Publizistik in den Jahren 1668–1674. Ein Beitrag zur Geschichte der Raubkriege Ludwigs XIV., Heidelberg 1892.

²⁰ Hans-Erich VOLKMANN, Als Polen noch der Erbfeind war. Zum 50. Todestag des politischen Historikers Johannes Haller, in: *Die Zeit*, Nr. 51 v. 12.12.1997. Wiederum freundlicher ausgedrückt bei Reinhard Wittram: »Wer ins neugegründete Deutsche Reich übersiedelte, kam in der Regel mit der freudigen Empfänglichkeit für die Geltung des nationalen Machtstaates«, WITTRAM, Erinnerungen (wie Anm. 16), S. 67.

²¹ »Bei höchster Achtung und Bewunderung für Deutschland«, so Haller, hätten die Balten doch immer etwas vermißt, »das für uns einmal zum Begriff des Deutschen gehört hatte. Wir kamen eben nicht nur aus einem andern Lande, wir entstammten einer andern Zeit, die in Deutschland, im ganzen Westen längst vorüber war, der Zeit [...] vor 1789«, HALLER, Lebenserinnerungen (wie Anm. 9), S. 82.

²² VOLKMANN, Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram (wie Anm. 2), S. 23.

Provinzen an das Deutsche Reich²³, die er 1917 zusammen mit anderen Gelehrten in einer Denkschrift für Reichskanzler Bethmann-Hollweg gefordert hatte, hatte sich bekanntlich auch durch die spätere Expansionspolitik der Nationalsozialisten nicht erfüllt²⁴.

Hallers Angst vor der Bedrohung aus dem Osten entsprach im Westen die Furcht vor einem »revanchistisch-expansionistischem Frankreich«. Heribert Müller hat am Beispiel der frühen mediävistischen Arbeiten Hallers aufgezeigt, wie dessen Sichtweise von Frankreich als vermeintlich ewige politische und militärische Gefahr Eingang in seine Fachwissenschaft fand²⁵. Ohne Frankreich und französisches Wesen aus eigener Erfahrung wirklich zu kennen, unterstellte er dem Nachbarn im Westen Doppelbödigkeit, Lüge und intrigantes Handeln²⁶. Bestimmend für Hallers politisches Denken wurde der »Zweifrontendruck«, der aus seiner Perspektive auf Deutschland lastete und sein gesamtes Werk geradezu leitmotivisch durchzieht²⁷. So hatte der Gedanke vom »nationalen Staat« für Haller neben der östlichen auch eine westliche Dimension. Der Historiker, für den das Wesen der Geschichte »Kampf der Nationen ums Dasein« war²⁸, empfand sich daher mitnichten als »Europäer«, sondern als »Vertreter des Grenz- und Auslandsdeutschtums«, der sich im »Schicksalskampf der Nationen« zu behaupten hatte. Seine ihm von seinen Schülern unterstellte »Nähe zu romanischem Wesen«²⁹ darf also – zumindest was Frankreich betrifft – mehr als angezweifelt werden. Auch hat Haller selbst in seiner Autobiographie sein persönliches Verhältnis zu Frankreich an keiner

²³ Vgl. DERS., Als Polen noch der Erbfeind war (wie Anm. 20). Gerd KOENEN, Der Russland-Komplex. Die Deutschen und der Osten 1900–1945, München 2005, S. 135f. Obwohl im Ersten Weltkrieg Gegner eines friedlichen Ausgleichs mit Rußland, gehörte Haller nicht zur äußersten reaktionären Rechten im Wilhelminischen Deutschland, sondern stand den Mitteleuropa-Konzepten Friedrich Naumanns oder Walter Rathenaus näher.

²⁴ Vgl. hierzu Seppo MYLLYNIEMI, Die Folgen des Hitler-Stalin-Paktes für die Baltischen Republiken und Finnland, in: Bernd WEGNER (Hg.), Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum »Unternehmen Barbarossa«, München 1991, S. 75–92.

²⁵ MÜLLER, Der bewunderte Erbfeind (wie Anm. 2).

²⁶ So glaubte er z.B. während seiner Schweizer Jahre (1897–1901) eine deutschfeindliche Stimmung ausmachen zu können, die für ihn ein Werk der Franzosen sein mußte: »Merkwürdig war mir, wie stark sich eine nervöse, mißtrauisch gereizte Stimmung äußerte, mit der weite Kreise nach Deutschland blickten, als ob von dort eine ständige Gefahr für die Selbständigkeit der Schweiz drohe. Daß diese Stimmung von Frankreich aus geflissentlich genährt wurde, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, aber die Saat des Argwohns fiel auf guten Boden«; HALLER, Lebenserinnerungen (wie Anm. 9), S. 202.

²⁷ MÜLLER, Der bewunderte Erbfeind (wie Anm. 2), S. 278f.

²⁸ HALLER, Lebenserinnerungen (wie Anm. 9), S. 192, passim.

²⁹ So etwa Fritz ERNST, Johannes Haller, 16. Okt. 1865 bis 24. Dez. 1947, Stuttgart 1949. Wieder abgedruckt in: DERS., Gesammelte Schriften, Heidelberg 1985, S. 44–56. Auch Reinhard Wittram spricht in seinem Nachwort zu Hallers Lebenserinnerungen (wie Anm. 9) von dessen »innerer Nähe zu romanischem Wesen«, WITTRAM, Nachwort, S. 278.

Stelle thematisiert³⁰. Dies gilt es zu berücksichtigen, wenn Hallers Rolle im Kontext der versuchten Gründung eines deutschen historischen Instituts in Paris Anfang des 20. Jahrhunderts diskutiert wird.

Vom ›Beruf‹ des Historikers: Haller als politischer Kommentator

Eine zweite Heimat hatte Haller nach seinen Aufenthalten in Berlin (das er bereits 1891 wieder verlassen hatte) und Heidelberg jedoch erst in Rom gefunden³¹. Dort hat er von 1892 bis 1897 und erneut von 1901 bis 1902 gearbeitet – zuletzt allerdings sichtlich unzufrieden mit seinem undefinierten Auftrag, vor allem aber mit dem seit 1900 amtierenden Direktor Aloys Schulte³². Haller – 1897 in Basel habilitiert – war nach seiner römischen Zeit auf der Suche nach einer passenden Anstellung, als ihm Paul Fridolin Kehr 1902 die Bearbeitung der *Gallia Pontificia* anbot³³. Bürokratische Schwierigkeiten und Hallers Bedenken angesichts einer ihm dann bevorstehenden Doppelbelastung als akademischer Lehrer in Deutschland – vorgesehen war eine Lehrtätigkeit in Göttingen – und Bearbeiter eines editorischen Großprojekts mit längeren Aufenthalten in Paris ließen Kehrs Projekt scheitern. Haller trat daraufhin noch im gleichen Jahr eine Stelle als Extraordinarius in Marburg an. Jede weitere Diskussion um eine Forschungsstelle in Paris erübrigte sich schließlich mit seiner Berufung nach Gießen im Jahr 1904³⁴. Auffallend ist, daß Haller in seinen Erinnerungen mit keinem Wort auf diese Episode zu sprechen kommt, während er seine Jahre in Rom ausführlich darstellt. Überhaupt bleibt Frankreich eine frappierende Leerstelle in diesem Dokument.

Die Ursache für das Scheitern des Projekts ist wohl auch in Hallers Vorstellung vom Beruf des Historikers zu suchen, die sich grundlegend von derjenigen Kehrs unterschied. Haller, der als Historiker nicht Editor und Kritiker

³⁰ Eine Leerstelle bleibt Frankreich auch im zweiten, von Reinhard Wittram nicht veröffentlichten Teil der Lebenserinnerungen Hallers. Ich danke Heribert Müller und Christian Kleinert (Johannes Haller-Edition, Frankfurt a.M.) für die Erlaubnis der Einsichtnahme in den unveröffentlichten Teil der Lebenserinnerungen.

³¹ »Das Wichtigste von allem, was ich suchte«, so Haller rückblickend, »hatte ich nicht gefunden: Deutschland. Berlin konnte noch nicht Deutschland, Deutschland nicht gleich Berlin sein«, HALLER, Lebenserinnerungen (wie Anm. 9), S. 101.

³² Scharfe Kritik hat Haller vor allem an den Direktoren Sybel, Koser und Schulte geübt: »Es ist nicht zu leugnen, die Geschichte des Instituts in den ersten vierzehn Jahren seines Bestehens ist eine Kette von Fehlern, die hätten vermieden werden können und müssen«, HALLER, Lebenserinnerungen (wie Anm. 9), S. 136.

³³ Vgl. hierzu auch den Beitrag von Stefan Weiß in diesem Band.

³⁴ Vgl. auch Ulrich PFEIL, *Vorgeschichte und Gründung des Deutschen Historischen Instituts Paris. Darstellung und Dokumentation*, Ostfildern 2007.

werden wollte, sondern »Geschichtsschreiber«, hat dies in seinen Erinnerungen geschildert:

Wer immer kritisieren und analysieren, den Blick aufs Einzelne und Kleine richten muß, verliert mit der Fähigkeit zugleich die Lust zur Darstellung, den Blick fürs Ganze und die Sehnsüfte für die Ferne. Damit verkümmert aber die Kraft, die für alle wissenschaftlich fruchtbare Erkenntnis eine wesentliche Voraussetzung bildet, die Intuition³⁵.

Kennzeichnend für sein Selbstverständnis als Historiker blieb somit die Doppelrolle von methodisch strengem Fachgelehrten und politischem Kommentator der Zeitgeschichte. Vor allem in den Kriegsjahren und nach 1918 wandte er sich – seit 1913 Ordinarius in Tübingen – in polemischer Weise gegen Parlamentarismus und Demokratie, die er als »westliche« Ideen kompromißlos ablehnte³⁶. Auch als Hochschullehrer verband er, der nach eigenem Bekunden für die Demokratie nichts als »Ekel« empfand, mediävistische Forschung und politische Reflexion zugunsten einer haßerfüllten Agitation gegen die Weimarer Republik³⁷. An seiner Verachtung der Weimarer Demokratie hielt er bis zuletzt fest. So notierte er 1946 in seinen Erinnerungen:

Die faits et gestes dessen, was sich als demokratische deutsche Republik an die Stelle von Kaiser und Reich gesetzt hatte, sind für mich kein Gegenstand eingehender Beobachtung gewesen, ich folgte ihnen nur aus der Ferne, höchstens dann und wann, wenn Zorn und Ekel mir in die Kehle stiegen, meinen Empfindungen in einem Zeitungsaufsatz Luft machend [...]. Mit den Kreisen, die von der Niederlage profitierend, die Macht an sich rissen, und sich einbildeten, die deutsche Geschichte zu machen, hatte ich nichts gemein... Den Versuchen ihrer Gegner, mich in ihre Reihen zu ziehen – sie gingen einmal bis zum Angebot eines Sitzes im Reichstag – habe ich leicht zu widerstehen vermocht, da ich mir nicht verhehlen konnte, daß auch von dieser Seite nichts Gutes zu erwarten war³⁸.

³⁵ HALLER, Lebenserinnerungen (wie Anm. 9), S. 100.

³⁶ Das politische Selbstverständnis Hallers und anderer nationalkonservativer Historiker hat Bernd FAULENBACH, *Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, München 1980, herausgearbeitet; vgl. zu Haller S. 94, S. 247, 258, 287.

³⁷ Vgl. dazu eindringlich VOLKMANN, Als Polen noch der Erbfeind war (wie Anm. 20); sowie MÜLLER, »Eine gewisse angewiderte Bewunderung« (wie Anm. 2), S. 449–452. Nach den von Müller ausgewerteten Erinnerungen seiner Schüler hatte Haller in seinen Vorlesungen die Weimarer Republik geradezu »vorgeführt«. (S. 450f.) Zum Tübinger Hintergrund vgl. Dieter LANGEWIESCHE, Die Eberhard-Karls-Universität Tübingen in der Weimarer Republik. Krisenerfahrung und Distanz zur Demokratie an deutschen Universitäten, in: *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte* 51 (1992), S. 345–381.

³⁸ HALLER, Lebenserinnerungen, S. 107. Zitiert hier mit Genehmigung und nach der von der Johannes Haller-Edition angefertigten Transkription des unveröffentlichten Teils der Erinnerungen. Die von Reinhard Wittram 1960 zensierten Teile der Hallerschen Lebenserinnerungen verdienen eine gesonderte Würdigung, die an dieser Stelle nicht geleistet werden kann. In ihnen rechnet Haller schonungslos mit der verfehlten deutschen Kriegspolitik im Ersten Weltkrieg und den deutschen Eliten in Staat, Regierung und Militär ab, ohne jedoch seine eigenen Positionen einer Selbstkritik zu unterziehen.

Deutschland und Frankreich – eine »Schicksalsgemeinschaft«

Als politische Größe wurde Frankreich erst im Kontext der Kriegsschriften und der Agitation gegen »Versailles« Gegenstand der Hallerschen Publizistik; erst jetzt veröffentlichte der Historiker auch Aufsätze über die Deutschen in Rußland und über das baltische Deutschtum. Daß er aber erst 1930 – zwei Jahre vor seiner Emeritierung – mit einer umfangreichen Darstellung der französischen Geschichte hervortrat, mag dennoch überraschen. Im Vorwort betont er, dem Wunsch der Öffentlichkeit nachgekommen zu sein, von ihm gehaltene Vorträge zu publizieren. Seine Lebenserinnerungen geben auch hier keinen Aufschluß, so daß über die genaueren Motive der Entstehung dieses bis 1941 fünf Mal aufgelegten Buches nur spekuliert werden kann.

Entgegen dieser nüchternen Auskunft ging es Haller jedoch um weit mehr. Er wolle, wie er im Vorwort ebenfalls betonte, keine »gelehrte Forschung« betreiben, sondern die Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen erstmals in ihrem »inneren Zusammenhang« darlegen. Das deutsch-französische Verhältnis stellte sich für ihn – wie für viele andere Historiker seiner Zeit – als *die* »Lebensfrage der deutschen Nation« dar. In seiner Jugend, beteuert Haller nun, habe die »Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich« zu den politischen Dingen gehört, die er sich »am sehnlichsten« gewünscht habe. An eine »wirkliche Verständigung« zu denken, erscheine ihm aber »heute und für lange Zeit vermessen«. Den Glauben an eine »künftige Verständigung« indes wolle er nicht gänzlich aufgeben. Er habe dieses Buch geschrieben, weil er hoffe, damit diesem Ziel vorzuarbeiten: »Denn am Anfang jeder Verständigung steht das Verstehen, und ein fremdes Volk, vollends eines, das so sehr in seinen Überlieferungen lebt wie das französische, versteht man nur aus seiner Geschichte«³⁹. Präzisiert hat Haller seinen Begriff von Verständigung jedoch nicht. Er macht aber deutlich, daß für ihn diese Arbeit nur in der konsequenten Offenlegung der das deutsch-französische Verhältnis belastenden Probleme bestehen kann. Eine Verschlechterung der Beziehungen beider Länder befürchtete er dabei nicht.

Hallers Ankündigungen waren überraschende Worte aus dem Munde eines Historikers, der noch im selben Jahr anläßlich der Rheinlandräumung in einem wütenden Artikel die Erinnerung an die »Gewaltherrschaft« der Franzosen beschworen und offen einer Revanche das Wort geredet hatte⁴⁰. Hier zeichnet

³⁹ Johannes HALLER, Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen, Stuttgart ²1930, Vorwort, S. VIII.

⁴⁰ »Rheinlands Befreiung, 1. Juli 1930«, in: Tübinger Chronik, 2.7.1930. Wieder abgedruckt in: Reden und Aufsätze zur Geschichte und Politik, Stuttgart 1934, S. 344–355. In einem in der Berliner Börsenzeitung veröffentlichten Kommentar unterstellte Haller dem Nachbarland, daß es nicht Verständigung, sondern vollständige »Unterwerfung« Deutschlands wolle: »Frankreich liegt gar nichts daran, daß Deutschland lebe, es hat beim völli-

sich also ein deutlicher Widerspruch zwischen Hallers Bemühen um ein historisches Verständnis Frankreichs im Jahr 1930 und seinen zu gleicher Zeit getroffenen ablehnenden Äußerungen über die gegenwärtige Rolle des Nachbarlandes ab⁴¹.

Für den Deutschbalten Haller stellte sich das deutsch-französische Verhältnis als »Schicksalsgemeinschaft« dar, in der die Zukunft Deutschlands seit jeher von Frankreich bestimmt wurde. In weiten Teilen seiner Darstellung, in der der Zeitraum vom 19. Jahrhundert bis zum Versailler Vertrag den größten Teil einnimmt, schildert Haller Frankreich als aktiven, zur »Weltherrschaft« strebenden, Deutschland dagegen als passiven, nur reagierenden Part in der »tausendjährigen« Geschichte ihrer Beziehungen. So steht folglich die Entwicklung der französischen Außenpolitik im Vordergrund:

Der Leser wundere sich nicht, daß ich so viel von Frankreich, von Ludwig XIV. und seinen weltpolitischen Absichten gesprochen habe und so wenig von Deutschland. Das entspricht nur den Tatsachen. Wir, vom Standpunkt der deutschen Geschichte, sehen im Vordergrund die geraubten Dörfer und Städte des Elsaß und das Lilienbanner auf dem Turm des Straßburger Münsters, sehen die rauchenden Trümmer der Pfalz, die Ruinen des Heidelberger Schlosses und die geschändeten Kaisergräber im Dom zu Speyer. Ludwig XIV. ist für uns der Feind, der Deutschland bestohlen und erniedrigt hat. Für ihn selbst, für Frankreich und die französische Geschichte sind diese Dinge nur Beiwerk, sie bilden die Begleitung [...] aber nicht die Melodie⁴².

Auffallend ist, daß Haller für die großen französischen Könige und Staatsmänner Bewunderung empfindet, während er gleichzeitig Gefahren für Deutschland beschwört, die er im französischen Nationalcharakter angelegt sieht. Nicht Potentaten wie Richelieu oder Ludwig XIV. sind in seinen Augen für eine extensive Ausdehnungspolitik auf Kosten des Reiches verantwortlich, sondern die französische »Nation« und die »öffentliche Meinung«⁴³, die die

gen Zusammenbruch der deutschen Volkswirtschaft wenig zu verlieren, nichts zu fürchten, unter Umständen etwas zu gewinnen«. An eine Verständigung mit Frankreich zu glauben, sei daher »Illusion«; jahrelang sei die deutsche Politik diesem Ziel »nachgelaufen«, um schließlich feststellen zu müssen, daß sie »nicht zu haben ist«, vgl. Johannes HALLER, Verständigung?, in: Berliner Börsenzeitung, Nr. 361, 6.8.1931, Morgenausgabe.

⁴¹ In seinem 1918 verfaßten Aufsatz über »Den bildenden Wert der neueren Weltgeschichte« schrieb Haller über den Weltkriegsgegner Frankreich: »Wir verkannten den Charakter des Gegners, weil wir seine Geschichte nicht kannten [...]. Zu glauben, die Franzosen hätten sich nach allem, was vorgefallen war, noch durch irgend etwas, sei es auch das größte Entgegenkommen, zu einer Versöhnung mit uns bestimmen lassen, heißt über den Charakter dieses Volkes hinwegsehen, wie er sich auf den Blättern seiner Geschichte von früh an bis in die neueste Zeit mit hundert Zügen eingezeichnet hat, heißt die Seele der französischen Nation nicht kennen«, wieder abgedruckt in: HALLER, Reden und Aufsätze (wie Anm. 40), S. 181–200, hier S. 192.

⁴² Johannes HALLER, Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen, Stuttgart ²1930, S. 49f. Im folgenden wird nach dieser Auflage zitiert.

⁴³ Diesen Begriff hat Gilbert ZIEBURA, Die deutsche Frage in der öffentlichen Meinung Frankreichs von 1911–1914, Berlin 1955, im Hinblick auf seine geschichtswissenschaftliche Verwendung problematisiert.

Herrschenden zu dieser Politik getrieben hätten. Hallers Entlastung der expansiven Außenpolitik der absolutistischen Machthaber und sein gleichzeitig entwickeltes Bild von einem aggressiven französischen Nationalcharakter sind aber erst vor dem Hintergrund seiner Deutung der deutschen Geschichte verständlich. In deren Zentrum steht für ihn der deutsche Partikularismus, den er als Ursache für die Schwäche des Reiches und seine mangelhaften Verteidigungsmöglichkeiten gegenüber dem französischen Eindringling identifiziert. In Hallers Augen wurde das Reich zunehmend in europäische Machtkämpfe hineingezogen und sank zu einem bloßen Objekt fremder Interessen herab. Bereits in seinen früheren Schriften hatte der Tübinger Historiker die partikularistische Struktur des Reiches als »deutsche Krankheit«, das Reich als »Leiche« gebrandmarkt⁴⁴. Das Fehlen eines einheitlichen Staates habe eine nationale Politik und die Entstehung eines politischen Nationalbewußtseins verhindert. Der »deutsche Patriotismus [hatte] kein Objekt«.⁴⁵ Aber nicht von Haller allein, sondern von der konservativen Mehrheit der Weimarer Historikerschaft wurden Frankreich und Deutschland als »Archetypen differierender Geschichtsabläufe«⁴⁶ gesehen. Die im krassen Gegensatz zur französischen Entwicklung stehende verspätete deutsche Nationalstaatsbildung wurde dabei stets als Unheil empfunden. Von diesem Standpunkt aus war es schließlich möglich, eine defensive Interpretation der französischen Außenpolitik des 17. Jahrhunderts mit der Anklage gegen partikularistische Strukturen des alten Reiches zu verbinden und somit der Forderung nach einem starken, durchorganisierten und einheitlichen nationalen Machtstaat Nachdruck zu verleihen.

Auch hier wird erneut Hallers ausgeprägtes machtsstaatliches Denken, sein »culte de l'État« sichtbar, den Marc Bloch als Teil der kollektiven Mentalität der deutschen Historikerschaft bezeichnet hat⁴⁷. Tatsächlich ist Hallers Be-

⁴⁴ Partikularismus und Nationalstaat. Vortrag, geh. auf der 55. Tagung des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner in Erlangen am 1.10.1925, Stuttgart 1926, und Johannes HALLER, Epochen der deutschen Geschichte, Stuttgart 1923. Hallers Urteil bezieht sich sowohl auf das Heilige Römische Reich Deutscher Nation als auch auf den Deutschen Bund; vgl. S. 88, 94.

⁴⁵ HALLER, Tausend Jahre (wie Anm. 42), S. 85f. Die Zerstörung des alten Reiches, oder, um Hallers bildhafter Sprache zu folgen, »dieses Auslüften der Mottenkiste des Heiligen Römischen Reiches, die Liquidation des Mittelalters [...]« hätte »eine Wohltat sein können. Es war sicher kein Unglück, daß die etwa 250 Karikaturen des Staatsbegriffes, die die deutsche Karte aufwies, verschwanden, insbesondere daß der Unfug der geistlichen Fürstenthöfe ein Ende fand«, wenn Deutschland nur »aus eigenem Entschluß und in freier Selbstbestimmung« gehandelt hätte (S. 79).

⁴⁶ So FAULENBACH, Ideologie des deutschen Weges (wie Anm. 36), S. 38f. Faulenbach ergänzt diesen Befund mit dem Hinweis auf die mit der Partikularismus-Kritik verbundene breite Ablehnung des Weimarer Parteiensystems unter den konservativen und antirepublikanisch gesinnten Historikern.

⁴⁷ Marc BLOCH, Un tempérament: Georg von Below, in: Annales d'histoire économique et sociale 3 (1931), S. 553–559; vgl. auch Peter MORAW (Hg.), Die deutschsprachige Mediävistik, Ostfildern 2005, S. 77f.

wunderung des zentralistischen Einheitsstaates unübersehbar. Frankreich deutet er – wenn auch unter negativen Vorzeichen – als Katalysator der nationalen Entwicklung Deutschlands, denn »das nationale Bewußtsein der Deutschen im politischen Sinn« sei durch Frankreich zuerst geweckt worden. Am Beispiel der Franzosen habe man gelernt, »was im Leben eines Volkes Vaterland und Nation bedeuteten«, ihnen verdanke man das Vorbild moderner Verwaltung, das in den neuen deutschen Mittelstaaten Nachahmung fand. Bei aller Bewunderung dieses Aspekts wird jedoch sehr bald deutlich, daß die Bewunderung des aristokratisch gesonnenen Deutschbalten keineswegs der französischen Nation oder dem französischen Volk galt. Denn es war und blieb in Hallers Sicht die französische Nation oder die französische »öffentliche Meinung«, die die Herrschenden immer wieder zu einer verantwortungslosen Politik auf Kosten Deutschlands getrieben habe. So sieht Haller die von ihm konstatierten »ureigensten Instinkte« des französischen Volkes signifikant mit der Französischen Revolution zum Vorschein gekommen. Neben dessen Patriotismus, den Haller als »gute« Eigenschaft bewertet, sieht er in »Eitelkeit«, »Herrschaftsucht«, »Rachsucht«, »Grausamkeit« und »räuberischer Habgier« hervorstechende Charaktermerkmale des französischen Volkes⁴⁸. Wenn nach seiner Argumentation die Politik und die Geschichte einer Nation hier in seinem Wesen begründet liegt, scheint der Ablauf der Geschichte vorherbestimmt.

Diese Sichtweise muß dann schließlich Folgen für die Beurteilung der Verständigungsmöglichkeiten zwischen beiden Ländern und damit für die Gesamtaussage des Buches haben: für einen friedlichen Ausgleich zwischen Frankreich und Deutschland kann in dieser Perspektive kein Raum mehr bleiben⁴⁹. Haller begnügt sich indes nicht mit der pessimistischen Feststellung einer für die nähere Zukunft aussichtslosen deutsch-französischen Aussöhnung. Er nimmt für sich die Funktion eines Richters über die Geschichte in Anspruch, wenn er zu dem Schluß kommt, daß Frankreich die »Schuld« trägt, daß »die Verständigung mit dem werdenden Deutschland nicht gelang; es hat sie nicht gewollt«⁵⁰. Frankreich habe in der Geschichte, zuletzt 1914, aber auch 1870, immer den Krieg erstrebt, während Deutschland sich zwar nicht

⁴⁸ HALLER, Tausend Jahre (wie Anm. 42), S. 70.

⁴⁹ Ich kann hier nicht mehr Heribert Müller folgen, der Haller – »mit Einschränkungen« – als einen »Wegbereiter sachgerechter Präsentation« und sogar als einen »Verfechter deutsch-französischen Zusammengehens« sieht und darin eine Gemeinsamkeit mit Gaston Zeller zu erblicken meint. Haller als »Herold der Erbfeindschaft zu apostrophieren hieße«, so Müller, »einen Historiker von Rang in ein Primitivklischee pressen zu wollen«; vgl. MÜLLER, Der bewunderte Erbfeind (wie Anm. 2), S. 306f.

⁵⁰ DERS, Tausend Jahre (wie Anm. 42), S. 155, 169, 175, 187, 196f. »Volkstümlich war der Gedanke der ehrlichen Aussöhnung mit Deutschland niemals gewesen. Im stillen mag er wohl mehr Freunde gehabt haben, als es den Anschein hatte, laut äußern durfte man ihn auch in den Zeiten nicht, wo die Regierung mit Deutschland ging. In der Öffentlichkeit herrschte unerbittlich die Losung der »Revanche«.

immer »geschickt« verhalten, aber stets den Frieden gewünscht habe. An dieser Vorstellung hielt Haller auch in den folgenden Auflagen seiner »Tausend Jahre« fest. So unterstellte er noch im Vorwort der vierten Auflage ein französisches Interesse an der »Ohnmacht« Deutschlands, dem es keine »Gleichberechtigung« zugestehen wolle⁵¹. Nach dem Sieg Hitlerdeutschlands über Frankreich, den Haller wie die meisten seiner deutschen Kollegen bejubelte,⁵² schlug er etwas vorsichtiger Töne an, wenngleich er in der französischen Nation noch immer einen tief verwurzelten Revanchegedanken sieht. »Verführerisch« sei daher jetzt der Gedanke, »es würde nun in der neuen Ordnung mit allem Alten auch das Verhältnis zu Frankreich, wie es bisher war, verschwinden, um einer dauernd friedlichen und freundlichen Nachbarschaft Platz zu machen. So sehr man das wünschen mag, es wäre doch ein gefährlicher Irrtum, seine Erfüllung schon für gewiß zu halten. Was sich in Jahrhunderten dem Bewußtsein einer Nation eingegraben hat, die an ihrer Vergangenheit hängt wie keine andere und mit Recht stolz auf sie ist, läßt sich nicht in einigen kurzen Sommerwochen hinwegwischen wie die Schrift auf der Schiefertafel«.

Für ein deutsch-französisches Zusammengehen war es für Haller bereits 1930 »zu spät«⁵³. Dennoch bedauerte er auch noch 1941 die verpaßte Gelegenheit der Zusammenarbeit beider Länder, »deren vereintes Wirken [...] dem europäischen Abendland die Herrschaft über den Erdball dauernd gesichert« hätte, und die nun für immer verloren sei⁵⁴. Daß der »geistige Austausch« zwischen beiden Ländern »fruchtbar und förderlich« sei, wie er seinen Lesern von Auflage zu Auflage glaubhaft zu machen versuchte, stand für ihn auch nach dem militärischen und moralischen Sieg über Frankreich außer Zweifel. Deutschland und Frankreich schienen in seinen Augen weiterhin »dafür be-

⁵¹ Ibid., S. VIII.

⁵² »Mit einer Kraftentfaltung, die das Mögliche zu übersteigen schien, und dank einer Führung, um die uns die Welt beneiden darf, hat Deutschland die Feinde in Ost und West zu Boden gestreckt, frei und hell öffnet sich der Blick in die Zukunft« (ibid., Vorwort). An seine Tochter Elisabeth hatte Haller zuvor geschrieben: »Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen« – das ist nun keine allgemeine Redensart mehr, auch kein Wunsch oder Vorsatz, sondern Tatsache und Erfüllung. Frankreich *ist* geschlagen, und zwar für ein zwei Menschenalter, vielleicht für immer? Das wird nun von den Deutschen abhängen. Wenn sie den Erfolg verdienen, sich in würdiger Weise entwickeln, weder auf den Lorbeeren einschlafen, noch sich in eitlen Siegerstolz aufblähen, so kann das Jahr 1940 in den Beziehungen zu Frankreich die Epoche von 1648 endgültig beschließen«. Zitiert nach MÜLLER, »Eine gewisse angewiderte Bewunderung« (wie Anm. 2), S. 446f. – Eine differenzierte Bewertung von Hallers Verhältnis zum Nationalsozialismus, auf das hier nicht eingegangen werden kann, unternimmt auch VOLKMANN, Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram (wie Anm. 2); DERS., Als Polen noch der Erbfeind war (wie Anm. 20).

⁵³ Vgl. hierzu die leicht variierten Schlußpassagen der zitierten Auflagen seiner »Tausend Jahre«, in dem sich dieses Motiv jedoch stets wiederholt.

⁵⁴ Ibid., 1930, S. 231.

stimmt, voneinander zu lernen und einander zu ergänzen, gerade weil sie so verschieden, ja gegensätzlich geartet sind«⁵⁵.

»Culte de l'État« und Kriegsschuldfrage Johannes Haller im Urteil französischer Fachgenossen

Wenn eingangs der große Publikumserfolg der »Tausend Jahre« hervorgehoben wurde, ist an dieser Stelle eine Einschränkung zu machen: während sich die publizistische Breitenwirkung seines Buches in der hohen Auflagenzahl und den wiederholten Neuauflagen spiegelte, überwogen in den relativ wenigen Reaktionen der deutschen Fachhistoriker kritische Töne⁵⁶. Das geringe Interesse der Fachhistoriker verweist vielmehr auf die Außenseiterstellung Hallers innerhalb der akademischen Disziplin, in der er als überzeugter Einzelgänger galt und auch gelten wollte⁵⁷. Bewußt hatte er sich von der zeitge-

⁵⁵ Ibid., ⁵1941, S. 231.

⁵⁶ Bei seinem Kieler Kollegen Otto Scheel beklagte sich Haller über die ungenügende Aufnahme seines Buches in der Fachwissenschaft, worauf dieser ihm am 2.2.1934 antwortete: »Daß Oncken und Co Sie mit bleibendem Erfolg totscheiden können, halte ich für ausgeschlossen. Hier in Kiel ist Ihr Name hoch geachtet und Ihre Forschung ebenso geschätzt. In der letzten Sitzung, in der ich Karls Sachsenpolitik behandelte, sprach ein Mitglied meines Seminars ganz spontan und ganz begeistert über Ihre »Tausend Jahre«. Ich legte ihm natürlich keinen Zügel an. Ähnlich wird's wohl auch an anderen Universitäten liegen. Das letzte Wort über den buchhändlerischen Erfolg Ihrer »Tausend Jahre« ist sicher nicht gesprochen. Daß deutsche Diplomaten Ihr Buch lesen und benutzen, ist sehr erfreulich. Für Sie ist es wirklich ein Vademecum; oder besser: auch für Sie«; erneut am 12.4.1935 in seiner Eigenschaft als Mitherausgeber des »Handwörterbuchs des Grenz- und Auslandsdeutschums: »Da Sie selbst mit vollem Recht sich darüber beklagt haben, daß Ihr Buch über tausend Jahre deutsch-französische Beziehungen vor allem von der Schule Onckens ignoriert worden ist, jedenfalls die [unterstrichen i. O.] Geltung in der Forschung nicht gefunden hat, die es beanspruchen darf und die ihm zu verschaffen ich [...] mich eingesetzt habe, möchte ich annehmen, daß es Ihnen doch willkommen sein könnte, wenn Sie im Handwörterbuch Gelegenheit fänden, Ihre Gesamtauffassung von den beiden großen Seiten des Elsaß-Lothringen-Problems zu erörtern, nämlich von der Funktion, die es im Reich ausgeübt hat und von den Spannungen, die außenpolitisch entstanden sind« (Bundesarchiv Koblenz, NL Haller, Nr. 19). Aufmunternde Worte fand Haller auch bei seinem niederländischen Kollegen Johan Huizinga, der angeblich die »Tausend Jahre« ebenfalls als Übungsstoff für seine Seminare verwendete (Huizinga an Haller, 29.8.1931, in: HUIZINGA, Briefwisseling, II, 1925–1933, Utrecht 1990, S. 348f.). Nach dem Krieg avancierte Haller zum Lieblingsautor des Kaiserhauses in Doorn, wie Dankesbriefe der Kaiserin nach Tübingen bezeugen (NL Haller, Nr. 20). Vgl. dazu und zur Korrespondenz Hallers mit Huizinga: MÜLLER, »Eine gewisse angewiderte Bewunderung« (wie Anm. 2), S. 468f.

⁵⁷ Gegenüber Johan Huizinga, mit dem Haller einen langjährigen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt und den er als den »geistvollsten« unter den lebenden Historikern be-

nössischen deutschen Geschichtsschreibung absetzen wollen, die er in einer Krise begriffen sah, und die nach seiner Einschätzung »tätlich« von einer besonders erfolgreichen französischen Historiographie herausgefordert wurde⁵⁸.

Die vernichtendste Kritik an Hallers »Tausend Jahren« kam indes aus Frankreich, und hier aus der Feder Marc Blochs. Dieser bezweifelte nicht nur den wissenschaftlichen Wert des Buches, sondern sprach dem Buch überhaupt den Charakter eines Geschichtsbuches ab:

Statt Erkenntnisse zu suchen, werden Urteile gefällt, und im Rahmen einer solchen Bilanz, die eigentlich schon der Wissenschaft fremd ist, scheut es sich nicht, nahezu ausschließlich und jeder Wahrscheinlichkeit zum Trotz eine der beiden betroffenen Parteien zu belasten [...]. Indem es durch zehn Jahrhunderte hindurch auf der einen Seite »Deutschland« und auf der anderen Seite »Frankreich« gegenüberstellt, ohne sich jemals zu fragen, ob die hinter diesen unwandelbaren Bezeichnungen sich verborgenden Wirklichkeiten nicht ständig im Wandel waren, begeht es einen permanenten Anachronismus⁵⁹.

zeichnete (vgl. HALLER, Über die Aufgaben des Historikers. Vortrag, geh. am 15.11.1934 im Hist. Verein Münster, Tübingen 1935, S. 27), räumte er ein, daß seine »historiographische Konfession« außerhalb der Zunft stehe und er deshalb als »Ketzer im vollen Sinn des Wortes« zu gelten habe (vgl. Haller an Huizinga, 9.9.1934, in: JOHAN HUIZINGA, Briefwisseling, III, 1934–1945, Utrecht 1991, S. 38). Heribert Müller betont, daß Haller keine Schule im eigentlichen Sinne bildete, keiner wissenschaftlichen Akademie angehörte und nach seinem Tod nur mit einer erstaunlich geringen Zahl von Nachrufen bedacht worden sei; MÜLLER, Der bewunderte Erbfeind (wie Anm. 2), S. 273.

⁵⁸ »So schwer es ist, über eine so vielgestaltige und ständig in Fluß begriffene Erscheinung ein gültiges Urteil zu finden, des Eindrucks, daß wir in einer Krise stehen, kann man sich nicht erwehren, wenn man die Neuerscheinungen und den Inhalt der Zeitschriften aus Deutschland mit den französischen vergleicht. Es ist nicht zu leugnen, die Führung, die wir einst besaßen, haben wir verloren [...]. Woran liegt es, daß ihr Feld [der Geschichtsschreibung, S.K.] nicht eifriger und vor allem erfolgreicher bearbeitet wird, während in Frankreich fast jeder Tag neue Erzeugnisse bringt? « – Hallers Kritik an der Fachwissenschaft ist in einem im (Koblenzer Teil-) Nachlaß aufbewahrten unveröffentlichten Manuskript über die zeitgenössische Geschichtsschreibung (Umfang 3 Seiten) dokumentiert (BAK, NL Haller, Nr. 10). Mit kritischem Blick auf die eigene Zunft folgte der Historiker: »Die Krise der Geschichtsschreibung ist Schuld der Historiker [...]. An die Stelle bescheidener Wiedergabe dessen, was geschehen, trat mehr und mehr eine teils philosophisch rasonierende, teils psychologisch analysierende Betrachtung, die sich weniger um die Taten und Schicksale der Völker, als um die Gedankenwelt und das Seelenleben von Einzelnen bemühte, als ob im Dasein der Menschen Gedanken und Geschmack ausschlaggebend, Trieb und Wille nebensächlich wären. Dabei wurde der Stoff immer dünner, bis man schließlich hoch über der Welt der Tatsachen in der Stratosphäre abstrakter Reflexion angelangt war [...]. Diese Entwicklung zur reinen »Geistesgeschichte«, von Nichthistorikern eingeleitet, aber dem Zuge der Zeit und dem Geschmack einer Generation von geistigen Genießern entsprechend, hätte das Feld so sehr nicht erobert, hätten sich ihm die Historiker von Fach nicht auch ergeben«. Welche Personen Haller mit seiner Kritik im Blick hatte, ist nicht mit Sicherheit zu beantworten.

⁵⁹ Revue Historique 175 (1935), S. 158. Dt. Übersetzung in: Peter SCHÖTTLER (Hg.), Marc Bloch: Historiker und Widerstandskämpfer, Frankfurt a. M., New York 1999, S. 261–262. Heribert MÜLLER hat in seinem Aufsatz über Johannes Haller die Rezension Blochs

Haller weigerte sich zu verstehen, was er nicht mochte. Obwohl Bloch einräumt, daß Haller natürlich nicht mit der deutschen Geschichtswissenschaft insgesamt zu identifizieren sei, wie ebenso die Sünden der eigenen Geschichtsliteratur nicht vergessen werden dürften, bestehe »das eigentliche intellektuelle Drama« darin, daß »ein Mann, aus welchem Land er auch kommen möge, solche Bücher schreiben und dennoch von sich behaupten und glauben kann und in diesem Glauben bestätigt wird, ein Historiker zu sein«⁶⁰. Und als einen der »pseudo-historiens de la *Kriegsschuldfrage*« bewertete schließlich der französische Neuzeithistoriker Georges Pagès das Hallersche Buch⁶¹. Pagès kam zu dem Schluß, daß sich in Deutschland und Frankreich zwei grundverschiedene Konzeptionen von Geschichtsschreibung unvereinbar gegenüberstünden. Was die deutsche Geschichtsschreibung verfälsche, »ist, daß sie sich ständig von unterschwelligen moralischen Ansichten speist, und daß es [den deutschen Historikern] genügt, vielleicht ohne daß sie sich immer dessen bewußt sind, daß ihre Interpretation der Tatsachen mit diesen übereinstimmt, um sie für zwingend zu betrachten [...]. So kommt es, daß die Tatsachen im einzelnen betrachtet zwar meistens zutreffend sind, aber fast immer in einer gleichsam verpesteten Atmosphäre eingebettet sind, die sie entstellt«⁶².

Einen Ausweg aus dieser prekären Situation konnte er nicht erkennen. Zu fundamental seien die französische und die deutsche Konzeption Geschichte zu schreiben, voneinander geschieden.

Wie zahlreiche Einwände von deutscher und französischer Seite gegen das Hallersche Buch gezeigt haben, lag für die Mehrheit der Zeitgenossen der Schlüssel zu einer Lösung der europäischen Krise in einer einvernehmlichen Gestaltung des deutsch-französischen Verhältnisses begründet. Viele Reaktionen diesseits und jenseits des Rheins haben in diesem Kontext gezeigt, wie nachhaltig sich die Wahrnehmung der mit Beginn der dreißiger Jahre wieder zunehmenden deutsch-französischen Spannungen allmählich zu einer neuen

als »im Ganzen ungerecht« bewertet, da Bloch diesem die Qualifikation als Historiker abgesprochen habe, MÜLLER, *Der bewunderte Erbfeind* (wie Anm. 2), S. 306.

⁶⁰ Marc Bloch, Rezension von Johannes Haller, in: SCHÖTTLER (Hg.), *Marc Bloch* (wie Anm. 59), S. 261f.

⁶¹ A propos de deux livres récents sur les relations franco-allemandes depuis dix siècles, in: *Revue d'histoire moderne*, N.S. 16 (1935), S. 59–66. Vgl. auch die Rezension von Gaston RAPHAEL, in: *Revue d'histoire moderne* 6 (1931), S. 62f., und aus englischer Sicht Richard LODGE, in: *History* 18 (1933/34), S. 254–256. In England war 1932 eine deutsche Übersetzung erschienen. Auch in der Schweiz warf man Haller eine »fatalistische Einstellung« und »Tagespolitik« vor und betonte, daß es niemals zu spät sei, »den Willen zur Verständigung zu betätigen« (vgl. *Neue Zürcher Zeitung*, 14.12.1930).

⁶² »C'est qu'elle s'inspire perpétuellement d'idées morales sous-jacentes, et qu'il leur suffit, peut-être sans qu'ils s'en rendent toujours bien compte, que leur interprétation des faits s'accorde avec ces idées morales, pour qu'ils l'estiment certaine [...]. Il arrive que les faits, pris à part, y soient le plus souvent exacts; mais ils baignent presque toujours, si l'on peut dire, dans une atmosphère viciée qui les dénature«.

Kriegspsychose verdichtet hatte⁶³. Mit seinem pessimistischen Ausblick auf das deutsch-französische Verhältnis und insbesondere mit seinen feindseligen Bemerkungen über einen vermeintlich unveränderlichen französischen Nationalcharakter hat Johannes Haller dazu einen nicht unerheblichen Beitrag beigesteuert. Sein Verharren in völkerpsychologischen Denkkategorien verhinderte trotz einiger in seinem Buch vorhandener Ansätze eine dringende Revision des deutschen Frankreichbildes. Die klischeehafte Vorstellung vom Nachbarland als »Erbfeind« schien ungebrochen und konnte von Hallers Buch weiterhin bedient werden. Einer politischen Instrumentalisierung seiner Thesen stand damit nichts mehr im Weg⁶⁴. Doch die Frage, inwieweit »eigenes publiziertes Gedankengut potentielle Quelle nationalsozialistischer Ideologie hatte sein können«, sparte, wie Hans-Erich Volkmann am Beispiel Hallers problematisiert hat, die überwältigende Mehrheit der deutschen Historiker bekanntlich aus⁶⁵.

⁶³ Am 6.10.1931 berichtete Kleo Pleyer aus Paris seinem Lehrer, daß »die Franzosen trotz ihrer äußeren Machtstellung und unserer äußeren Ohnmacht eine ehrliche Furcht vor Deutschland und seinen inneren Möglichkeiten haben«. Pleyer hoffte natürlich, daß sich die Deutschen letzten Endes »doch als die Stärkeren erweisen werden«, da Frankreich seine »künstliche Vormacht nur dann halten« könne, »wenn eine Reihe dafür günstiger Umstände zusammenwirkt, die alle zu schaffen nicht in Frankreichs Macht liegt«. (NL Haller, Nr. 23). Pleyer (1898–1942), 1925 bei Haller promoviert, seit 1930 Dozent an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin, hatte sich 1934 mit einer Arbeit über »Die Landschaft im neuen Frankreich: Stammes- und Volksgruppenbewegung im Frankreich des 19. und 20. Jahrhunderts« (Stuttgart 1935) habilitiert. Der fanatische Nationalsozialist gehörte nach 1933 zum engeren Umfeld der NS-Historiker um Walter Frank. Vgl. hierzu Helmut HEIBER, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart 1966, S. 389f.

⁶⁴ So wurden auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes Hallers »Epochen« während der Kriegsjahre ins Französische übersetzt und im besetzten Feindesland verbreitet. Vgl. dazu Peter SCHÖTTLER, Die historische »Westforschung« zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensive, in: DERS. (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945, Frankfurt a. M. 1997, S. 204–261, hier S. 253, Anm. 123. Eine direkte ideologische »Nutzanwendung« glaubte indes Kleo Pleyer aus den Schriften seines Lehrers ziehen zu können. Diesem teilte er 1934 mit: »Sie haben mir auch für den politischen Kampf manche Waffe in die Hand gedrückt, die ich als Mitstreiter der nationalen Erhebung gebrauchen konnte und in Zukunft erst recht gebrauchen werde. Wenn ich auch als Angehöriger einer anderen Generation in manchen wesentlichen Dingen der Wissenschaft und der Politik anders verfahren mag, als Sie es für richtig erachten, so weiß ich mich doch auch dann in dem eigenen Willen zu wissenschaftlicher und politischer Echtheit Ihrer Persönlichkeit und Leistung zugetan«. Zit. nach MÜLLER, »Eine gewisse angewiderte Bewunderung« (wie Anm. 2), S. 480.

⁶⁵ VOLKMANN, Als Polen noch der Erbfeind war (wie Anm. 20).

Der »bewunderte Erbfeind«?

Obwohl die Hallersche Frankreichschrift zu keinem Zeitpunkt Gegenstand einer ernsthaften wissenschaftlichen Kontroverse wurde, blieb sie nach 1945 umstritten. Während Schüler wie Fritz Ernst den Verständigungswillen ihres Lehrers hervorhoben⁶⁶, wurde Hallers Schrift von anderen als Produkt einer überholten, die »Legende der ›Erbfeindschaft‹« zementierenden Betrachtungsweise kritisiert. Differenzierter sahen wiederum einige Jahre später Ernst Schulin⁶⁷, Peter-Michael Hahn⁶⁸ und zuletzt Heribert Müller das Hallersche Buch. So meinte Schulin, daß Haller keine »1000jährige Feindschaft« konstruiere und im Gegensatz zu seinen Vorgängern manches »anders und differenzierter« bewerte. Auch Hahn glaubt wohlwollend, daß sich Haller »zumindest vom Ansatz her« und »gegen die große Schar deutscher Historiker« absetzte und versuchte, »eine Gesamtsicht der Beziehungen der beiden Nachbarn« zu schreiben, »welche auch das Ziel verfolgte, das französische Verständnis dieser Ereignisse zu berücksichtigen«. Zuletzt sei noch der Beitrag Müllers angeführt, der nachzuweisen sucht, daß Frankreich in den Augen Hallers nicht nur der verhaßte, sondern auch der »bewunderte Erbfeind« gewesen war.

Die in dieser Denkfigur verdichtete Ambivalenz gegenüber dem Nachbarland war in der Tat für viele deutsche Historiker dieser Zeit charakteristisch⁶⁹. Wenn diese in den 1920er Jahren den Glauben an eine deutsch-französische, die Zukunft Europas oder gar das »Abendland« bestimmende Schicksalsgemeinschaft geteilt hatten⁷⁰, so begrüßten sie 1933 euphorisch den Beginn des

⁶⁶ Siehe Anm. 29.

⁶⁷ Ernst SCHULIN, Das Frankreichbild deutscher Historiker in der Zeit der Weimarer Republik, in: *Francia* 4 (1976), S. 659–673, hier S. 662.

⁶⁸ Peter-Michael HAHN, Frankreich und das Reich während des 17. Jahrhunderts im Spiegel der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts, in: *Historische Zeitschrift* 247 (1988), S. 53–94, hier S. 81.

⁶⁹ So hatte Hermann Heimpel in einer ausgerechnet am 14. Juli 1939 gehaltenen Rede Frankreich als das Land einer »Fremde besonderer Art«, als ein »Land der feindlichen, der böartigen, der heimlich geliebten Brüder« stilisiert. (Hermann HEIMPEL, Frankreich und das Reich, in: *Historische Zeitschrift* 161 [1940], S. 229–243, hier S. 232). Und wenige Monate später, nach dem Beginn des Feldzugs gegen Frankreich, schrieb derselbe Historiker: »Frankreich ist wieder zum Krieg gegen Deutschland angetreten [...]. Krieg mit Frankreich ist etwas Besonderes, er hat einen höheren Rang, den Rang der Gemeinsamkeit und der Feindschaft zugleich. Gemeinsamkeit ist hier mehr als die vielberufene englisch-deutsche ›Vetternschaft‹, mehr als ein dünner sentimentaler Europäismus. Sie ist verborgene Liebe und offener Haß, sie ist feindschaftliche Brüderschaft«; Hermann HEIMPEL, Der Kampf um das Erbe Karls des Großen. Deutschland und Frankreich in der Geschichte, in: *Deutsche Allgemeine Zeitung*, 24.3.1940.

⁷⁰ »Gelingt es nicht, Frankreich und Deutschland zusammenzuführen, dann ist das Ende der abendländischen Kultur gekommen«, betonte Franz Schnabel; vgl. HERTFELDER, Franz Schnabel (wie Anm. 4), S. 402.

»Dritten Reiches« und die nun von den Nationalsozialisten in Aussicht gestellte Revision des Versailler Vertrages. In ihrem »antifranzösischen Affekt« boten viele Historiker dem Nationalsozialismus Anknüpfungspunkte. Obwohl in den »Tausend Jahren« keine Anleihen bei nationalsozialistischer Ideologie zu finden sind, hat auch Haller den Beginn des »Dritten Reiches« bejubelt⁷¹.

Doch bei aller Freude über die Revision von »Versailles« und die Erfolge Hitlers im Westen blieb sein Blickwinkel nach 1933 auf den Osten konzentriert. Nach den enttäuschenden Erfahrungen des Ersten Weltkrieges hofften viele deutschbaltische Historiker nun auf das Baltikum als Kriegsziel der späteren nationalsozialistischen Expansionspolitik⁷². So blieb für ihn nicht Frankreich, sondern Polen der »Erbeind«.

»Ganz oben auf der Liste Hallerschen Revisionsbegehrens, unterstreicht Hans-Erich Volkmann, stand die »Zerschlagung des polnischen Staates«⁷³. In seinem Selbstverständnis als Deutschbalte und Reichsdeutscher empfand Haller seit seiner Jugend die polnischen Bestrebungen nach Gesamtstaatlichkeit seit dem Mittelalter als Quelle ständiger Bedrohungen der deutschen Ostgrenze. Hier, in der Auffassung von deutscher Polen- bzw. Ostpolitik, kamen Hallers Denken und nationalsozialistische Programmatik am ehesten zur Deckung. Seine Erfahrungen im Baltikum, wo in der Tat eine deutsche gesellschaftliche und wirtschaftliche Oberschicht das Kulturleben geprägt hatte, hatten Haller zu der Überzeugung kommen lassen, die Deutschen zu den führenden Kulturvölkern der Welt zu zählen. Angesichts der nachlassenden Wirkung deutscher Kolonisation sah er in der »Zivilisierung« der östlichen Nachbarn den »Beruf des deutschen Volkes«⁷⁴. Hallers Propagierung deutscher Ostkolonisation als kulturelle Verpflichtung bot ein die nationalsozialistische Eroberungspolitik rechtfertigendes Motiv, wenngleich in seinen Schriften keine dezidierten Stellungnahmen zum Überfall auf die Sowjetunion zu finden sind und sich der Historiker auch nach der Niederlage von Stalingrad mit öffentlichen Äußerungen zurückhielt⁷⁵.

⁷¹ Nach dem Wahlerfolg der NSDAP bei den Märzahlen 1933 hatte Haller in der Süddeutschen Zeitung einen Artikel veröffentlicht, den er, wie Hans-Erich Volkmann zeigt, mit Bedacht »Zum 1. April 1933« betitelt hatte. (VOLKMANN, Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram [wie Anm. 2]). Haller hatte einen euphorischen Nekrolog auf Bismarck noch einmal mit der Abrechnung des verhaßten parlamentarischen Systems von Weimar verbunden.

⁷² VOLKMANN, Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram (wie Anm. 2), S. 33.

⁷³ DERS., Als Polen noch der Erbeind war (wie Anm. 20); DERS., Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram (wie Anm. 2), S. 26.

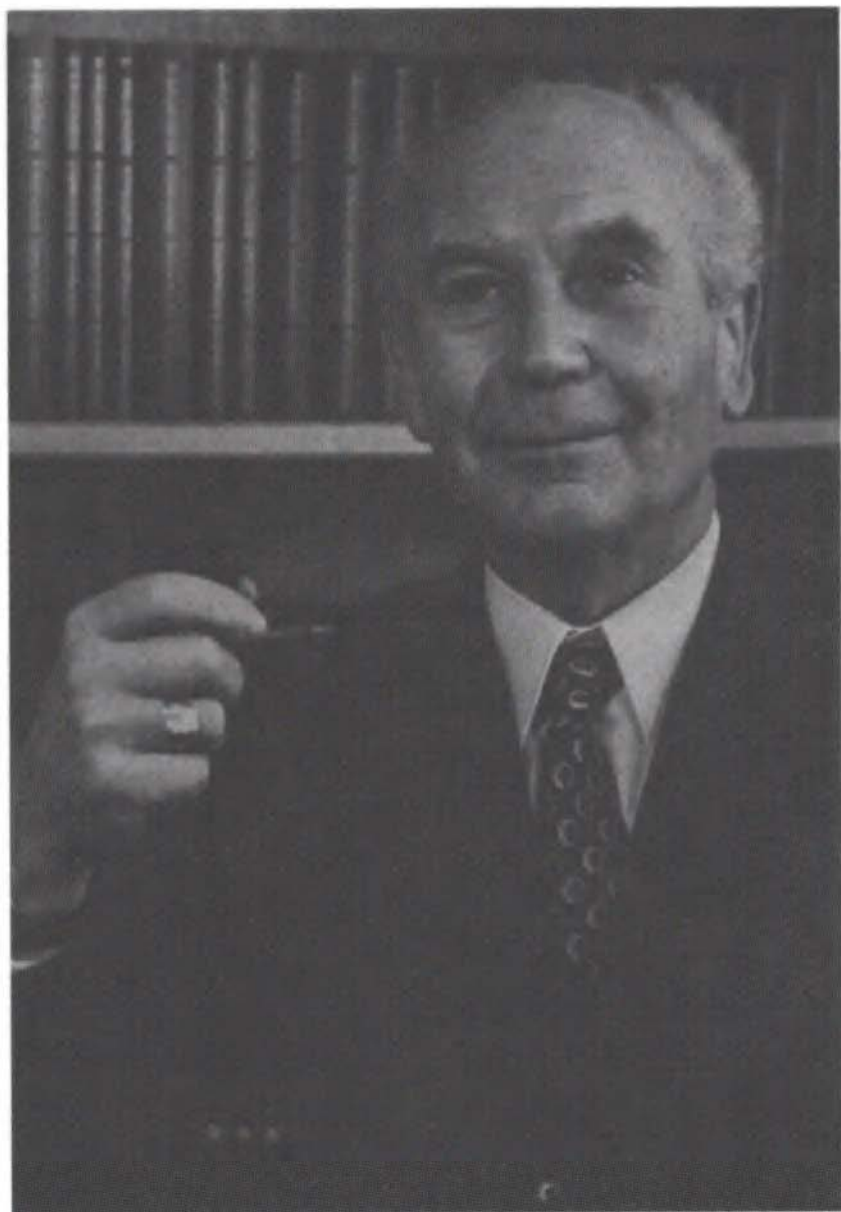
⁷⁴ »Wenn es erlaubt ist, bei ganzen Völkern von Lebensaufgaben zu sprechen, die ihnen in besonderer Weise innerhalb der Menschheit zugewiesen sind, so lehrt die Geschichte, daß der Beruf des deutschen Volkes in der Zivilisierung seiner östlichen Nachbarn liegt«.

⁷⁵ Vgl. hierzu ausführlich VOLKMANN, Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram (wie Anm. 2), S. 26f.

Fazit

Es ist an dieser Stelle nicht notwendig, Hallers ambivalentes Verhältnis zum Nationalsozialismus zu differenzieren. Dies haben sowohl Hans-Erich Volkmann und Heribert Müller ausführlich getan. In diesem Beitrag ging es vornehmlich um Hallers Sichtweise von Frankreich und französischer Geschichte vor dem Hintergrund seiner lebensweltlichen Prägung als Deutschbalte. Daß im Zeitalter der deutsch-französischen Konfrontation auch eine andere, deutlich positivere Sicht möglich war, hat zu Beginn der 1930er Jahre der elsässische Neuzeithistoriker Gaston Zeller unter Beweis gestellt. In seiner 1932 erschienenen Schrift »La France et l'Allemagne depuis dix siècles«, gleichsam das Pendant zu Hallers Buch, griff auch Zeller den Gedanken der deutsch-französischen Verständigung auf⁷⁶. Wie Haller zog auch er kritisch Bilanz der wechselvollen »tausendjährigen« deutsch-französischen Geschichte, kam dabei aber zu einer diametral entgegengesetzten Prognose. Gegenüber der fatalistischen Geschichtsauffassung Hallers verwirft Zeller die Absage an eine in der näheren Zukunft mögliche deutsch-französische Verständigung. Vielmehr entwirft er die Vision eines demokratischen Europas ohne Grenzen auf der Grundlage eines deutsch-französischen Kernverbundes. In der deutschen Historikerzunft jedoch blieb der Appell Zellers an die Verantwortung derjenigen, die auf die Völker meinungsbildend wirkten, unerwidert.

⁷⁶ Vgl. hierzu ausführlich KAUELKA, Rezeption im Zeitalter der Konfrontation (wie Anm. 3), S. 97–128.



Eugen Ewig

REINHOLD KAISER

EUGEN EWIG

Vom Rheinland zum Abendland

Eugen Ewig ist am 18. März 1913 in Bonn geboren und in Bonn am 1. März 2006 mit fast 93 Jahren gestorben. Er gehört zu jenen rheinischen und katholischen Historikern, die durch ihr Wirken in Universität, Forschung, Politik und Öffentlichkeit die Frühmittelalterforschung in Deutschland nachhaltig bestimmt haben. Sein wissenschaftliches Œuvre ist in einem Zeitraum von 70 Jahren zwischen 1936 und 2006 entstanden¹. Er zählt angesichts seines um-

¹ Eine kurze Würdigung von Leben und Werk Eugen Ewigs findet sich im Geleitwort von Karl Ferdinand WERNER zu den beiden vom Deutschen Historischen Institut Paris publizierten Sammelbänden von Hartmut ATSMÄ (Hg.), *Eugen Ewig, Spätantikes und fränkisches Gallien. Gesammelte Schriften (1952–1973)*, 2 Bde., Zürich, München 1976–1979 (Beihefte der Francia, 3/1–2), Bd. 1, S. IX–XII; knapp ist das Vorwort von Rudolf SCHIEFFER in: DERS. (Hg.), *Beiträge zur Geschichte des Regnum Francorum. Referate beim Wissenschaftlichen Colloquium zum 75. Geburtstag von Eugen Ewig am 28. Mai 1988, Sigmaringen 1990* (Beihefte der Francia, 22), S. 5; ausführlicher DERS., *Europäische Geschichte und lateinisches Mittelalter. Heiterer Brückenbauer am Rhein: Zum achtzigsten Geburtstag des Bonner Historikers Eugen Ewig*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 114/18.5.1993, S. 34 und DERS., *Konkrete Spätantike. Vermittler seiner Zeit: Zum Tode des Historikers Eugen Ewig*, *ibid.*, 53/3.3.2006, S. 35; vgl. auch Heinz THOMAS, *Der Erbfreund. Zum neunzigsten Geburtstag des Historikers Eugen Ewig*, *ibid.*, 114/17.5.2003, S. 36; lexikalische Einträge finden sich bei Wolfgang WEBER, *Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz; die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Faches bis 1970*, Frankfurt, Bern 1984, S. 138f. und im Deutschen Biographischen Archiv. Neue Folge 2, *Mikrofiche 345:366* (beide zitiert von Wolfgang Freund in diesem Band); eine ausführliche Standortbestimmung Eugen Ewigs in der Hitlerzeit und der Nachkriegszeit bis zur Begründung des Centre allemand de recherches historiques (1958) in Paris, des späteren Deutschen Historischen Instituts Paris, bietet Ulrich PFEIL, *Eugen Ewig. Ein rheinisch-katholischer Historiker zwischen Deutschland und Frankreich*, in: François BEILECKE, Katja MAR-METSCHKE (Hg.), *Der Intellektuelle und der Mandarin, Kassel 2005* (Intervalle, 8. Schriften zur Kulturforschung), S. 527–552; knappe Hinweise dazu auch bei Wolfgang FREUND, *Volk, Reich und Westgrenze: Deutschtumswissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annektierten Lothringen 1925–1945*, Saarbrücken 2006 (Veröffentlichung der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, 39), S. 313, 315f., 318f., 370–375; DERS., *Das Archivwesen im Gau Westmark*, in: *Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus. 75. Deutscher Archivtag 2005 in Stuttgart*, hg. v. Verband deutscher Archivarinnen und Archivare, bearb. von Robert KRETSCHMAR u.a., Essen 2007, S. 326–341; ein Schriftenverzeichnis und eine Liste der

fangreichen Werkes zu den Riesen, von denen Bernhard von Chartres spricht, auf deren Schultern wir stehen². Doch sehen wir vielleicht nicht einmal weiter, denn wer konnte heute die merowingerzeitlichen Quellen so gut, wie Eugen Ewig sie gekannt hat, nur sehen wir heute möglicherweise in andere Richtungen. Als Schüler über einen solchen Riesen zu sprechen, ist schwierig, denn es gilt auch hier das Wort: »Non est discipulus super magistrum« (Mt 10,24).

Bekannt ist Eugen Ewig in der internationalen Forschung als Spezialist für das frühe Mittelalter, insbesondere die Zeit der Merowinger, doch hat er seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten zu Themen aus dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit verfaßt. Unter der Leitung von Wilhelm Levison, der 1935 vorzeitig wegen seiner jüdischen Herkunft seines Amtes in Bonn enthoben worden war³, hat er seine Dissertation über einen spätmittelalterlichen Theologen und Mystiker, den Kartäuser Dionysius von Roermond geschrieben (1936)⁴. Dessen »Anschauungen [...] über den christlichen Ordo in Staat und Kirche«, orientiert an Thomas von Aquin, standen zur Zeit des konziliaren Umbruchs im »Herbst des Mittelalters« im Widerspruch zum Zeitgeist, und im Widerspruch zum Zeitgeist stand 1936 auch diese Dissertation, denn ein Satz wie »Lichtlos und trübe erscheint die Gegenwart häufig, wenn man sie an den Maßstäben der Vergangenheit mißt«⁵, ist Ausdruck eines pessimistischen Konservatismus, der im Gegensatz zur zeitgenössischen Kraft- und Aufbruchideologie stand.

Seine Ausbildung in der Archivschule zu Berlin, sein Archivreferendariat in Breslau und seine Arbeit als Archivar in den Archives départementales de la Moselle in Metz (1941–44) haben Eugen Ewig auf Themen gelenkt wie »Die Wahl des Kurfürsten Josef Clemens von Köln zum Fürstbischof von Lüttich,

Schüler sowie ein Lebenslauf finden sich in der Begleitpublikation zur Gedenkfeier für Eugen Ewig, die mir Theo Kölzer freundlicherweise vorab zur Verfügung gestellt hat, wofür ich ihm an dieser Stelle gerne danken möchte; vgl. In Memoriam Eugen Ewig (18.05.1913–01.03.2006). Reden bei der Akademischen Gedenkfeier am 1. Dezember 2006 im Festsaal der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn (Alma Mater 101), Bonn 2007; eine Notice nécrologique von Reinhold KAISER und Werner PARAVICINI wird in *Francia* 34/1 (2007) publiziert.

² Johannes von Salisbury, *Metalogicon* III, 4: *Dicebat Bernardus Carnotensis nos esse quasi nanos gigantum umeris insidentes, ut possimus plura eis et remotiora uidere, non utique proprii uisus acumine, aut eminentia corporis, sed quia in altum subuehimur et extollimur magnitudine gigantea*, ed. J. B. HALL, K. S. B. KEATS-ROHAN, Turnholt 1991 (CCCM, 98), S. 116.

³ Zu Wilhelm Levison vgl. Paul Egon HÜBINGER, Wilhelm Levison. 1876–1947, in: 150 Jahre Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1818–1968. Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Geschichtswissenschaften, Bonn 1968, S. 311–331 und Theodor SCHIEFFER, Wilhelm Levison, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 40 (1976), S. 225–242.

⁴ Die Anschauungen des Kartäusers Dionysius von Roermond über den christlichen Ordo in Staat und Kirche, Bonn (phil. Diss.) 1936.

⁵ *Ibid.*, S. 5.

1694«⁶ und »Die Deutschordenskommande Saarburg«⁷, für deren Bearbeitung der junge Archivar auf die Bestände des Stadtarchivs Erkelenz, des Staatsarchivs Wien sowie des Archivs in Metz zurückgegriffen hat. Eine nicht veröffentlichte Abhandlung »Die Verschiebung der Sprachgrenze in Lothringen während des 17. Jahrhunderts« geht auf einen Auftrag des Gauleiters von Mitte 1943 an die lothringischen Lehrer zurück, die »Verschiebung der Sprachgrenze zu Ungunsten des Deutschtums« zu untersuchen⁸. Ewigs Arbeit, entstanden in seiner Funktion als kommissarischer Leiter des Archivs in Metz, »ist ein Beweis dafür, daß ein Historiker im Nationalsozialismus seine fachliche Arbeit nicht politischen Vorgaben beugen mußte«, denn sie widersprach der Vorstellung, die nun »wissenschaftlich« untermauert werden sollte, Ludwig XIV. habe eine ethnische Politik der Franzisierung betrieben⁹.

Die Wegrichtung der späteren Arbeiten ist in diesen Schriften schon angedeutet: in der Dissertation die christliche Grundlage des Königtums und Kaisertums, der Staats- und Kirchenlehre, das Interesse für die Fürstenspiegelliteratur, dazu in allen der Vorrang des Rheinlandes – mit dem nostalgischen Satz in dem Einleitungskapitel der Dissertation: »Nie sind in den Landschaften des Rheins die großen Erinnerungen an ihre universale Führerstellung in Europa geschwunden, seitdem sie in den Schatten der Großmächte aus West und Ost getreten sind«¹⁰, ferner die Hinwendung zum lotharingischen Raum, als dem Raum der Vermittlung zwischen Romania und Germania¹¹, und schließlich das Augenmerk auf die Rolle des Bischofs, der Bischofswahl, der kirchlichen und städtischen sowie der siedlungs- und sprachgeschichtlichen Verhältnisse.

Die erste, kurze Phase der wissenschaftlichen Arbeiten Eugen Ewigs ist damit abgeschlossen. Nach dem Zweiten Weltkrieg konzentrieren sich Ewigs Publikationen mit ganz wenigen Ausnahmen auf das frühe Mittelalter. Zu den Ausnahmen gehört ein sehr früher Beitrag mit programmatischem Charakter in der soeben neu begründeten Zeitschrift *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* (1950) mit dem Titel »Landschaft und Stamm in der deutschen Geschichte«¹², ein weit gespannter Überblick über die deutsche Geschichte aus rheinischer Sicht. Der Aufsatz ist eine Neubesinnung, eine Vergewisserung der eigenen Position und skizziert in groben Umrissen, was in dem Untertitel dieses Beitrages angedeutet ist: Vom Rheinland zum Abendland. Das sind die

⁶ In: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 135 (1939), S. 41–79.

⁷ In: *Elsaß-lothringisches Jahrbuch* 21 (1943), S. 81–126.

⁸ Ein Exemplar dieser Arbeit ist in den Archives départementales de la Moselle vorhanden, vgl. FREUND, Volk, Reich und Westgrenze (wie Anm. 1), S. 370–372.

⁹ Ibid., S. 371, vgl. PFEIL, Eugen Ewig (wie Anm. 1), S. 533.

¹⁰ EWIG, Anschauungen des Karthäusers (wie Anm. 4), S. 5.

¹¹ Mit seinem Aufsatz über »Die Deutschordenskommande Saarburg« (wie Anm. 7), hofft Eugen Ewig »zur Erhellung der elsässisch-lothringischen und der deutsch-romanischen Beziehungen in Lothringen selbst beigetragen zu haben« (S. 126).

¹² In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 1 (1950), S. 154–168.

beiden Räume, auf die sich Eugen Ewig im Sinne einer Aneignung und Begründung des eigenen Standortes, des politischen und religiösen, in allen seinen nun folgenden Arbeiten konzentriert. Die Spannung und Wechselwirkung zwischen dem lokal, regional und landschaftlich Gebundenen einerseits, dem Übergreifenden, Universalen, der *christianitas* andererseits, zeigt sich in dem durchgehenden Nebeneinanderlaufen von Publikationen, die sich auf das Lokale, das Rheinland, oder auf das Universale, das ganze Abendland, beziehen.

Wir werden diese beiden Teile des wissenschaftlichen Werkes von Eugen Ewig nacheinander betrachten, obwohl sie gleichzeitig entstanden sind, genauso wie die Einzelanalyse, die akribische Erörterung der Quellen, neben der zusammenfassenden Darstellung, der Synthese, steht. Damit kommen wir zu einem Dritten: der Frage nach der wissenschaftlichen Methode, der Darstellungsart und der Bedeutung des Œuvres, die sich anhand der Dauerhaftigkeit seiner Ergebnisse und der Wirkung auf die Forschung ermaßen läßt.

Das Rheinland

Der politische, kulturelle und lebensweltliche Standort Eugen Ewigs ist das Rheinland gewesen, verstanden in einem weiten Sinne als alle jene Landschaften, die auf die Kulturachse des Rheins hin orientiert sind. In seinem programmatischen Aufsatz von 1950 spricht er von »der bindenden und lösenden Kraft des Rheines [...], der zum Schicksal der Franken wurde« und schließlich vom Rhein »als Schicksalsstrom des Abendlandes«¹³. Die Rheinlande verkörpern für Eugen Ewig das Dritte Deutschland¹⁴, das Herzstück des Abendlandes und Europas, das zugleich Anteil an der Romania und Germania hat, Ort der Symbiose und des zivilisatorischen Ausgleichs ist.

Entgegen der Verabsolutierung des Volkes und der Volksgeschichte sowie der Stämme betont er die Bedeutung der »pränationalen Epoche«, d.h. des fränkischen Reiches, »in der die Grundlagen für den Okzident überhaupt gelegt wurden«. Aus der Einheit des Frankenreiches sind erst sehr spät das französische und das deutsche Volk hervorgegangen: »Der Weg führte von der uniformen Einheit des spätrömischen Imperiums über das Reich Karls des Großen zur Einheit in der Vielheit unter den Päpsten und Kaisern des Mittelalters, vom Imperium Romanum zur Christianitas oder Res Publica Christiana«.

¹³ Ibid., S. 156.

¹⁴ Sebastian CONRAD, Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan, 1945–1960, Göttingen 1999, S. 355, meint dazu: Ewig »plädierte für eine historiographische Westverschiebung des preußenlastigen Deutschlandbildes, gleichsam von Berlin nach Bonn, da Deutschlands wahres Zentrum im Rheinland liege«.

Eine Schlüsselrolle spielten bei diesem Prozeß die Franken, die zum Reichsvolk geworden waren, und die beiden Landschaften Ribuarien – Rheinlande und Mosellanien – Mosellande, von denen die Landschaft an der Mosel »die eigentliche Kernlandschaft des merowingischen Teilreiches Austrasien« gewesen ist, und zwar aufgrund ihrer engen Verbindung zu den burgundischen Rhônelanden, zur Champagne und darüber hinaus zu Aquitanien¹⁵.

Der Rolle der Moselmetropole, der *civitas*, der Stadt und des Bistums Trier in dem globalen Prozeß des politischen, sozialen, wirtschaftlichen, kirchlichen und kulturellen Wandels von der Antike zum Mittelalter nachzugehen, ist das Ziel der ersten großen bahnbrechenden Arbeit Eugen Ewigs, der Habilitationsschrift von 1954, gewesen¹⁶. Im Vordergrund steht das Problem der Kontinuität und des Kulturwandels, erörtert wird es hier und in vielen daran anschließenden oder parallelen Studien im Hinblick auf den Wandel der weltlichen und kirchlichen Topographie, die Stellung des Bischofs in Stadt und Diözese, die Ausbildung einer Bischofsherrschaft in Form einer Civitas- oder Bistumsrepublik¹⁷, die Besitzstruktur der Bischofskirche und der Klöster, die Fernbesitzungen und Fernbeziehungen, die Siedlungs-, Sprach- und Kulturgeschichte¹⁸. Ähnlich angelegte Beiträge hat Eugen Ewig für die beiden übrigen linksrheinischen Metropolen beigezeichnet, für Köln und Ribuarien¹⁹, für Mainz

¹⁵ EWIG, Landschaft und Stamm (wie Anm. 12), S. 154f., 157.

¹⁶ Eugen EWIG, Trier im Merowingerreich. Civitas, Stadt, Bistum, in: Trierer Zeitschrift 21 (1952, erschienen 1954), S. 5–367 und als Separatdruck: Trier 1954 (ND Aalen 1973).

¹⁷ Dazu vgl. auch den etwa zur gleichen Zeit entstandenen Aufsatz »Milo et eiusmodi similes«, in: Sankt Bonifatius. Gedenkgabe zum zwölfhundertsten Todestag, Fulda 1953 (21954), S. 412–440, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 189–219.

¹⁸ Eine Art Kurzfassung der Habilitationsschrift für ein größeres Publikum bietet der Beitrag »Das Trierer Land im Merowinger- und Karolingerreich«, in: Geschichte des Trierer Landes, hg. von Richard LAUFNER, Bd. 1, Trier 1964 (Schriftenreihe zur Trierischen Landesgeschichte und Volkskunde, 10), S. 222–302. Von den weiteren Arbeiten zur Moselmetropole wären hier zu nennen: Civitas, Gau und Territorium in den Trierischen Mosellanden, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 17 (1952), S. 120–137, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 504–522; Treverensia: 1/Milo von Trier. – 2/ Die älteren Miracula s. Maximini und das Ada-Problem, in: Archiv für mittelhochdeutsche Kirchengeschichte 6 (1954), S. 229–233; Kaiserliche und apostolische Tradition im mittelalterlichen Trier, in: Trierer Zeitschrift 24/26 (1956/58), S. 147–186, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 51–90; Von der Kaiserstadt zur Bischofsstadt. Beobachtungen zur Geschichte von Trier im 5. Jahrhundert, in: Werner BESCH u. a. (Hg.), Die Stadt in der europäischen Geschichte, Festschrift für Edith Ennen, Bonn 1972, S. 59–73, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 33–50; Observations sur la grandeur et la décadence de Trèves la Romaine, in: Économies et Sociétés au Moyen Âge, mélanges offerts à Edouard Perroy, Paris 1973 (Publications de la Sorbonne. Série Études, 5), S. 28–39, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 21–32.

¹⁹ Die Civitas Ubiorum, die Francia Rinensis und das Land Ribuarien, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 19 (1954), S. 1–29, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie

und den Mittelrhein²⁰, darüber hinausgehend für die Ardennen im frühen Mittelalter²¹.

Charakteristisch für alle diese im weiten Sinne auf das Rheinland und die Mosellande bezogenen Arbeiten ist zweierlei:

1. Der traditionelle Zeithorizont des Mediävisten wird überschritten und die antiken, vornehmlich die spätrömischen Grundlagen der Kulturentwicklung werden nicht nur gestreift, sondern voll in die Untersuchungen der Quellen miteinbezogen. Die Zeit von der (Spät-)Antike bis zum Ende der Karolinger wird im Sinne der »pränationalen« Phase als Einheit gesehen. Insofern praktiziert Eugen Ewig seit langem das, was immer wieder gefordert, selten aber realisiert wird: die Überwindung der Periodengrenzen.

2. Die sorgfältige Ermittlung der konkreten Einzelheiten, ja die Liebe zum Detail in den lokalen und regionalen Studien verstellt keineswegs den Blick auf die größeren Zusammenhänge, im Gegenteil: vom landschaftlich Besonderen lassen sich Korrekturen an dem Bild der übergeordneten größeren Strukturen anbringen. Das ergibt sich etwa aus solchen Einzelstudien wie jenen »Zur Geschichte von Contrua-Gondorf«, einem Ort bei Kobern an der Mosel (Kreis

Anm. 1), Bd. 1, S. 472–503; Das Bistum Köln im Frühmittelalter, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 155/156 (1954), S. 205–243, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 91–125; Beobachtungen zur Frühgeschichte des Bistums Köln, in: Robert HAASS, Joseph HOSTER (Hg.), Geschichte und Kunst im Erzbistum Köln, Festschrift für Wilhelm Neuss, Düsseldorf 1960 (Studien zur Kölner Kirchengeschichte, 5), S. 13–39, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 126–153; Zum lothringischen Dukatus der Kölner Erzbischöfe, in: Aus Geschichte und Landeskunde. Forschungen und Darstellungen Franz Steinbach zum 65. Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Schülern, Bonn 1960, S. 210–246; Die Stellung Ribuariens in der Verfassungsgeschichte des Merowingerreichs, in: Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. Vorträge 18 (1969), S. 1–29, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 450–471; Die Franken am Rhein. Bemerkungen zu: Hans KUHN, Das Rheinland in den germanischen Wanderungen (Wege der Forschung 49, 1973, S. 447–443), in: Helmut BEUMANN, Werner SCHRÖDER (Hg.), Aspekte der Nationenbildung im Mittelalter, Sigmaringen 1978 (Nationes, 1), S. 109–126.

²⁰ Die ältesten Mainzer Bischofsgräber, die Bischofsliste und die Theonestlegende, in: Ludwig LENHART (Hg.), Universitas. Dienst an Wahrheit und Leben. Festschrift für Bischof Dr. Albert Stohr, Mainz 1960, Bd. 2, S. 19–27, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 171–181; Die ältesten Mainzer Patrozinien und die Frühgeschichte des Bistums Mainz, in: Kurt BÖHNER, Victor Heinrich ELBERN u.a. (Hg.), Das erste Jahrtausend: Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr, Textbd. 1, Düsseldorf 1962, ¹1963, S. 114–127, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 154–170; Der Mittelrhein im Merowingerreich. Eine historische Skizze, in: Nassauische Annalen 82 (1971), S. 49–60, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 435–449; Der Raum zwischen Selz und Andernach vom 5. bis zum 7. Jahrhundert, in: Joachim WERNER, Eugen EWIG (Hg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht, Sigmaringen 1979 (Vorträge und Forschungen, 25), S. 271–296.

²¹ Les Ardennes au haut moyen âge, in: Anciens pays et assemblées d'états 28 (1963), S. 1–38, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 523–552.

Mayen-Koblenz), wo plötzlich durch die Zusammenschau von Reliquiar-schnalle, Schrankenplatte und frühchristlichen Grabsteinen mit der Geschichte des von Venantius Fortunatus erwähnten Ortes die austrasisch-burgundischen Beziehungen erhellt werden²², oder zu »Waldorf am Vinxtbach« an der Grenze zwischen den beiden römischen Provinzen *Germania superior* und *inferior*, wo der Frage der »Römisch-fränkischen Kontinuität auf dem Lande?« nachgegangen wird²³.

Das landschaftlich Partikuläre wird so immer vor dem Hintergrund des je größeren Ordnungsrahmens, konkret des spätrömischen Gallien bzw. des merowingischen und karolingischen Frankenreichs gesehen. Es haben so die lokalen und regionalen Studien Eugen Ewigs mit einer gewissen Notwendigkeit zur Behandlung und Untersuchung der politisch-administrativen und kulturellen Großräume geführt.

Das Abendland

Imperium, regnum und *civitas* einerseits und *ecclesia* andererseits, das sind die beiden Pole, um welche die übergreifenden Studien Eugen Ewigs kreisen, die sich vornehmlich auf das spätantike Gallien, das merowingische und karolingische Frankenreich, schließlich im Hinblick auf die politischen Grundstrukturen auch auf den gesamten lateinischen Okzident beziehen.

Während die geographisch-administrative Gliederung und die politische Entwicklung Galliens und der Rheinlande in römischer Zeit relativ gut bekannt gewesen sind, standen lange Zeit die Grundlagen der historisch-geographischen Ordnung im Übergang von der Antike zum Frühmittelalter im Dunkeln einer trüben, lückenhaften und äußerst schmalen Quellenbasis. Auguste Longnon hatte in seinen historisch-geographischen Arbeiten über Gregor von Tours und zur Vorbereitung seines »Atlas historique de la France« im Dickicht der Überlieferung Klarheit zu schaffen gesucht²⁴. Ewigs bekannte Aufsätze zu den Teilungen und Teilreichen im 6. und 7. Jahrhundert sowie seine »Beobachtungen zur politisch-geographischen Terminologie des fränkischen Großreiches und der Teilreiche des 9. Jahrhunderts« greifen das Thema

²² Zur Geschichte von Contrua-Gondorf, in: WERNER, EWIG (Hg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter (wie Anm. 20), S. 371–377, weitere Beiträge zu Gondorf von Hans EIDEN, Joachim WERNER und Egon FELDER, *ibid.*, S. 357–371.

²³ Waldorf am VINXTBACH. Römisch-fränkische Kontinuität auf dem Lande? Fakten und Fragen, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 59 (1995), S. 304–313.

²⁴ Auguste LONGNON, *Géographie de la Gaule au VI^e siècle*, Paris 1878; DERS., *Atlas historique de la France. Depuis César jusqu'à nos jours*, Paris 1882–1889, *Texte explicatif des planches*, Paris 1904.

erneut auf und führen es weiter²⁵. Aber nicht nur die Teilungspraxis als solche, die Teilungsmodi, die jeweilige Zusammensetzung der Reiche, die Fragen der Enklaven, der Samtherrschaften, der Aufteilungen bzw. Neutralisierungen von *civitates* werden erörtert, sondern der gesamte ereignisgeschichtliche und politische Rahmen abgesteckt, der in wesentlichem Maße ja durch die Auseinandersetzungen der Könige, Königinnen und der Großen um eben diese Teilungen bestimmt worden ist. So entsteht ein Leitfaden der politischen Geschichte der Merowingerzeit, fast ein Ersatz für die fehlenden Jahrbücher des fränkischen Reiches unter den Merowingern, mehr noch: Zugleich werden die Grundstrukturen des Frankenreiches erörtert. Die *civitas* erweist sich als Kernelement für Herrschaft und Verwaltung, als intakter Rahmen der spätromischen Kontinuitäten. Ihre sich im Norden allmählich vollziehende Auflösung und Untergliederung läßt Ewig eine Paguszone im nördlichen von einer Civitaszone im südlichen Gallien unterscheiden, wobei die Grenze etwa von der Normandie zur Schweiz verläuft. Die über die *civitas* hinausgehende, größere Ordnung der Dukate, der Unterkönigreiche und schließlich die sich seit dem späten 6. Jahrhundert konsolidierenden Teilreiche Neustrien, Burgund und Austrasien bilden den historisch-geographischen Rahmen, in dem sich die Frankenherrschaft etabliert.

Daß die merowingische Herrschaft weitgehend auf der Übernahme römischer Institutionen beruht – heute in der Forschung eine fest verankerte Vorstellung – hat Eugen Ewig schon 1955 in seinem Beitrag zu ihrem Fortleben in Gallien und Germanien gezeigt, nicht zuletzt für den Bereich der Hof- und der Fiskalverwaltung, d. h. der Zentral- und der Regionalverwaltung²⁶.

Die Zentralen, die *sedes regiae*, werden zum Kristallisationskern für die Teilreiche, werden zu *sedes regni*. Ihre bauliche Gestalt, Ausstattung mit Königsgrablegen, repräsentativen Kirchen, ihre Funktionen (ggf. als Fluchtorte), ihre Lage oder Verlegung und ihre Rolle als Residenzen bzw. als Hauptstadt

²⁵ Die fränkischen Teilungen und Teilreiche (511–613), in: Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Bd. 9, Wiesbaden 1952 (erschienen 1953), S. 651–715, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 114–171; Die fränkischen Teilreiche im 7. Jahrhundert (613–714), in: Trierer Zeitschrift 22 (1953), S. 85–144, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 172–230; Beobachtungen zur politisch-geographischen Terminologie des fränkischen Großreiches und der Teilreiche des 9. Jahrhunderts, in: Konrad REPGEN, Stephan SKALWEIT (Hg.), Spiegel der Geschichte. Festgabe für Max Braubach zum 10. April 1964, Münster 1964, S. 99–140, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 323–361; Überlegungen zu den merowingischen und karolingischen Teilungen, in: *Nascità dell'Europa ed Europa carolingia: un'equazione da verificare*, Spoleto 1981 (Settimane di Studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo, 27), S. 225–253, 255–260 (Diskussion).

²⁶ Das Fortleben römischer Institutionen in Gallien und Germanien, in: X. Congresso internazionale di Scienze storiche. Relazioni, Bd. 6, Firenze 1955, S. 561–598, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 409–434.

oder Hauptsitz innerhalb der Teilreiche bzw. des Gesamtreiches werden mit einem vergleichenden Blick auf die Verhältnisse im westgotischen Spanien und im langobardischen Italien dargestellt, und zwar bis in die Zeit der Ausgliederung der karolingischen Teilreiche bzw. Nachfolgereiche²⁷.

Neben die *sedes regiae* treten die Pfalzen, die Land-, Stadt-, Kloster-, Jagd- oder Winterpfalzen – das Spektrum ist vielfältig, vielfältig und verschiedenartig auch ihre Verteilung und die der Königsgüter, der *fisci* und der größeren Fiskalbezirke. In einem umfassenden *tableau d'ensemble* faßt Eugen Ewig in seiner »Descriptio Franciae« die vielen punktuellen Einzelzeugnisse zusammen, erweist Paris und die Île-de-France, die angrenzende Picardie und Champagne, die Gebiete um Maas, Mosel und Rhein (Mittelrhein mit unterem Neckar und dem Main) als die Kernlandschaften des merowingischen Frankenreiches, der Francia schlechthin²⁸.

In diesen Kernlandschaften hat sich im Laufe des 7. Jahrhunderts eine Frankisierung vollzogen, mit der in den peripheren Gebieten des Reiches, in Aquitanien, Burgund, Rätien, Alemannien und Bayern, die »Regionalisierung der Volkstümer« korreliert, ein Schlüsselbegriff, mit welchem Eugen Ewig die Überwindung des gentilizischen Abstammungsdenkens und seinen Ersatz durch das Territorialprinzip erklärt²⁹. Seit Mitte des 7. Jahrhunderts gilt eben als Burgunder, wer aus dem *regnum Burgundiae* stammt, gleichgültig, ob fränkischer, burgundischer, romanischer oder anderer Herkunft.

Der gentilen Phase der Volkstümer, insbesondere der Frühgeschichte der Franken, hat sich Ewig in seinen rheinischen Studien zugewandt³⁰ und dann wiederum in einer späteren Phase seines Wirkens unter dem Impuls der *origo-gentis*-Forschung.

Der Herkunft der Franken, der Merowinger, der damit verknüpften »Vorstellungsgeschichte«, bekannt als Trojamythos, ist Ewig mehrfach nachgegangen³¹, ebenso der merowingischen Dynastie³². Seine prosopographisch und

²⁷ Résidence et capitale pendant le haut Moyen Age, in: Revue historique 230 (1963), S. 25–72, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), S. 362–408.

²⁸ Descriptio Franciae, in: Helmut BEUMANN (Hg.), Karl der Große – Lebenswerk und Nachleben, Bd. 1: Persönlichkeit und Geschichte, Düsseldorf 1965 (1967), S. 143–177, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 274–322.

²⁹ Volkstum und Volksbewußtsein im Frankenreich des 7. Jahrhunderts, in: Caratteri del secolo VII in occidente, Spoleto 1958 (Settimane di Studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo, 5), S. 587–648, 682–697 (Diskussion), ND in der Reihe Libelli, Bd. 268, Darmstadt 1969 und in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 231–273, bes. S. 272.

³⁰ Probleme der fränkischen Frühgeschichte in den Rheinlanden, in: Helmut BEUMANN (Hg.), Historische Forschungen für Walter Schlesinger, Köln, Wien 1974, S. 47–74; Die Franken am Rhein (wie Anm. 19); Frühes Mittelalter, in: Franz PETRI, Georg DROEGE (Hg.), Rheinische Geschichte, Bd. I, 2, Düsseldorf 1980.

³¹ Le mythe troyen et l'histoire des Francs, in: Michel ROUCHE (Hg.), Clovis. Histoire et mémoire, vol. 1: Le baptême de Clovis, l'événement, Paris 1997, S. 817–847; Trojamy-

namenkundlich abgestützten Untersuchungen zur Genealogie der Merowinger bringen Klarheit in ein Gestrüpp von Vermutungen, Kombinationen und Spekulationen und bieten einen ziemlich sicheren Leitfaden, z.B. bei der Erörterung des leidigen Themas des Taufdatums Chlodwigs oder des sog. Staatsstreichs Grimoalds³³.

Das merowingische Königtum ist nur eine besondere Art der monokratischen Herrschaft, gleichsam eine Phase in der Entwicklung des abendländischen Königtums³⁴. Die thomistisch geprägten Anschauungen des Kartäusers über das Königtum hatte Eugen Ewig in seiner Dissertation untersucht. Die biblischen, altchristlichen und spätrömischen Grundlagen des christlichen Königsgedankens, die Verchristlichung der Königtümer in den westlichen Nachfolgereichen des Imperiums, die Unterscheidung des die byzantinische, weltliche und geistliche Herrschaft zur Einheit bringenden Denkens einerseits und des westlichen, die Autonomie der beiden Sphären betonenden Denkens andererseits, das waren die zentralen Themen der umfangreichen Abhandlung »Zum christlichen Königsgedanken im Frühmittelalter«³⁵. Eng damit verknüpft sind die Untersuchungen zur Constantintradition und – wiederum aus der moselländisch-rheinischen Perspektive gesehen – zur »kaiserlichen und apostolischen Tradition im mittelalterlichen Trier«³⁶.

Der *ecclesia* im engeren Sinne hat Eugen Ewig zahlreiche Studien gewidmet, abgesehen von den regionalen Untersuchungen zu den drei linksrheini-

thos und fränkische Frühgeschichte, in: Dieter GEUENICH, Die Franken und die Alemanen bis zur »Schlacht bei Zülpich« (496/97), Berlin, New York 1998 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 19), S. 1–30; Troja und die Franken, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 62 (1998), S. 1–16; Zum Geschichtsbild der Franken und den Anfängen der Merowinger, in: Jürgen PETERSOHN (Hg.), *Mediaevalia Augiensia. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters*, Stuttgart 2001 (Vorträge und Forschungen, 54), S. 43–58; vgl. dazu Hans Hubert ANTON, Art. »Trojanersagen« in: *Reallexikon für Germanische Altertumskunde* 31 (2006), S. 264–272.

³² Studien zur merowingischen Dynastie, in: *Frühmittelalterliche Studien* 8 (1974), S. 15–59; Die Namengebung bei den ältesten Frankenkönigen und im merowingischen Königshaus, in: *Francia* 18/1 (1991), S. 21–69.

³³ Noch einmal zum Staatsstreich Grimoalds in: Clemens BAUER, Laetitia BOEHM, Max MÜLLER, *Speculum historiale. Geschichte im Spiegel von Geschichtsschreibung und Geschichtsdeutung*. Johannes Spoerl aus Anlaß seines 60. Geburtstages, dargebracht von Weggenossen, Freunden und Schülern, Freiburg, München 1965, S. 454–457, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 573–577.

³⁴ La monocratie dans l'Europe occidentale de V^e au X^e siècle, in: *La Monocratie*, Bd. 2, Bruxelles 1969 (*Recueils de la Société Jean-Bodin*, 21), S. 57–105.

³⁵ Zum christlichen Königsgedanken im Frühmittelalter, in: *Das Königtum. Seine geistigen und rechtlichen Grundlagen*, Konstanz 1956 (Vorträge und Forschungen, 3), S. 7–73, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 3–71.

³⁶ Das Bild Constantins des Großen in den ersten Jahrhunderten des abendländischen Mittelalters, in: *Historisches Jahrbuch* 75 (1956), S. 1–46, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 72–113; Kaiserliche und apostolische Tradition (wie Anm. 18).

schen Metropolen³⁷. Im Mittelpunkt steht die Gestalt des Bischofs, des Exponenten der *civitas*, Trägers und Garanten der politisch-administrativen, sozialen, kulturellen und intellektuellen sowie dogmatisch-innerkirchlichen Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter³⁸. Der soziale und politische Wandel des Episkopats wird in »Milo et eiusmodi similes« für die mittellgallischen Bischofsherrschaften, die von Eugen Ewig Civitas- oder Bistumsrepubliken genannten geistlich-weltlichen Formationen, als Strukturelement des spätmérowingischen Frankenreichs gedeutet, das in Ausläufern bis nach Trier und Chur und in die frühkarolingische Zeit reicht³⁹.

Mit den Konzilien, den Reichs-, Teilreichs-, Provinzial- und Diözesankonzilien, wird eine kirchlich-administrative Struktur der Spätantike für das Mérowingerreich übernommen und zugleich verwandelt. Das Festhalten an den überkommenen Organisationsformen der römischen Großräume (Praefekturen, Diözesen, Provinzen) stößt sich an dem eigenen römischen, in Chalkedon festgelegten Prinzip der Kongruenz der politischen und der kirchlichen Organisation, ein Prinzip, das, konsequent angewendet, zur Landeskirche führt, so wie sie sich anscheinend recht früh in den arianischen Reichen ausgebildet hat und wie sie offenbar das politische Ziel einiger Mérowingerherrscher gewesen ist, wenn es darum ging, die Bistumssprengel – und sei es durch Zerstückelung und Bildung neuer Bistümer – mit den Reichsteilgrenzen und Teilreichsgrenzen in Übereinstimmung zu bringen, und zwar auch gegen den Widerstand eines Teils des Episkopats. Man kann diesen Teil als den konservativen bezeichnen, denn er wähnt, die römische Ordnung sei *in infinito* fortzuschreiben, statt sie getreu dem Kongruenzprinzip anzupassen. Der Widerstreit der beiden Prinzipien: Das Festhalten an der alten Provinzialordnung mit der hervorragenden Rolle des Metropoliten und Anpassung an die Realität der politischen Teilungen hat weit reichende Konsequenzen für die von Eugen Ewig und anderen vorgenommene Rekonstruktion der Reichsteile und Teilreiche, denn sie basiert zum großen Teil auf der Unterschriftenliste der Konzilien⁴⁰.

Die Konzilien des 7. Jahrhunderts waren oft das Forum, vor dem sich die Bischöfe eines Teils ihrer *potestas*, der Verfügung über die Klöster des Bischofssitzes oder der Landgebiete entäußerten und diese Beschneidung ihrer Gewalt in den Privilegien der »großen« und der »kleinen Freiheit« verbrieften.

³⁷ Dazu siehe oben S. 204f. mit Anm. 16–20.

³⁸ Kirche und Civitas in der Mérowingerzeit, in: *Le chiese nei regni dell'Europa occidentale e i loro rapporti con Roma fino all'800*, Spoleto 1960 (Settimane di Studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo, 7), S. 45–71, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 1–20.

³⁹ Milo et eiusmodi similes (wie Anm. 17).

⁴⁰ Beobachtungen zu den Bischofslisten der mérowingischen Konzilien und Bischofsprivilegien, in: Georg DROEGE u.a. (Hg.), *Landschaft und Geschichte. Festschrift für Franz Petri zu seinem 65. Geburtstag*, Bonn 1970, S. 171–193, ND in: Spätantikes und fränkisches Gallien (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 427–455.

In minuziösen diplomatischen Untersuchungen der Bischofsprivilegien hat Eugen Ewig dem Aufkommen und der Verbreitung dieser Exemtionen seit den iro-fränkischen Klostergründungen nachgespürt, hat den Zusammenhang des kirchlichen *privilegium* und der weltlichen *emunitas* aufgedeckt und in den politischen Kontext besonders von Balthilds Klosterpolitik gestellt⁴¹. Mit der Verselbständigung der Klöster wird die aus der Antike überkommene Vermögens- und Verwaltungseinheit des Bistums unter der monarchischen Leitung des Bischofs aufgelöst, ein Schritt, der die Zerschlagung oder Aushöhlung der spätmérowingischen Bischofsherrschaften durch die Pippiniden/Karolinger erleichtert hat; das ist das eine, das andere ist: sie hat die Klöster vor allem in den nördlichen und östlichen Randgebieten frei gemacht für neue Aufgaben in der Mission in den repaganisierten Kontaktzonen zwischen Romania und Germania⁴², frei gemacht auch für den Kult, insbesondere das liturgische Gebetsgedenken der meist adligen Stifter, Gönner und der Könige⁴³.

⁴¹ Beobachtungen zu den Klosterprivilegien des 7. und frühen 8. Jahrhunderts, in: Josef FLECKENSTEIN, Karl SCHMID (Hg.), *Adel und Kirche*. Gerd Tellenbach zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern, Freiburg 1968, S. 52–65, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 411–426; Beobachtungen zu den Bischofsprivilegien für Saint-Maur-des-Fossés und Sainte-Colombe de Sens, in: *Festschrift für Ludwig Petry*, Wiesbaden 1969 (*Geschichtliche Landeskunde*, 5/2), S. 1–24, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 485–506; Das Privileg des Bischofs Audomar von Térouanne von 663 und die Anfänge der Abtei Sithiu, in: Edith ENNEN, Günter WIEGELMANN (Hg.), *Studien zu Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte*. Festschrift Matthias Zender, Bd. 2, Bonn 1972, S. 1019–1046, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 507–537; Das Privileg des Bischofs Berthefrid von Amiens für Corbie von 664 und die Klosterpolitik der Königin Balthild, in: *Francia* 1 (1973), S. 62–144, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 538–583; Bemerkungen zu zwei mérowingischen Bischofsprivilegien und einem Papstprivileg des 7. Jahrhunderts für mérowingische Klöster, in: Arno BORST (Hg.), *Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau*, Sigmaringen 1974 (*Vorträge und Forschungen*, 20), S. 215–249; Markulfs Formular »De privilegio« und die mérowingischen Bischofsprivilegien, in: Hubert MORDEK (Hg.), *Aus Archiven und Bibliotheken*. Festschrift für Raymund Kottje zum 65. Geburtstag, Frankfurt, Bern 1992 (*Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte*, 3), S. 51–69; Die Klosterprivilegien des Metropolitens Emmo von Sens, das Reichskoncil von Mâlay-le-Roi (660) und der Sturz des Metropolitens Aunemund von Lyon, in: Georg JENAL (Hg.) unter Mitarbeit von Stephanie HAARLÄNDER, *Herrschaft, Kirche, Kultur*. Beiträge zur Geschichte des Mittelalters. Festschrift für Friedrich Prinz zu seinem 65. Geburtstag, Stuttgart 1993 (*Monographien zur Geschichte des Mittelalters*, 37), S. 63–82.

⁴² Die christliche Mission bei den Franken und im Mérowingerreich, in: Derek BAKER (Hg.), *Miscellanea Historiae Ecclesiasticae*, Bd. 3: *Colloque de Cambridge 24–28 septembre 1968*, Louvain 1970 (*Bibliothèque de la Revue d'histoire ecclésiastique*, 50), S. 24–52; Les missions dans les pays rhénans, in: *Revue d'histoire de l'Eglise de France* 62 (1976), S. 37–44, nouvelle édition in: Pierre RICHÉ (Hg.), *La christianisation des pays entre Loire et Rhin (IV^e–VII^e siècle)*. Actes du colloque de Nanterre (3–4 mai 1974), Paris 1993 (*Histoire religieuse de la France*, 2), S. 37–44, 257f.; Eugen EWIG, Knut SCHÄFERDIEK, *Christliche Expansion im Mérowingerreich*, in: Knut SCHÄFERDIEK (Hg.), *Die*

Mission, Kult und Liturgie öffnen den Blick auf kulturelle Großräume römischen und fränkischen Einflusses. In seinen patrozinienkundlichen Beiträgen zu Martin von Tours, zu den Kathedral-, den Petrus- und Apostelpatrozinien und zu den orientalischen Heiligen, die den volkskundlich orientierten Kulturraumforschungen Matthias Zenders verpflichtet sind, erweist Eugen Ewig eine Weite des Blicks, die nicht nur das Abendland erfaßt, sondern die östliche Christenheit miteinbezieht⁴⁴. Hier wird ein Geben und Nehmen zwischen der mediterranen Welt und dem nordwestlichen Europa deutlich, das durch die politisch-diplomatischen Beziehungen zwischen dem Merowingerreich und dem Imperium zweifellos erleichtert worden ist⁴⁵.

Eugen Ewigs Blick als Forscher (und als Lehrer) wandert – das ist das Fazit aus der Übersicht über sein wissenschaftliches Werk – beständig zwischen diesen beiden Extremen, dem partikularen Lokalen und dem universalen Globalen. Diese doppelte Blickrichtung bestimmt seine Methode, gründet gleichzeitig darin, führt zu einer spezifischen Art der Darstellung und erklärt die Wirkung seines Œuvres.

Kirche des früheren Mittelalters, München 1978 (Kirchengeschichte als Missionsgeschichte II,1), S. 116–145.

⁴³ La prière pour le roi et le royaume dans les privilèges épiscopaux de l'époque mérovingienne, in: *Mélanges offerts à Jean Dauvillier*, Toulouse 1979, S. 255–267; Der Gebetsdienst der Kirchen in den Urkunden der späteren Karolinger, in: Helmut MAURER, Hans PATZE (Hg.), *Festschrift für Berent Schwineköper. Zu seinem siebzigsten Geburtstag*, Sigmaringen 1982, S. 45–86; Die Gebetsklausel für König und Reich in den merowingischen Königsurkunden, in: *Tradition als historische Kraft. Interdisziplinäre Forschungen zur Geschichte des früheren Mittelalters*, *Festschrift für Karl Hauck*, hg. von Norbert KAMP und Joachim WOLLASCH, Berlin, New York 1982, S. 87–99; *Remarques sur la stipulation de la prière dans les chartes de Charles le Chauve*, in: *Clio et son regard. Mélanges Jacques Stiennon*, hg. von Rita LEJEUNE und Joseph DECKERS, Liège 1982, S. 221–233.

⁴⁴ Le culte de saint Martin à l'époque franque, in: *Revue d'histoire de l'Eglise de France* 47 (1961), S. 1–18, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 355–370; Der Martinskult im Frühmittelalter, in: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 14 (1962), S. 11–30, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 371–392; Der Petrus- und Apostelkult im spätrömischen und fränkischen Gallien, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 71 (1960), S. 215–251, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 318–354; Die Kathedralpatrozinien im römischen und im fränkischen Gallien, in: *Historisches Jahrbuch* 79 (1960), S. 1–61, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 260–317; Die Verehrung orientalischer Heiliger im spätrömischen Gallien und im Merowingerreich, in: *Festschrift für Percy Ernst Schramm zu seinem 70. Geburtstag von Schülern und Freunden zugeeignet*, Bd. 1, Wiesbaden 1964, S. 385–400, ND in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 393–410.

⁴⁵ Die Merowinger und das Imperium, Opladen 1983 (Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften. Geisteswissenschaften. Vorträge, 261).

Methode, Darstellung, Wirkung

Wenden wir uns zunächst der Methode zu. Im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Praxis der gegenwärtigen Forschung, die an methodologischen Reflexionen nicht genug bekommen kann, äußert sich Eugen Ewig kaum grundsätzlich über die eigene Vorgehensweise. Seine Arbeitsweise hat Methode, reflektiert sie nicht, sie ist gleichsam vorgegeben durch die Besonderheit der Quellenlage des Frühmittelalters und durch die quellenkritische Schulung und Sichtweise des Historikers. In einer kurzen Bemerkung über ähnlich angelegte siedlungsgeschichtliche Untersuchungen wie die seinen, die zur Île-de-France in römischer und fränkischer Zeit von Michel Roblin, äußerte sich Eugen Ewig in einer Weise, die gleichsam das eigene Tun rechtfertigte:

Der Wert landschaftlicher Einzeluntersuchungen mit universalgeschichtlichem Blickpunkt kann für Zeiten, die an schriftlichen Zeugnissen arm sind, kaum hoch genug eingeschätzt werden. Nur hier können die verschiedensten geschichtlichen Disziplinen vereinigt und auch spätere Quellen mit Vorsicht fruchtbar gemacht werden. Das gilt insbesondere für eine Epoche wie das Frühmittelalter, in der die regionalen Verschiedenheiten sehr beträchtlich waren⁴⁶.

Hier ist einiges für Ewigs eigene Methode Charakteristische ausgesprochen, wie die »landschaftliche Einzeluntersuchung«. Sie führt notwendig zu einer extremen Quellennähe, zu einer Konkretheit und zu einer positivistisch anmutenden Sammlung aller, auch der nebensächlich erscheinenden Überreste. Die hier einsetzende Quellenkritik ist – wie der Hinweis auf »die späteren Quellen [, die] mit Vorsicht fruchtbar gemacht werden« können, zeigt – nicht im Sinne einer Hyperkritik nach Art eines Bruno Krusch⁴⁷ oder Otto Oppermann aufzufassen, sondern als ein behutsames, wohlwollendes Abwägen nach dem Grundsatz *in dubio pro fonte*, bei dem auch deklarierten Fälschungen (etwa den Dagobertfälschungen für Trier) noch ein Erkenntniswert zugesprochen wird⁴⁸. Diese optimistische Einschätzung führt zur Aufwertung der mittelalterlichen Tradition und ist gleichsam Vorbedingung für die regressive Methode, die dem Tabula rasa-Denken widerstrebt, weil sie auch den späteren Quellen

⁴⁶ Das Fortleben römischer Institutionen (wie Anm. 26), S. 420.

⁴⁷ Eine kritische Auseinandersetzung mit Bruno Kruschs äußerst negativer Beurteilung der Vita Lupi episcopi Trecensis (MGH SS rer. Mer. 3, Hannover 1896, S. 117–124; 7, Hannover 1920, S. 284–302), die zu einer Aufwertung dieser Quelle zur Geschichte des 5. Jahrhunderts und insbesondere zur Frühgeschichte der Alemannen (Problem des »Einheitskönigtums bei den Alemannen um 470/75«) führt, findet sich in den Bemerkungen zur Vita des Bischofs Lupus von Troyes, in: Karl HAUCK, Hubert MORDEK (Hg.), Geschichtsschreibung und geistiges Leben im Mittelalter. Festschrift für Heinz Löwe zum 65. Geburtstag, Köln, Wien 1978, S. 14–26.

⁴⁸ Zu Otto OPPERMANN, Rheinische Urkundenstudien II: Die trierisch-moselländischen Urkunden, hg. von F. KETNER, Groningen 1951, vgl. die kurze Notiz in: Trier im Merowingereich (wie Anm. 16), S. 7; zu den Dagobertfälschungen, *ibid.*, S. 123–128.

einen Erkenntniswert nicht abspricht. Die ›Vorsicht‹ bei diesem Vorgehen hat zur Folge, daß viele Aussagen bedingte Aussagen sind; abgeschwächte und abschwächende Formulierungen sind häufig, wie vielleicht, wahrscheinlich, wohl, vermutlich, möglicherweise u.ä. Statt apodiktischer Ablehnung, behutsame Verwertung, die zu verschiedenen Graden der Sicherheit führt, daher die Schwierigkeit, etwa die Ergebnisse der Teilungs- und Teilreichsaufsätze kartographisch umzusetzen, weil die Nuancen verbalisiert, aber nicht kartiert werden können.

Neben strikter Quellenorientierung, Quellenkritik, regressiver Methode ist es die Vereinigung »der verschiedensten geschichtlichen Disziplinen«, die Eugen Ewig 1955 als methodisch wegweisend festhält, also nichts anderes als die interdisziplinäre oder modischer gesagt die transdisziplinäre Arbeitsweise. Er selber hat sie in seinem Trier-Buch praktiziert und die Ergebnisse der Nachbar- und der Hilfswissenschaften wie Archäologie, Epigraphik, Sprachwissenschaft, Patrozinienkunde, Diplomatik und Genealogie miteinbezogen⁴⁹. Mit Archäologen wie Kurt Böhner oder Joachim Werner hat er zusammengearbeitet⁵⁰; mit J. Werner zusammen hat er anstelle des erkrankten Walter Schlesinger den Sammelband »Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht« herausgegeben⁵¹. Den Arbeiten des Bonner Volkskundlers Matthias Zender waren seine patrozinienkundlichen Beiträge verpflichtet⁵². Interdisziplinär *avant la lettre*, das ist das zukunftsweisende Konzept Eugen Ewigs gewesen⁵³.

Äußerste Quellennähe einerseits und universalgeschichtlicher Blickpunkt andererseits haben auch die Darstellungsweisen der Schriften Eugen Ewigs geprägt. Die »landschaftlichen Einzeluntersuchungen« oder die Erörterungen

⁴⁹ Trier im Merowingerreich (wie Anm. 16), S. 7.

⁵⁰ In der Geschichte des Trierer Landes, Bd. 1 (wie Anm. 18) hatte Eugen Ewig die schriftliche Überlieferung zum »Trierer Land im Merowinger- und Karolingerreich« behandelt, Kurt BÖHNER, Das »Trierer Land zur Merowingerzeit nach dem Zeugnis der Bodenfunde«, *ibid.*, S. 303–337. Auf dem auf Vorschlag von Edith Ennen, Franz Petri, Walter Schlesinger und Joachim Werner im Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in Bonn veranstalteten Frankenkolloquium von 1969 hatte Eugen Ewig über »das Herzogtum Ribuarien in der fränkischen Verfassungsgeschichte« referiert und Joachim Werner seine »Neue Analyse des Childerichgrabes von Tournai« vorgestellt, siehe: Hauptprobleme der Siedlung, Sprache und Kultur des Frankenreiches, Referate und Aussprachen zusammengestellt von Franz IRSIGLER, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 35 (1971), S. 1–106, bes. S. 43–46, 64–68.

⁵¹ Sigmaringen 1979 (Vorträge und Forschungen, 25).

⁵² Vgl. Anm. 44.

⁵³ Daß Eugen Ewig die interdisziplinäre, landesgeschichtlich orientierte Arbeitsweise der »Bonner Schule« geschätzt hat, ergibt sich u. a. daraus, daß er den Vorstehern des 1920 gegründeten Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn Beiträge zu ihren Festschriften gewidmet hat, so Franz Steinbach (vgl. Anm. 19), Franz Petri (vgl. Anm. 40), Edith Ennen (vgl. Anm. 18), desgleichen dem Leiter der Abteilung Volkskunde, M. Zender (vgl. Anm. 41).

quellenkritischer Probleme, wie in der Serie zur Diplomatik der Bischofsprivilegien, haben meist die Form prägnanter Aufsätze mit knappster Einleitung, unmittelbarem Einstieg in die Materie, Ausbreitung des Quellenbefundes, Auswertung und – charakteristisch für viele Beiträge – einer Conclusio (und Ausblick) genannten Zusammenfassung. Die Handbuchbeiträge zeichnen sich durch kurze, präzise, sachbezogene Formulierung, quellennahe Darstellung, große Stofffülle und Weite des Blicks aus⁵⁴. Das gilt in gleicher Weise für die Überblickswerke, in denen – gleichsam als Fazit seiner Einzelforschungen – Eugen Ewig die erzielten Ergebnisse in Form von Synthesen für ein weiteres Publikum zusammengefaßt hat, so zum Trierer Land, zur Rheinischen Geschichte und schließlich als krönender Abschluß zum Frankenreich der Merowinger⁵⁵.

Die Wirkung, d.h. die Rezeptionsgeschichte seines wissenschaftliches Werkes ist noch keineswegs abgeschlossen und wegen ihrer Vielfalt kaum zu überblicken, daher nur Weniges dazu: Den Theoriebildungen, den modischen Strömungen, den sich beschleunigenden Paradigmenwechseln stand Eugen Ewig distanziert gegenüber. Er hielt es anscheinend mit Goethe, der in seinen Maximen und Reflexionen gesagt hat, »Theorien sind gewöhnlich Übereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gerne lossein möchte«⁵⁶. Seine Methode der quellennahen Darstellung stellt die Phänomene in den Vordergrund, hütet sich vor einseitigen, überspitzenden Abstraktionen und bietet wenig Angriffsfläche für Kritik. Sein Werk hat keine Grundsatzdebatten ausgelöst. Es gibt zweifellos eine ganze Reihe von Einzelfragen, die dank breiterer Quellenkenntnis und schärferer Quellenkritik heute anders gesehen und gelöst werden, wie sich aus den vielen Arbeiten von Hans Hubert Anton

⁵⁴ In Peter RASSOW (Hg.), *Deutsche Geschichte im Überblick*, Stuttgart 1951, hat Eugen Ewig »Die Völkerwanderung, Die Merowingerzeit, Die Karolingerzeit« behandelt (S. 25–101), im *Handbuch der europäischen Geschichte*, Bd. 1: Theodor SCHIEFFER (Hg.), *Europa im Wandel von der Antike zum Mittelalter*, Stuttgart 1976, »Die fränkische Reichsbildung« (S. 250–266) und »Das merowingische Frankenreich (561–687)« (S. 396–433), in Hubert JEDIN (Hg.), *Handbuch der Kirchengeschichte*, Bd. II, 2, Freiburg, Basel, Wien 1975, »Die Missionsarbeit der lateinischen Kirche« (S. 95–179), Bd. III, 1, 1966, »Die Abwendung des Papsttums vom Imperium und seine Hinwendung zu den Franken« (S. 3–30), »Das Zeitalter Karls des Großen (768–814)« (S. 62–118), »Kulmination und Wende der Karolingerzeit« (S. 119–143), »Die Kirche im Abendland vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende der Karolingerzeit« (S. 144–196).

⁵⁵ *Die Merowinger und das Frankenreich*, 4., ergänzte Auflage. Mit Literaturnachträgen von Ulrich NONN, Stuttgart 2001 (1. Auflage 1988; eine 5. Auflage ist 2006 erschienen); vgl. zum Trierer Land Anm. 18 und zur Rheinischen Geschichte Anm. 30.

⁵⁶ GOETHE, *Maximen und Reflexionen*, Nr. 548, in: *Goethes Werke* (Hamburger Ausgabe), Bd. 12, München 1973, S. 440.

zu Trier ergibt, die auf Ewigs Trier-Buch aufbauen und dieses in manchem korrigieren⁵⁷. Grundsätzliche Kontroversen haben sich nicht daraus ergeben⁵⁸.

Auf eine grundsätzliche Ablehnung, die aber auch kein eigentliches Streitgespräch ausgelöst hat, ist Ewigs Methode der Auswertung späterer Quellen für die Spätantike und das frühe Mittelalter meines Wissens in direkter und genereller Form nur bei Nancy Gauthier gestoßen. Sie lehnt Ewigs Methode der vorsichtigen Nutzung späterer Überlieferung rundweg ab und betont die Inkompatibilität der beiden Vorgehensweisen

*Il s'agit d'une divergence méthodologique, et Ewig applique ses principes avec la rigueur et la cohérence dont j'ai essayé de faire preuve dans l'application des miens. Si les conclusions auxquelles nous parvenons chacun de notre côté diffèrent sensiblement, le lecteur ne doit pas mettre en cause le sérieux de la recherche et compléter l'un par l'autre, mais opter pour la méthode qui lui paraît juste et suivre l'auteur qui en a fait sa règle de conduite*⁵⁹.

Das ist keine echte Kontroverse, das ist eine bewußte Ignorierung, wobei letztlich dem Leser die Entscheidung für die eine oder die andere Methode überlassen bleibt. Hinter diesen stehen zwei verschiedene Wissenschaftsbegriffe, Wissenschaftstraditionen und auch Temperamente, Menschen, auf der einen Seite die positivistisch ausgerichtete Althistorikerin, vor deren gestrengem Blick nur die zeitgenössischen Überreste Bestand haben und die der späteren – oft hagiographisch verklärten – Überlieferung mit Skepsis begegnet, auf der anderen Seite der Mediävist, der aus einer im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte getrübbten Tradition – mehr gibt es häufig nicht – das Mögliche herausfiltert »pour reconstituer une histoire cohérente«, getragen von dem optimi-

⁵⁷ Hans Hubert ANTON resümiert knapp die Forschungsgeschichte in seinem neuesten Beitrag zur »Geschichte des Bistums Trier im früheren Mittelalter: Vom ausgehenden 5. Jahrhundert bis zur ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts (480/500–930)«, in: Heinz HEINEN, Hans Hubert ANTON, Winfried WEBER (Hg.), *Geschichte des Bistums Trier*, Bd. 1: *Im Umbruch der Kulturen. Spätantike und Frühmittelalter*, Trier 2003 (Veröffentlichungen des Bistumsarchivs Trier, 38), S. 125f. und verweist auf seine weiteren eigenen älteren monografischen Arbeiten und auf seine Aufsätze, von denen einige im 3. Teil des Sammelbandes seiner Schriften, DERS., *Königtum – Kirche – Adel. Institutionen, Ideen, Räume von der Spätantike bis zum hohen Mittelalter*. Dem Autor zur Vollendung des 65. Lebensjahres, hg. von Burkhard APSNER, Thomas BAUER, Trier 2002, unter der Überschrift »Trier – Gallien – Lothringen« nachgedruckt sind. Vgl. noch die zusammenfassenden Artikel »Treverer« und »Trier« im Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 31 (2006), S. 173–191, 209–229, mit Beiträgen von H. H. ANTON.

⁵⁸ Das gilt z.B. auch für die Kritik von Mogens RATHSACK, *Die Fuldaer Fälschungen. Eine rechtshistorische Analyse der päpstlichen Privilegien des Klosters Fulda von 751 bis ca. 1185*, 2 Bde, Stuttgart 1989 (Päpste und Papsttum 24, 1–2), hier Bd. 1, S. 122–156, an Ewigs Bemerkungen zu zwei merowingischen Bischofsprivilegien (wie Anm. 41) von 1974, auf die Ewig 1992, Markulfs Formular (wie Anm. 41), auf seine Weise geantwortet hat, ohne »den so ritterlich übergebenen Fehdehandschuh« aufzugreifen, wenigstens was die Kernfrage betrifft (die Papstprivilegien für Luxeuil und Bobbio). Ewig begibt sich lediglich auf den »Nebenschauplatz« der merowingischen Bischofsprivilegien, *ibid.*, S. 51.

⁵⁹ L'évangélisation des pays de la Moselle. La province romaine de Première Belgique entre Antiquité et Moyen-Age (III^e–VIII^e siècles), Paris 1980, S. 5, Anm. 6.

stischen Glauben, daß auch spätere Quellen ein Spiegel früherer Ereignisse und Verhältnisse sein können. Die eine möchte zur Aussage kommen: so war es, der andere gibt sich zufrieden mit einem: so könnte es gewesen sein, oder so wurde es – später – gesehen und nähert sich damit neueren Forschungsansätzen, die sich vermehrt der Überlieferungs- und Deutungsgeschichte zuwenden.

Fragt man zuletzt noch nach den Wirkungen, den weiterführenden Anstößen, die Ewigs Werke gegeben haben, so öffnet sich ein weites Feld, das bibliographisch zu beackern viel Aufwand und das darzustellen viel Zeit beanspruchen würde. Doch Eugen Ewigs Einflüsse auf die Frühmittelalter-Forschung der letzten Jahrzehnte müssen hier wenigstens angedeutet werden, weil sie so nachhaltig waren und ein sicheres Zeichen für den wissenschaftlichen Ertrag seiner Arbeiten sind. Landschaftliche Einzeluntersuchungen nach Art der Trierer sind für die benachbarten *sedes regiae* Reims und Soissons, ferner für Mainz oder Laon, für Trier und für weitere *civitates* der Belgica I^a und II^a entstanden⁶⁰. Die Teilungen und Teilreiche sind aus verfassungsgeschichtlicher Sicht⁶¹ oder aus der Sicht der historischen Geographie vertieft behandelt und die Ergebnisse teilweise kartographisch umgesetzt worden⁶².

⁶⁰ Guntram Freiherr SCHENK ZU SCHWEINSBERG, Reims in merowingischer Zeit: Stadt, Civitas, Bistum. Anhang: Die Geschichte der Reimser Bischöfe in karolingischer Zeit bis zur Bischofserhebung Hinkmars (845), Bonn Diss. 1971; Reinhold KAISER, Untersuchungen zur Geschichte der Civitas und Diözese Soissons in römischer und merowingischer Zeit, Bonn 1973 (Rheinisches Archiv, 89); Karl HEINEMEYER, Das Erzbistum Mainz in römischer und fränkischer Zeit, Bd. 1: Die Anfänge der Diözese Mainz, Marburg 1979 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 39,1); Jackie LUSSE, Naissance d'une cité. Laon et le Laonnois du V^e au X^e siècle, Nancy 1992 (Archéologie et histoire médiévales, 7); für Trier vgl. Anm. 57; im Rahmen des Trierer Sonderforschungsbereiches 235 »Zwischen Maas und Rhein: Beziehungen, Begegnungen und Konflikte in einem europäischen Kernraum von der Spätantike bis zum 19. Jahrhundert« sind mehrere Monographien zu Kathedralstädten und ihren Diözesen entstanden, die meist zeitlich weit ausholen, ihren Schwerpunkt aber im hohen Mittelalter haben, so von Gerold BÖNNEN zu Toul (1995), von Frank G. HIRSCHMANN zu Verdun (1996) oder Sonja BENNER zu Châlons-en-Champagne (2005).

⁶¹ Franz-Reiner ERKENS, »Divisio legitima« und »Unitas imperii«: Teilungspraxis und Einheitsstreben bei der Thronfolge im Frankenreich, in: Deutsches Archiv 52 (1996), S. 423–485; Brigitte KASTEN, Königssöhne und Königsherrschaft. Untersuchungen zur Teilhabe am Reich in der Merowinger- und Karolingerzeit, Hannover 1997 (MGH Schriften, 44).

⁶² Für das spätmärovingische Neustrien z.B. durch Michel ROUCHE, Atlas historique, in: Patrick PÉRIN, Laure-Charlotte FEFFER (Hg.), La Neustrie. Les pays au nord de la Loire, de Dagobert à Charles le Chauve (VII^e–IX^e siècle), Rouen 1985, S. 431–454; DERS., Remarques sur la géographie historique de la Neustrie (650–850), in: Hartmut ATSMÄ (Hg.), La Neustrie. Les pays au nord de la Loire de 650 à 850. Colloque historique international, 2 Bde., Sigmaringen 1989 (Beihefte der Francia 16/1–2), Bd. 1, S. 1–23; Margarete WEIDEMANN, Das Testament des Bischofs Berthramn von Le Mans vom 27. März 616. Untersuchungen zu Besitz und Geschichte einer fränkischen Familie im 6. und 7. Jahrhundert, Mainz 1986 (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien, 9), S. 148–167 (Kap.: »Untersuchungen zur Geschichte des neustrischen Teilreichs von 584 bis 613«, mit 11 Karten).

Die politisch-geographischen Verhältnisse und die Terminologie der gallischen und fränkischen Großräume sind auf verbreiteter Quellenbasis erneut untersucht worden⁶³. Die *Descriptio Franciae* hat die Pfalzenforschung auch in Frankreich angeregt⁶⁴. »Résidence et capitale« hat die Erforschungen von Palatium und Civitas gefördert und der Pfalzen- und Residenzforschung Antrieb gegeben⁶⁵. »Milo et eiusmodi similes« haben ausgehend von der in der neueren Forschung problematisierten Bezeichnung als Civitas- oder Bistumsrepublik das weite Gebiet der Bischofsherrschaft und der Rolle des Bischofs in der Stadt seit der Spätantike in vielen, untereinander kontroversen Studien abstecken lassen⁶⁶. Die Studien zu den christlichen Grundlagen des Königtums sind

⁶³ Manfred VAN REY, *Die Lütticher Gaue Condroz und Ardennen im Frühmittelalter. Untersuchungen zur Pfarrorganisation*, Bonn 1977 (Rheinisches Archiv, 102); Ulrich NONN, *Pagus und Comitatus in Niederlothringen. Untersuchungen zur politischen Raumlagerung im früheren Mittelalter*, Bonn 1983 (Bonner Historische Forschungen, 49); Thomas BAUER, *Lotharingen als historischer Raum*, Köln 1997 (Rheinisches Archiv, 136); DERS., *Die mittelalterlichen Gaue*, Köln 2000 (Geschichtlicher Atlas der Rheinlande. Beiheft, 4/9); DERS., *Administrativ-politische und historisch-geographische Raumerfassung und Raumlagerung. Der mittelalterliche pagus (Ende 5. Jahrhundert bis 1200)*, Habil. Trier 2002 (masch.); Hans Hubert ANTON, *Antike Großländer, politisch-historische Traditionen und mittelalterliche Reichsbildung*, in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonist. Abt.* 86 (2000), S. 33–85; DERS., *Politische, administrative, ideelle Gestaltung und Auffassung von Raum. Perspektiven, Methoden, Befunde der wissenschaftlichen Erfassung*, in: Franz IRSIGLER (Hg.), *Zwischen Maas und Rhein. Beziehungen, Begegnungen und Konflikte in einem europäischen Kernraum von der Spätantike bis zum 19. Jahrhundert. Versuch einer Bilanz*, Trier 2006 (Trierer Historische Forschungen, 61), S. 117–141.

⁶⁴ Josiane BARBIER, *Les biens fiscaux et les palais des Mérovingiens aux Premiers Capétiens, dans les vallées de l'Oise et de l'Aisne*, thèse de l'École des chartes 1982; DIES., *Domaines royaux et palais de la région de Compiègne (V^e–X^e siècles)*, in: *Bulletin de la Société historique de Compiègne* 29 (1985), S. 9–31; DIES., *Aspects du fisc en Neustrie (VI^e–X^e siècles). Résultats d'une recherche en cours*, in: *La Neustrie (wie Anm. 62)*, S. 129–142; DIES., *Le système palatial franc: genèse et fonctionnement dans le nord-ouest du regnum*, in: *Bibliothèque de l'École des chartes* 148 (1990), S. 245–299; DIES., *Du patrimoine fiscal au patrimoine ecclésiastique. Les largesses royales aux églises au nord de la Loire (milieu du VII^e siècle–fin du X^e siècle)*, in: *Mélanges de l'École française de Rome. Moyen Âge*, Bd. 111, 2, Rome 1999, S. 577–606.

⁶⁵ Carlrichard BRÜHL, *Remarques sur les notions de »capitale« et de »résidence« pendant le haut moyen âge*, in: *Journal des Savants* 1967, S. 193–215; DERS., *Palatium und Civitas. Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert*. Bd. I: Gallien, Köln, Wien 1975, Bd. II: Belgica I, beide Germanien und Raetia II, Köln, Wien 1990.

⁶⁶ Eine abgewogene umfassende Übersicht über die zahlreichen Studien zur Bischofsherrschaft in der Spätantike und im frühen Mittelalter bietet Hans Hubert ANTON, »Bischofsherrschaften« und »Bischofsstaaten« in Spätantike und Frühmittelalter. Reflexionen zu ihrer Genese, Struktur und Typologie, in: Friedhelm BURGARD, Christoph CLUSE, Alfred HAVERKAMP (Hg.), *Liber amicorum necnon et amicorum. Festschrift Alfred Heit*, Trier 1996 (Trierer Historische Forschungen, 28), S. 461–473. Eine Einzelaufzählung der Arbeiten von H. H. Anton, P. Gassmann, M. Heinzlmann, B. Jussen, R. Kaiser, F. Prinz,

in Untersuchungen zu den frühmittelalterlichen Fürstenspiegeln weitergeführt worden⁶⁷. Die quellenkritischen Analysen der Bischofsprivilegien haben ihr Pendant gefunden in den Arbeiten zu den merowingischen Testamenten⁶⁸. Die Beiträge zur Dynastie der Merowinger haben den Anstoß gegeben zu Präzisierungen der Merowingerchronologie⁶⁹. Die personengeschichtlich orientierten Arbeiten zur Königsfamilie sind gestützt und sekundiert durch von Eugen Ewig angeregte prosopographische Untersuchungen, die sich in den großen Rahmen der von Karl Friedrich Stroheker, Gerd Tellenbach, Karl Schmid, Karl Ferdinand Werner u.a. initiierten und durchgeführten Personenge-

J. Semmler, M. Weidemann u. a. erübrigt sich deswegen; vgl. noch weiterführend DERS., Politische, administrative, ideelle Gestaltung (wie Anm. 63), S. 117–126, mit deutlicherer Differenzierung der »Bischofsherrschaften«, »Bischofsprinzipate«, »Bischofsstaaten«, »Bischofsregentschaften«, »Episcopia-Prinzipate« nach Zeit und Raum; vgl. auch BAUER, Lotharingen (wie Anm. 63), Kap. II. Der kirchlich-herrschaftliche Bereich: Die Bischofsstaaten« als Faktor der Bildung, Konsolidierung und Eigenentwicklung des lotharingischen Raumes, 1. Begriffsdefinition, Fragestellung, Ansatzpunkte, S. 91–103.

⁶⁷ Hans Hubert ANTON, Fürstenspiegel und Herrscherethos in der Karolingerzeit, Bonn 1968 (Bonner Historische Forschungen, 32); DERS., Pseudo-Cyprian. De duodecim abusivis saeculi und sein Einfluß auf den Kontinent, insbesondere auf die karolingischen Fürstenspiegel, in: Heinz LÖWE (Hg.), Die Iren und Europa im früheren Mittelalter, Stuttgart 1982, S. 568–617; DERS., Gesellschaftsspiegel und Gesellschaftstheorie in Westfranken/Frankreich. Spezifik, Kontinuitäten und Wandlungen, in: Angela DE BENEDICTIS, Annamaria PISAPIA (Hg.), Specula principum, Frankfurt 1999 (Ius commune. Sonderhefte, Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 117), S. 51–120; DERS., Art. »Fürstenspiegel, I. Mittelalter«, in: Der Neue Pauly, Bd. 14 (2000), Sp. 76–81; DERS., Königsvorstellungen bei Iren und Franken im Vergleich, in: Franz-Reiner ERKENS (Hg.), Das frühmittelalterliche Königtum. Ideelle und religiöse Grundlagen, Berlin 2005 (Ergänzungsbände zum Reallexikon für germanische Altertumskunde, 49), S. 270–330; DERS., Fürstenspiegel des frühen und hohen Mittelalters, ausgewählt, übersetzt u. kommentiert von H.H. ANTON, Darmstadt 2006 (Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe, 45).

⁶⁸ Hans Hubert ANTON, Studien zu den Klosterprivilegien der Päpste im frühen Mittelalter unter besonderer Berücksichtigung der Privilegierung von St. Maurice d'Agaune, Berlin, New York 1975 (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters, 4); Ulrich NONN, Merowingische Testamente. Studien zum Fortleben einer römischen Urkundenform im Frankenreich, in: Archiv für Diplomatik 18 (1972), S. 1–129; DERS., Ermine-thrud – eine vornehme neustrische Dame um 700, in: Historisches Jahrbuch 102 (1982), S. 135–143; Goswin SPRECKELMEYER, Zur rechtlichen Funktion frühmittelalterlicher Testamente, in: Peter CLASSEN (Hg.), Recht und Schrift im Mittelalter, Sigmaringen 1977 (Vorträge und Forschungen, 23), S. 91–113; Margarete WEIDEMANN, Das Testament des Bischofs Berthramn von Le Mans (wie Anm. 61); vgl. auch die quellenkritische Untersuchung und Edition der Bischofsgeschichte von Le Mans durch DIES., Geschichte des Bistums Le Mans von der Spätantike bis zur Karolingerzeit. Actus pontificum Cenomannis in urbe degentium und Gesta Aldrici, 3 Teile, Mainz 2002 (Römisch-Germanisches Zentralmuseum. Monographien 56, 1–3).

⁶⁹ Margarete WEIDEMANN, Zur Chronologie der Merowinger im 6. Jahrhundert, in: Francia 10 (1982), S. 471–513; DIES., Gunthramns Herrschaftsjahre: Einwände zu einem neuen Chronologievorschlag, in: Francia 19,1 (1992), S. 197–203; DIES., Zur Chronologie der Merowinger im 7. und 8. Jahrhundert, in: Francia 25/1 (1998), S. 177–230.

schichtsforschung einfügen lassen; sie haben die merowingischen Amtsträger, das Westgotenreich und das langobardische Italien zum Gegenstand⁷⁰. Von diesen Studien und von ihren Autoren aus lassen sich leicht die wissenschaftsgeschichtlichen und personellen Fäden zu dem wissenschaftlichen Großprojekt *Nomen et Gens* bzw. *Namen und Gesellschaft* ziehen⁷¹. Ein solches oder ein ähnliches Großprojekt hat Eugen Ewig nicht geleitet, er wahrte ihnen gegenüber eine gewisse Distanz. Er sah wohl in der Gründung des DHI seinen Beitrag, den er zur Forschungsorganisation geleistet hat, wodurch die Möglichkeit verwirklicht worden ist, institutionell abgesichert und damit auf eine gewisse Dauer hin die Geschichte der *Francia*, die Geschichte Westeuropas in Zusammenarbeit deutsch- und französischsprachiger Forscher zu untersuchen. Aber über dieses praktische Wirken Eugen Ewigs zu sprechen, steht anderen zu, die eher dazu berufen sind⁷². Es gehört nicht mehr zu seinem wissenschaftlichen *Ceuvre* im engeren Sinne, das hier allein zu präsentieren war.

⁷⁰ Karin SELLE-HOSBACH, *Prosopographie merowingischer Amtsträger in der Zeit von 511 bis 613*, Diss. Bonn 1974; Horst EBLING, *Prosopographie der Amtsträger des Merowingerreiches von Chlothar II. (613) bis Karl Martell (741)*, München 1974 (Beihefte der *Francia*, 1); DERS., Jörg JARNUT, Gerd KAMPERS, *Nomen et gens. Untersuchungen zu den Führungsschichten des Franken-, Langobarden- und Westgotenreiches im 6. und 7. Jahrhundert*, in: *Francia* 8 (1980), S. 687–745; Jörg JARNUT, *Prosopographische und sozialgeschichtliche Studien zum Langobardenreich in Italien (568–774)*, Bonn 1972 (Bonner Historische Forschungen, 38); Gerd KAMPERS, *Personengeschichtliche Studien zum Westgotenreich in Spanien*, Münster 1979 (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft. Zweite Reihe, 17).

⁷¹ Statt vieler Einzeltitel kann hier ein Hinweis auf eine der neuesten Sammelpublikationen genügen: Dieter GEUENICH, Ingo RUNDE (Hg.), *Name und Gesellschaft im Frühmittelalter. Personennamen als Indikatoren für sprachliche, ethnische, soziale und kulturelle Gruppenzugehörigkeiten ihrer Träger*, Hildesheim, Zürich, New York 2006, mit einer »Laudatio auf die Forschergruppe »Nomen et gens« von Stefan Sonderegger, *ibid.*, S. 11–22.

⁷² Dazu vgl. den Beitrag von Ulrich Pfeil in diesem Band und die *Notice nécrologique* von Werner PARAVICINI, in: *Francia* 34/1 (2007).



Karl Ferdinand Werner

OLIVIER GUILLOT

KARL FERDINAND WERNER

»novissimus fundator«

Quelques mots pour approcher cette contribution. À maint égard, suis-je digne de l'honneur qui m'est fait ici d'écrire sur la personnalité de Karl Ferdinand Werner? Comment cacher quelques-unes de mes infirmités majeures, propres, à bien des égards, à convaincre de mon indignité: la si détestable faiblesse de ma pratique, quasi inopérante, de la belle langue de Goethe; aussi, eu égard à la palette si ample de la curiosité et de l'érudition historique de Karl Ferdinand Werner, l'exiguïté de ma propre palette, réduite à l'Antiquité tardive gallo-romaine, à l'époque franque, et aux premiers temps capétiens.

Il faut bien ici dire franchement ce qui m'a porté, malgré cela, à accepter tout de même cet honneur. C'est, d'un côté, la force rare de l'amitié qui chemine entre lui et moi, qui me fait l'aimer et connaître assez en profondeur, qui, bientôt, s'est élargie vers nos épouses respectives. C'est aussi, d'un autre côté, qu'en mon propre métier, le fait d'apprendre à connaître les recherches menées par cet ami quant à l'entourage noble des rois francs, et à l'existence, à des temps donnés, d'un *principatus* non royal constitue, depuis le temps de ma thèse jusqu'aux présentes années de mon éméritat, la piste décisive, sans cesse plus importante pour moi. En quoi, à voir quelques traits de la manière propre à Karl Ferdinand Werner de traiter l'exposition de ces mêmes thèmes, traits sur lesquels je reviendrai dans un instant, il y a des raisons d'y voir le siège, chez lui, d'une curiosité majeure, susceptible, par conséquent, de le poursuivre continûment sans jamais tout à fait le satisfaire. Ainsi, me semble-t-il, cette influence majeure que je lui dois vient de celles de ses recherches qui lui tiennent le plus à cœur.

Mes propres limites simplifieront forcément mon propos. En dehors de ce que je garde en tête comme souvenirs de son activité comme directeur de l'Institut historique allemand, et de l'impact à mes yeux de ses travaux, je me fierai principalement à quatre sources: avant tout, au petit volume écrit par Karl Ferdinand Werner en 1983, petite somme expliquant les missions de l'Institut historique, l'évolution de son organisation et des activités de ses membres en matière de recherche¹; aussi, à trois textes brefs et riches: la pré-

¹ Cf. Karl Ferdinand WERNER, Deutsches Historisches Institut. Institut Historique allemand Paris 1958-1983, Paris 1983.

face que Georges Duby a écrite en 1989 pour »Media in Francia«, le volume de mélanges offert par des historiens français au directeur de l'institut au moment où il quittait ses fonctions²; plus, complétant le témoignage de cette préface, le bel et bref avant-propos que l'actuel directeur de l'Institut historique allemand, Werner Paravicini, a placé en tête de la publication en traduction française des »Untersuchungen zur Frühzeit des französischen Fürstentums«, cette première vague d'articles denses des années 1958–60³, un »Avant-propos« fait pour montrer comme, à l'époque, Georges Duby, à peu près seul, avait salué l'éclairage si neuf apporté par ces »enquêtes« sur la noblesse et les princes dans la France des IX^e–X^e siècles, et inauguré ainsi une entente profonde, intellectuelle et amicale, avec Karl Ferdinand Werner⁴; plus, enfin, la »Postface« qu'a donnée Michel Parisse à ce même volume⁵, lui à qui l'on doit d'avoir eu l'idée si heureuse de l'éditer.

Enfin, dernier préliminaire: quel que soit mon attachement pour la personne de Karl Ferdinand Werner, il ne saurait m'empêcher, le cas échéant, d'être critique à son égard: dans mon esprit, si la force de l'admiration que je nourris pour ce qu'il est – ici surtout pour ce qu'il a fait pour l'Institut historique allemand – a lieu d'être exprimée ici sans aucune retenue, cela ne peut valoir que par l'accompagnement, à certains égards, d'une critique aussi directe et libre.

À la racine de ce qui va forger l'extraordinaire ouverture vers la France et ses historiens du cœur de Karl Ferdinand Werner, il y a cette expérience que vers la trentaine, venu en France depuis son université de Heidelberg, il a acquise au contact des sources écrites qu'il a débusquées principalement à la Bibliothèque nationale sur la noblesse et les princes des IX^e–X^e siècles en Neustrie et en Champagne. Le résultat compact de cette première expérience décisive se trouve dans les »Untersuchungen«, maintenant accessibles en tra-

² Media in Francia... Recueil de mélanges offert à Karl Ferdinand Werner à l'occasion de son 65^e anniversaire, Maulévrier 1989; voir la »Préface«, p. VII–VIII.

³ Karl Ferdinand Werner a fait paraître ces »Untersuchungen« dans: Welt als Geschichte 18 (1958), p. 256–289, 19 (1959), p. 146–193, 20 (1960), p. 87–119. Cette version allemande a été reproduite, en regard de sa traduction en français dans l'ouvrage édité à l'occasion du 80^e anniversaire de l'auteur sous le double titre: Karl Ferdinand WERNER, Enquêtes sur les premiers temps du principat français (IX^e–X^e siècles). Untersuchungen zur Frühzeit des französischen Fürstentums (9.–10. Jahrhundert), traduit par Bruno SAINT-SORNY, Ostfildern 2004. L'on a joint en ce même volume, p. 251–309, la reproduction d'un article récent de Karl Ferdinand Werner, faisant pendant à la série d'articles ancienne: Les premiers Robertiens et les premiers Anjou (IX^e siècle–début X^e siècle), dans: Olivier GUILLOT, Robert FAVREAU (dir.), Pays de Loire et Aquitaine de Robert le Fort aux premiers Capétiens, Poitiers 1997, p. 9–65. On cite, au texte, l'»Avant-propos« de Werner PARAVICINI, p. 7s.

⁴ Georges DUBY, Une enquête à poursuivre. La noblesse dans la France médiévale, dans: Revue historique CCXXVI (1961), p. 13–15.

⁵ Michel PARISSÉ, Postface, dans: GUILLOT, FAVREAU (dir.), Pays de Loire (voir note 3), p. 311–315; ID., Karl Ferdinand Werner, dans: Véronique SALES (dir.), Les historiens, Paris 2003, p. 267–283.

duction française, une traduction dûment accomplie par mon ancien élève, bon germaniste lui, Bruno Saint-Sorny⁶. Le message, pour être compact, part d'une critique vive des traditions historiographiques françaises, focalisées, par une sorte de réflexe jacobin, sur le pouvoir royal et lui seul. La conclusion de la première partie des »Untersuchungen« est rude: »Dans les siècles de son essor, le principat (non royal) fut une institution vivante [...] qui mérite toute l'attention de la recherche historique. En l'espèce, l'on voudrait croire que la science historique française, et pas seulement elle, a à se racheter d'une faute ancienne«⁷.

Dans sa moisson foisonnante, qui le fait se plonger dans l'esprit du temps, traduit en termes de rapports précis entre roi et grands, et le convainc qu'il en devient quasiment le témoin, sa description s'organise sur la perspective du devenir de quelques maisons nobles, la plupart établies en Neustrie. Le plus souvent, notre chercheur, ce faisant, tombe sur une perle, une copie d'acte à laquelle personne n'a jamais porté attention. Ainsi – on m'excusera de ce choix qui reflète mon propre attachement à l'Anjou – le voici qui tombe sur des extraits tirés par Dom Anselme Le Michel d'un acte de Robert (fils de Robert le Fort, et frère du roi Eudes défunt), acte daté de 914 et destiné aux frères de Saint-Martin-de-Tours – un acte conservé, par erreur, dès les environs de l'an mil, parmi des archives des moines de Marmoutier⁸. Avec la précision d'un diplomate accompli, il rend compte textuellement de la présentation donnée par ce moine d'Ancien Régime à ces extraits. C'est dans le libellé des souscriptions qu'il trouve deux perles. D'abord, juste après la première souscription qui est celle de Robert, la légende accolée à la souscription »du seigneur Hugues son fils, abbé et comte, auquel après ce même (c.a.d. pour après la mort de Robert) ses *honores* avaient été déjà donnés«: voilà qui atteste qu'en 914 (en des années où Charles le Simple couvre d'éloges insignes le *marchio* Robert⁹, qui, notamment, vient de le soutenir lors de la passation du traité de Saint-Clair-sur-Epte), le roi a entendu par avance accorder au fils de son auxiliaire incomparable, donc au futur Hugues le Grand, l'investiture des *honores* de son père. La seconde perle est plus encore appréciée par notre chercheur: »Seing de Foulque, comte de Nantes et vicomte d'Angers«, qui montre qu'au lendemain de la mort du roi de Bretagne Alain le Grand (907), Foulque le Roux, jusque là vicomte de Tours en même temps que vicomte

⁶ GUILLOT, FAVREAU (dir.), Pays de Loire (voir note 3).

⁷ Ibid., p. 37.

⁸ Nous reprenons ici l'exemple qu'a largement illustré Michel PARISSE dans sa postface du volume (voir note 5), ici p. 312–313. Voir, dans ce volume, les développements de Karl Ferdinand WERNER, p. 41–43 et surtout p. 81–87.

⁹ Voir, notamment, dans un diplôme de Charles pour Saint-Germain-des-Prés daté de 918 (Philippe LAUER [dir.], Recueil des actes de Charles III le Simple, roi de France, Paris 1949, n°94), et conservé en l'original: *Rotbertus venerabilis marchio, nostri quidem regni et consilium et juvamen...*

d'Angers, a perdu le premier de ces titres, et reçu en échange, avec l'appui de Hugues le Grand, le comté de Nantes. Au total, notant avec soin les signes indubitables que ces extraits ont été tirés par Dom Anselme Le Michel d'un acte conservé en l'original, et qu'on peut donc les tenir pour sûrs, la double moisson ici faite est aussitôt placée en perspective, et éclaire, pour le cours du X^e siècle, tant la destinée du Robertien Hugues le Grand que celle de Foulque le Roux, de Foulque le Bon et Geoffroy Grisegonelle, ses successeurs en la maison des comtes d'Anjou.

À partir de ce surgissement de preuves neuves, se déploie une démonstration dans le temps, qui situe autour du roi un premier rang de grands, aux *honores* considérables, mais assez fréquemment déplacés d'une région à une autre; une démonstration qui distingue en outre, en dessous de ces grands de premier rang, des maisons nobles d'implantation plus stable et régionale; avec, à ces deux niveaux, une pérennité étonnante des lignages¹⁰, qui perdurent lorsqu'on pénètre dans le XI^e siècle. S'aperçoit aussi un comportement du roi qui dérouté les esprits modernes – et qui fascine notre chercheur: ainsi quand il remarque comme Charles le Chauve, gravement trompé par l'archevêque de Sens Ganelon en 858 quand ce dernier ménage à Louis le Germanique l'accueil le plus favorable en sa cathédrale, accorde pourtant au prélat, une fois l'orage passé, toutes ses faveurs et sa confiance comme si rien ne s'était passé.

Dans les années qui suivent, l'impact immédiat des »Untersuchungen« au sein des médiévistes français est fort inégal. C'est le propre de Georges Duby, dès 1961, d'avoir signalé avec éclat, dans la Revue historique, leur richesse novatrice, qui bousculait bien des idées reçues¹¹. Les résistances ne manqueront pas. Il n'empêche que par cette première vague d'articles, prolongée par son *Habilitationsschrift* soutenue à Heidelberg sur »Die Entstehung des Fürstentums (8.–10. Jahrhundert)«, où, cette fois, le *principatus* non royal était illustré depuis les Pippinides jusqu'aux exemples français du X^e siècle¹², la vocation principale de Karl Ferdinand Werner était bien d'approcher par des voies neuves des réalités sociales et politiques de ce haut Moyen Âge, neustrien surtout. Sa grande curiosité, désormais, cela allait être la France.

Ce fut bien Eugen Ewig, qui, aux années antérieures à 1968, apporta au jeune Institut historique allemand, sans en être le directeur, un concours scientifique et moral éminent, notamment en dirigeant chaque année, au titre de l'institut, un colloque en Allemagne. Lorsqu'il est fait appel, au 1^{er} octobre 1968, à Karl Ferdinand Werner par le conseil scientifique de l'institut pour

¹⁰ Voir spécialement, dans les »Untersuchungen«, GUILLOT, FAVREAU (dir.), Pays de Loire (voir note 3), p. 135–177.

¹¹ DUBY, Une enquête à poursuivre (voir note 4).

¹² Intitulé complet: Die Entstehung des Fürstentums (8.–10. Jahrhundert). Studien zur Fränkischen Reichsstruktur, zum Fürstenbegriff und zur Geschichte des nichtköniglichen Herrschertums, Heidelberg 1961, Typoscript, XLVIII–580 p.

assurer la direction de ce dernier¹³, on peut remarquer qu'en ses 44 ans, l'historien n'était en rien un familier des membres de ce conseil scientifique. Mais cette fois, il allait s'agir, pour la première fois, d'une direction pleine et entière de l'Institut historique allemand, prenant en charge sa destinée tant matérielle que scientifique, et même morale.

L'une des premières démarches du nouveau directeur est tout un symbole: comme l'a expliqué Georges Duby dans sa préface de *«Media in Francia»*¹⁴, sa prise de contact avec la France, depuis l'Institut historique allemand, s'est faite en allant rendre visite à diverses universités françaises; ainsi s'est-il annoncé à Aix-en-Provence auprès de Georges Duby, qui semble avoir été ravi de cette venue: entre le maître aixois et Karl Ferdinand Werner, l'estime remarquable du premier pour le second, exprimée hautement dans la *Revue historique* au lendemain de la publication des *«Untersuchungen»*¹⁵, donna lieu au visiteur de goûter à plein le fait de voir son hôte diriger son séminaire; cela les mena bientôt à établir entre eux deux un rapport étonnamment vif d'estime réciproque et de profonde amitié. Ainsi Karl Ferdinand Werner a-t-il bien montré sa méthode pour s'attaquer à la direction de l'Institut historique allemand: il a commencé par aller visiter des collègues universitaires français, il est allé à eux. C'était le moyen idéal pour leur donner idée, comme par réflexe, d'aller ensuite à lui, au sein de l'Institut historique allemand. Ainsi, très vite, a-t-il fait comprendre à ses collègues français que cet Institut historique allemand de Paris était bien là pour eux.

Très rapidement, de par cette manière de voir et d'agir, l'importance de l'Institut historique devint comme une évidence. Dès 1964, l'institut avait reçu du ministère de la Recherche de la République fédérale le statut d'institut de la République fédérale (*Bundesinstitut*)¹⁶. La première année de la direction confiée à Karl Ferdinand Werner, l'on admit en haut lieu qu'était insuffisante l'installation de l'institut sur deux étages à peine de l'immeuble du 5 de la rue du Havre, que j'ai connue par quelques visites faites en y accompagnant Jean-François Lemarignier, mon maître, qui fut tout de suite attiré par la personnalité de Karl Ferdinand Werner: d'où l'octroi par le ministère fédéral des Finances des fonds nécessaires à l'achat d'un bel hôtel particulier, au 9 de la rue Maspéro, qui, après travaux, devait être inauguré en octobre 1971¹⁷. L'édifice offrait désormais une place décente à un institut qui, au bout des trois premières années de la direction de Karl Ferdinand Werner, était déjà en pleine expansion.

¹³ WERNER, *Deutsches Historisches Institut* (voir note 1), p. 21.

¹⁴ *Media in Francia...* (voir note 2), p. VII.

¹⁵ DUBY, *Une enquête à poursuivre* (voir note 4).

¹⁶ WERNER, *Deutsches Historisches Institut* (voir note 1), p. 22.

¹⁷ *Ibid.*, p. 24.

La bibliothèque s'amplifiait à l'échelle des besoins de la recherche historique, portant désormais sur toute l'Europe occidentale, et spécialement l'histoire régionale française. L'hôtel de la rue Maspéro offrait des bureaux, en plus du directeur, aux cinq collaborateurs de l'Institut historique allemand entrés entre 1968 et 1971, avec parmi eux, comme noms de médiévistes aujourd'hui particulièrement célèbres, Dietrich Lohrmann, Martin Heinzelmann, Werner Paravicini et Hartmut Atsma¹⁸. Enfin, cet hôtel particulier offrait une assez grande salle de lecture ou de réunion, où nombre de collègues français prirent l'habitude de venir certains jeudis se concerter ensemble sur divers thèmes, sous la houlette vigoureuse et bienveillante du directeur.

Le dernier volet de cet essor si remarquable qu'a connu l'Institut historique en ces toutes premières années de la direction de Karl Ferdinand Werner s'ouvre dans les années 1972/73, quand apparaît la revue «*Francia*». Symbolique à maint égard, cette revue. Un gros tome par an¹⁹, rassembleur: où toutes les périodes de l'histoire sont abordées, et comprises dans toute l'originalité du dessein scientifique de notre fondateur de la revue: où ce dernier, non content, à partir de sa spécialité de médiéviste, de porter ses propres recherches et ses analyses sur toutes les périodes de l'histoire, notamment l'époque contemporaine, entend bien établir en cela entre ces périodes, à l'encontre des traditions dominantes universitaires de la recherche et de l'enseignement de l'histoire, autant de rapports actifs que peut attester l'étude directe des sources relevant d'une période de l'histoire, par rapport à celles d'une période passée. De la sorte, par cette approche délibérée des influences possibles d'une période à une autre, Karl Ferdinand Werner bouscule bien des réflexes, spécialement parmi les historiens français, en ouvrant à la recherche historique, pour lui comme pour ceux qui se laisseront peu à peu convaincre, des voies novatrices. La revue reflète la détermination du directeur à veiller à ce que les activités de l'Institut historique allemand se placent bien, elles aussi, sur toutes les périodes de l'histoire. Mais avant tout, en profondeur, l'accès à la revue «*Francia*» privilégie quelque peu les collègues français, même s'il est ouvert aussi aux historiens allemands ou non français, pourvu que leurs travaux touchent d'une manière ou d'une autre la «*Francia*», puis la France.

Voilà: à la manière de Karl Ferdinand Werner, l'Institut historique allemand est mis sur orbite, et, si je puis dire, c'est bien pour explorer la «*Francia*», la France, avec le concours aussi large que possible des historiens français. Une fois donnée cette impulsion décisive, fondatrice, que dire des années qui ont jalonné la poursuite de cette direction jusqu'en 1989, laquelle, finalement aura duré vingt et un ans?

¹⁸ Ibid., p. 26s.

¹⁹ Dans les années qui ont suivi le départ de l'institut de Karl Ferdinand Werner, peut-être à cause du développement de la revue, cette unicité du tome annuel, toutes périodes rassemblées, a dû disparaître et nous sommes de ceux qui le regrettent.

L'élément le plus remarquable nous semble être que le cap initial a été tenu avec une parfaite constance: les collègues français ont été choyés par l'Institut historique allemand, et, de fait, non seulement ils y sont venus fréquemment et avec plaisir, mais ils ont été portés à y trouver, pour leurs travaux, des facilités remarquables. D'un côté, à parler franchement, une revue comme »Francia« a très vite constitué, à leurs yeux, non pas seulement un outil prestigieux pour l'Institut historique allemand, mais, de fait, un outil probablement plus utile, en pratique, qu'aucune revue historique française. La revue s'est bientôt doublée de la remarquable collection des *Beihefte der Francia*, dont certains volumes sont, de fait, des sommes auxquelles le chercheur est sans cesse amené à puiser: ainsi des deux tomes rassemblant la masse si riche des articles d'Eugen Ewig, dont la réédition a été ménagée avec une rigueur parfaite par Hartmut Atsma²⁰; ou bien cet étonnant colloque sur »La Neustrie« de 1985, dont les actes, parus en deux tomes dans la même collection, en 1989²¹, constituent un monument à part, illustrant à plein les vertus de l'Institut historique, que je choisis volontiers comme symbole.

Avant tout, il y a le poids scientifique des deux tomes, le fait tout simple que pour qui est en quête d'une information critique sur telle question des VII^e-IX^e siècles sur cette partie du monde franc, il n'y a pas, il nous semble, une autre somme d'articles aussi utile que celle-ci; à regarder de plus près, comme permet de le faire de manière limpide la préface des deux tomes qu'a donnée Hartmut Atsma²², sous la houlette duquel s'est préparé et s'est déroulé le colloque, et par les soins de qui l'édition de ses actes a été accomplie, il est clair que le dessein historique ici en cause a été élaboré en fonction de multiples contacts pris avec des centres de recherches et des personnalités, qui ont été appelés les uns et les autres à nourrir ce dessein: où Hartmut Atsma, le meneur de jeu, désigné comme l'adjoint de Karl Ferdinand Werner depuis 1983, retrouve l'esprit de la démarche d'ouverture suivie en les débuts de sa charge par le directeur de l'Institut, et aboutit à attirer au colloque un nombre exceptionnel d'interventions fécondes et novatrices; et en la fin de cette préface, dans un esprit de complicité et d'amitié manifesté avec délicatesse, Hartmut Atsma illustre à quel point en tous les aspects de ce qui s'était ainsi accompli, Karl Ferdinand Werner l'avait accompagné et inspiré.

Si donc, sous ce directeur insigne, l'Institut historique allemand est ainsi devenu cher à un nombre vraiment considérable d'historiens français, et, pour eux, utile à un point extraordinaire, il faut ici introduire quelques critiques, et ne pas craindre de regretter ici certaines faiblesses du maître et de l'ami. La

²⁰ Eugen EWIG, *Spätantikes und fränkisches Gallien. Gesammelte Schriften* (1952-1973), hg. von Hartmut ATSMA, Zürich, München 1979.

²¹ Hartmut ATSMA (dir.), *La Neustrie. Les pays au nord de la Loire de 650 à 850*, Sigmaringen 1989.

²² *Ibid.*, t. I, p. VII-XI.

plus lourde de conséquence tient à sa ténacité affolante dans le travail, à la démesure du travail qu'il a estimé longtemps devoir s'imposer. Par là, d'une manière qui s'est annoncée par quelques prémices dès les dernières années de son mandat de directeur, et qui, par crises successives, l'a assailli après 1989, il a mis en péril sa santé: après toute une kyrielle d'épreuves, qui l'ont forcément paralysé temporairement en ses travaux, il n'est plus à même, pour l'instant, de travailler. Chaque jour, son épouse vient le voir; le plus souvent, il comprend tout à fait les nouvelles qu'elle lui donne sur les sujets les plus divers, cependant que ses réponses restent le plus souvent très vagues. Au-delà des petits mieux qu'elle peut observer d'un jour à l'autre, pourquoi ne serait-il pas permis de nourrir le frère espoir de le voir à même de nouveau d'exprimer sa prodigieuse intelligence, et d'être rendu à ses amis?

Autre sorte de démesure: dans quelques-unes de ses initiatives, Karl Ferdinand Werner, étant à la tête de l'institut, a assigné à ce dernier quelques entreprises si générales et amples qu'en fait, elles ne pouvaient que partiellement aboutir: ainsi de sa décision d'ouvrir une enquête d'ordre prosopographique – dite PROL – à l'échelle des royaumes du monde latin pour le haut Moyen Âge; ainsi pour son dessein, que nous avons eu nous-même la faiblesse d'encourager, d'introduire dans »Francia« en tout domaine des »Notes critiques« concernant isolément n'importe quel document écrit, soit pour en rétablir la véracité ou l'authenticité, soit, au contraire, pour débusquer un faux.

De fait, il nous semble, Karl Ferdinand Werner doit ses recherches les plus belles, les plus novatrices, exposées avec le plus de talent à des enquêtes entreprises sur un champ précis, et, donc, à des articles, le cas échéant conjoints: ainsi pour les »Untersuchungen«, des années 1958–1960, dont on a parlé. C'est d'ailleurs dans ce champ restreint, et dans le fil d'une démonstration précise que peut se placer l'étude critique la plus incisive d'un texte, ces perles telles qu'il a su en découvrir, comme on a dit.

Faudrait-il admettre, comme exception, le cas de son livre le plus célèbre, qui est une belle synthèse, »Les origines«, ce premier tome, allant jusqu'à l'an mil, de l'»Histoire de France« dirigée par Jean Favier²³? Le livre fourmille de données fortes, et reflète la curiosité intense de Karl Ferdinand Werner pour tout ce qui peut éclairer une certaine vocation de la France, à travers le temps, à offrir à l'homme un cadre relativement favorable; il y a là une manière sensible de voir ces »origines« de la France qui est bien le propre de qui n'y est pas né, et qui, depuis sa Sarre natale, l'a découverte. Ici, quant au fond, Karl Ferdinand Werner a fait là, il nous semble, un livre magnifique. Mais, de fait, l'écriture de ce livre, sa présentation ont fait l'objet, comme cela est fort discrètement mentionné au début du volume, d'une »mise au point« due à Jean Favier. Il se trouve que nous-même avons été à même de saisir qu'en des pas-

²³ Karl Ferdinand WERNER, *Histoire de France*, t. 1: *Les Origines*, Paris 1984.

sages marquants, la patte de Jean Favier, pour reprendre un terme valant pour un peintre de talent, a épuré le propos de l'auteur premier, et lui a apporté, à maint égard, quant à la forme de la synthèse, de l'élégance et de la pugnacité. Il y a là, entre deux tempéraments forts, la marque d'une complicité qui est, il nous semble, à l'honneur de l'un et de l'autre.

Si l'on s'approche de la fin du mandat de Karl Ferdinand Werner à la tête de l'Institut historique allemand de Paris, en 1989, ressortent quelques traits. C'est d'abord un certain aboutissement: vers le terme de ce mandat, l'importance prise par l'institut, appréciée tant en France que depuis l'Allemagne, l'ampleur de ses activités ont posé de nouveau, comme aux débuts de ce même mandat, le problème d'une nouvelle installation de l'institut: d'où, avec tous les moyens financiers que cela supposait, l'acquisition de l'Hôtel Duret de Chevy, dont l'aménagement se poursuivra après 1989 sous la houlette d'Hartmut Atsma, jusqu'à offrir à Werner Paravicini, nouveau directeur de l'institut, la joie de le voir inauguré en 1994 dans toute sa magnificence.

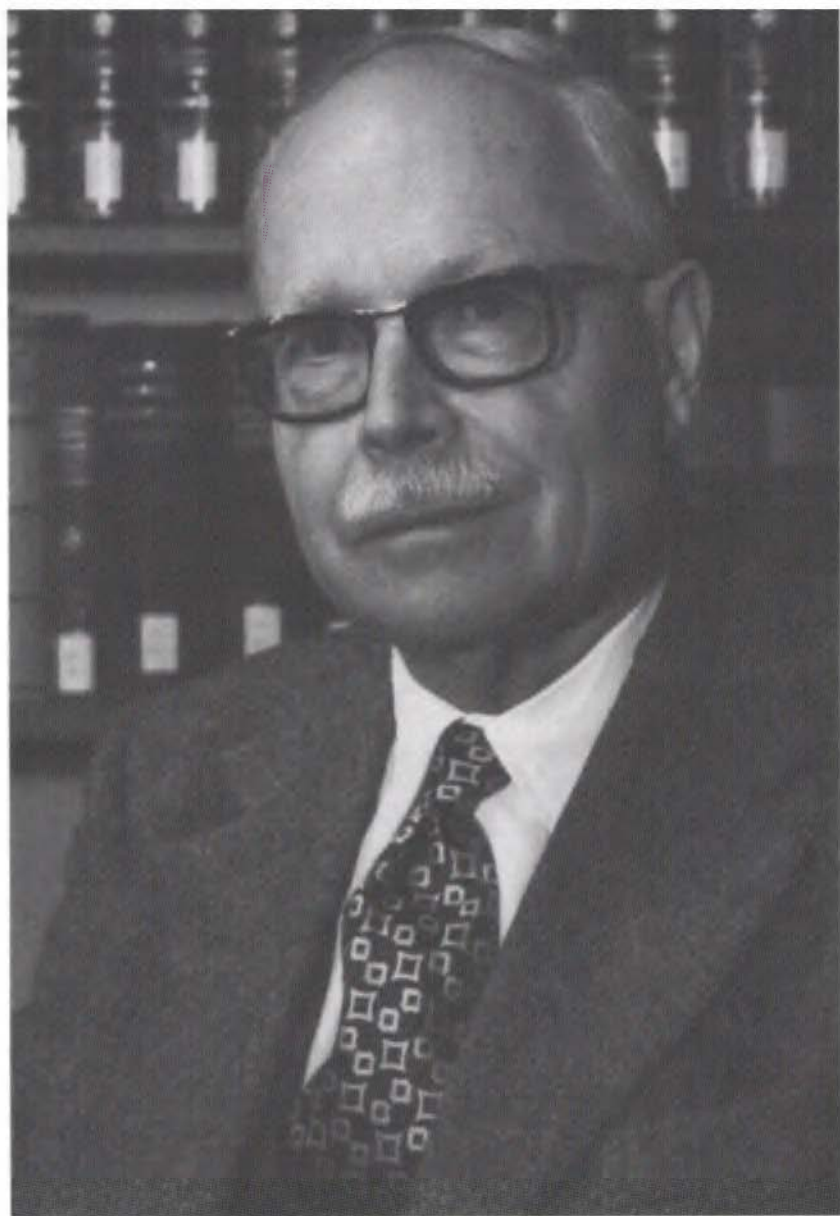
Mais l'aboutissement tient aussi à une certaine constance morale, qu'il faut bien ici apercevoir chez Karl Ferdinand Werner: d'abord en son signe le plus précoce, puis en sa vigilance tout au long du mandat, et, finalement, en le terme de ce dernier, à partir de cette constance, en ce qui, de son aveu même, l'a inspiré tout au long dans son attitude envers ses collègues français.

Dès 1967, notre homme a fait paraître un remarquable petit livre où il décrit sans complaisance l'image de l'histoire qu'a donnée le national-socialisme, et la rejette avec éclat. Enrôlé tout jeune dans l'armée du Reich, la gravité de sa blessure à la bataille de Stalingrad lui avait au moins valu de pouvoir ne plus avoir à combattre sous une telle bannière. De fait, l'homme a bien tenu le régime d'Hitler pour un poison, et, une fois la paix revenue, a été d'une parfaite constance dans la vigilance. Par la suite, dans la ligne de ce petit livre de 1967, une fois à la tête de l'institut, il a monté constamment la garde, et veillé à ce que jamais n'y vienne prendre la parole quelqu'un qui lui parût suspect de la moindre complaisance avec le nazisme.

Mais aussi, comme il en a fait part au moment de son départ de l'institut, à l'instant où, dans une belle salle des Archives nationales, il recevait le volume de *»Media in Francia«*, il y eut cet aveu touchant que le jugement moral qu'il portait à l'encontre du nazisme l'avait porté, quant à lui-même, au moment de prendre la direction de l'Institut historique allemand, à se sentir en cause pour toutes les souffrances que ce régime avait infligé à des Français, et, puisqu'il allait avoir surtout affaire à eux, à des universitaires français. Dès lors, comme il l'a dévoilé au moment de quitter cette direction de l'institut, il a entrepris celle-ci dans l'intention constante de se placer au service de ses collègues français, pour racheter comme il pouvait le mal commis. Toute sa noblesse discrète de cœur a été à l'œuvre dans l'accomplissement de ce dessein, qui éclaire tout son mandat.

Un dernier mot que l'on me permettra bien qu'il soit, en un sens, tout personnel. Vers ce moment où il quittait l'Institut historique allemand, Karl Ferdinand Werner et son épouse sont venus pour un petit séjour en la maison angevine de ma belle-famille, qui, sous de Gaulle, donna un garde des sceaux à l'État, avec Jean Foyer. Ce dernier ainsi que ses sœurs et son frère avaient perdu un oncle, grand résistant, mort dans un camp, et Karl Ferdinand appréhendait un peu cette venue dans la maison de famille. La chaleur de l'accueil reçu lui a valu, ainsi qu'à Brigitte Werner, une sorte de bonne joie: celle-ci dépassait le cadre de notre amitié réciproque, et illustrait la profondeur d'une vraie réconciliation avec ce pays de France tant aimé par tous les deux.

IV. HISTORIKER ZWISCHEN WISSENSCHAFT UND POLITIK



Paul Egon Hübinger

ULRICH PFEIL

PAUL EGON HÜBINGER

Vom Umgang mit dem Anpassungsdruck

Die deutsche Geschichtswissenschaft ist sich während der letzten Jahre in ganz besonderem Maße bewußt geworden, daß auch die eigene Disziplin eine Geschichte hat und verantwortliches wissenschaftliches Handeln seinen Charakter aus dem Rückbezug auf die Entwicklung der Wissenschaft selbst bezieht¹. Spätestens seit dem Frankfurter Historikertag von 1998 hat die Frage nach ihrer Positionierung zu politisch-sozialer Diskontinuität die Zunft beschäftigt und zu heftigen Kontroversen geführt². Bei der sozialhistorischen Beschäftigung mit unterschiedlichen akademischen Berufsgruppen im NS-Regime wurde die Diskussion um die deutsche Geschichtswissenschaft von der Integration einzelner Historiker als »Vordenker der Vernichtung«³ in den Machtapparat des NS-Regimes dominiert. Vor dem Hintergrund so mancher glänzenden und scheinbar bruchlosen Karrieren nach 1945 provozierten ihre Biographien Fragen nach dem Verhältnis von Geschichte und Gedächtnis als Problem des Geschichtsverständnisses. Unterbelichtet blieben bislang jedoch trotz einer kaum noch zu überblickenden Forschungsliteratur die katholischen Historiker und hier ganz besonders die junge Generation, die während des »Dritten Reiches« ihre ersten akademischen Spuren erwerben wollte⁴.

Wissenschaft sah sich im Nationalsozialismus allgemein dem Druck ausgesetzt, die NS-Weltanschauung als Grundlage wissenschaftlicher Tätigkeit zu übernehmen. Das galt insbesondere für Habilitanden, die bei Stellenbesetzungen im allgemeinen einer politischen Überprüfung unterzogen wurden, so daß der Anpassungsdruck im Gegensatz zu Lehrstuhlinhabern wesentlich größer war. Sie standen vor der Alternative, dem Regime mit politischen und wissen-

¹ Vgl. Michael MAURER, Kulturgeschichte, in: DERS. (Hg.), *Aufruhr der Historischen Wissenschaften*, Bd. 3: Sektoren, Stuttgart 2004, S. 339–418, hier S. 359.

² Vgl. Peter SCHÖTTLER (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*, Frankfurt a.M. 2009; Winfried SCHULZE, Otto Gerhard OEXLE (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. 1999.

³ Götz ALY, Susanne HEIM, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Frankfurt a.M. 1993.

⁴ Vgl. Oded HEILBRONNER, »(...) aber das ›Reich‹ lebt in uns«. Katholische Historiker unter dem Nationalsozialismus, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* XXV (1996), S. 219–231.

schaftlichen Zugeständnissen entgegenzukommen, um ihre Aufstiegschancen zu wahren und das Ordinariat als Krönung einer jeden wissenschaftlichen Karriere doch noch zu erreichen⁵, oder sich durch das Exil dem Anpassungsdruck zu entziehen. Diese Alternative hatte Paul Egon Hübinger (1911–1987) für sich jedoch abgelehnt, wie er in der Rückschau im Januar 1946 bekannte: »Ich kann nur bedauern, nicht 1935/36 die richtigen Konsequenzen aus meiner vollkommen klaren Erkenntnis und Voraussage des Kommenden gezogen und den Weg ins Ausland gesucht zu haben, wie es einige meiner Freunde damals taten«⁶. Mit dieser Entscheidung stand Hübinger nun nicht mehr vor der Frage, ob er sich den »politischen und politisierten Gegebenheit«⁷ anpaßt, gehörten und gehören Anpassungsvermögen und Anpassungsbereitschaft doch »zu den unabdingbaren Voraussetzungen einer jeden erfolgreichen Karriere, ob in der Wissenschaft oder auch in anderen Bereichen, ob im Dritten Reich, in anderen Diktaturen oder auch in demokratisch verfaßten gesellschaftlichen Systemen«. Um Hübingers Verhalten zwischen 1933 und 1945 zu beurteilen, muß folglich der Frage nachgegangen werden, inwieweit er angesichts von Karrieremustern, Karrierestrategien und berufsspezifischen Ritualen zu Zugeständnissen bereit war.

Im ersten Teil dieses Beitrages möchte ich den wissenschaftlichen Lebenslauf von Paul Egon Hübinger während des »Dritten Reiches« nachzeichnen, um im Anschluß auf zwei wichtige Begebenheiten in seiner noch jungen Karriere einzugehen: zum einen die aus dem Jahre 1939 stammende Übersetzung von »Mahomet et Charlemagne« des belgischen Historikers Henri Pirenne, mit dessen Werk er besonders vertraut sei, wie er in seiner Rede bei der feierlichen Einweihung der Deutschen Historischen Forschungsstätte im Jahre 1958 betonte⁸, zum anderen die Verweigerung der Lehrbefugnis nach erfolgreicher Habilitation im Jahre 1943. Beide Vorkommnisse spiegeln seine Haltung zum Regime und erlauben zugleich einen Einblick in das Verhältnis von Wissenschaft und Politik im »Dritten Reich«, das nicht nur in der Karriere von Historikern in einer »begrifflich schwer faßbare[n] Mischung von Anpassung und Beharrung, von Kontinuität und Diskontinuität« zum Ausdruck kam.

⁵ Michael GRÜTTNER, Wissenschaft, in: Wolfgang BENZ u.a. (Hg.), Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 1997, S. 135–153, hier S. 144.

⁶ Paul Egon Hübinger an Helmut Beumann, 25.2.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 2.

⁷ Jens THIEL, Akademische »Zinnsoldaten«? Karrieren deutscher Geisteswissenschaftler zwischen *Beruf* und *Berufung* (1933/1945), in: Rüdiger VOM BRUCH, Uta GERHARDT, Alexandra PAWLICZEK (Hg.), Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2006, S. 167–194, hier S. 178. Hier auch das folgende Zitat.

⁸ Ansprache von Ministerialdirektor Prof. Dr. Paul Egon Hübinger im Bundesministerium des Innern aus Anlaß der Eröffnung der Deutschen Historischen Forschungsstelle in Paris, 21.11.1958; Bundesarchiv Koblenz [BAK], Kl. Erw. 866/3.

Ein rheinisch-katholischer Nachwuchshistoriker im »Dritten Reich«

Paul Egon Hübinger wurde 1911 in Düsseldorf geboren und studierte ab 1929 an der Universität Bonn Geschichte, Romanistik und Germanistik, an die er nach je einem Semester in München (1930) und Paris (1930/31) im Sommersemester 1931 zurückkehrte. Letzterer Aufenthalt in der französischen Hauptstadt war nicht der erste Kontakt mit Frankreich und den Franzosen, denn nach dem Ersten Weltkrieg hatte er in seiner Heimatstadt die französische Besatzung und 1925 die Feier der 1000jährigen Zugehörigkeit der Rheinlande zum Deutschen Reich erlebt, die »unter Beteiligung von namhaften Historikern als ›anti-französisches Festival‹«⁹ inszeniert worden war. Hübinger wurde während der Weimarer Republik jedoch kein Deutschnationaler, sondern wählte 1932 für Heinrich Brüning, obwohl auch er im Grunde seines Herzens konservativ dachte, wie er gegenüber Braubach im Jahre 1974 bekannte:

Und wie hätte man denn nicht vaterländisch, national gesinnt sein sollen, vor allem hierzulande, wo erst eine *pénétration pacifique* ins Werk gesetzt wurde, dann der Einmarsch ins Ruhrgebiet und die Separatistenbewegung durch die französische Besatzungsmacht offenkundig unterstützt worden ist? So hat doch jedenfalls die *major et sanior pars* der rheinischen Bevölkerung und mit ihr der Großteil der Bonner Professoren ganz selbstverständlich empfunden¹⁰.

Die in dieser Zeit gesammelten Eindrücke und Erfahrungen hatten ihn früh davon überzeugt, »daß die deutsch-französischen Beziehungen ein grundlegendes Kapitel europäischer Vergangenheit bilden«¹¹. Bestärkt durch seine beiden großen akademischen Lehrer Wilhelm Levison (1876–1947) und Ernst-Robert Curtius (1886–1956) führte ihn sein Weg 1933 ein weiteres Mal nach Paris, um für seine wissenschaftlichen Forschungen im Département des manuscrits der Bibliothèque nationale zu arbeiten. Er legte während dieses Aufenthalts die Grundlage für seine Doktorarbeit, so daß er am 28. Juni 1935 bei Wilhelm Levison über »Die weltlichen Beziehungen der Kirche von Verdun zu den Rheinlanden« promoviert werden konnte. Diese Themenauswahl spiegelt nicht nur sein Interesse für die deutsch-französischen Beziehungen, sondern war in gewisser Weise symptomatisch für das Verhalten katholischer Historiker während des »Dritten Reiches«. Neben einschlägigen Arbeiten auf dem Feld der Volksgeschichte widmeten sie sich bevorzugt den katholischen

⁹ Willi OBERKRÖME, »Grenzkampf« und »Heimatsdienst«. Geschichtswissenschaft und Revisionsbegehren, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXV (1996), S. 187–204, hier S. 188f.

¹⁰ Paul Egon Hübinger an Max Braubach, 31.12.1974; UA Bonn, NL Braubach, Bd. 202.

¹¹ Zit. nach: Raymund KOTTJE, Paul Egon Hübinger. Zu Lebensweg und -werk, in: Paul Egon HÜBINGER, Ausgewählte Aufsätze und Vorträge. Beiträge zur Geschichte Europas und der Rheinlande in Mittelalter und Neuzeit, hg. von Magnus DITSCHKE und Raymund KOTTJE, Siegburg 1990, S. XIII–XIX, hier S. XV.

Grenzregionen Deutschlands und katholischen Regionen im Heiligen Römischen Reich, so vor allem auch der Geschichte des Rheinlandes¹².

Im Jahre 1936 legte er die wissenschaftliche Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen ab, wie ihm sein Doktorvater »bei der heute besonders großen Unsicherheit jeder wissenschaftlichen Laufbahn« geraten hatte. Gleichzeitig empfahl er ihn bei Albert Brackmann für den Archivdienst und bei Paul Fridolin Kehr als »einen tüchtigen Arbeiter, der sich sicherlich als brauchbar erweisen wird«¹³. Jedoch mußten Hübinger wie auch Theodor Schieffer im Herbst 1935 feststellen, »daß unsere Bewerbung negativ beschieden wurde (da am sogen. »30. Juni« der M.G. zwei oder drei Mitarbeiter von Kehr gefeuert und sogleich von Brackmann in den Archivdienst übernommen worden waren)«, so daß die verfügbaren Plätze besetzt waren¹⁴. Nachdem er sich 1935/36 als Bibliothekar am Historischen Seminar der Universität Bonn verdingt hatte, ansonsten in diesen Jahren aber ohne festes Einkommen war, wurde ihm von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft¹⁵ ein Stipendium von monatlich 150 Mark für die Zeit vom 1. Juli 1936 bis zum 31. Oktober 1937 gewährt, das ihm die Gelegenheit gab, in thematischer Verlängerung seiner Dissertation seine Forschungen zur Reichskirche fortzusetzen¹⁶. Dieses Projekt wurde von Leo Just und dem seit 1920 an der Universität Köln lehrenden Historiker Martin Spahn geleitet¹⁷, der auch den Antrag für dieses Stipendium am 22. April 1936 eingereicht hatte¹⁸. Positiv wurde er am 16. Mai 1936 von Albert Brackmann begutachtet¹⁹, Generaldirektor der preußischen Archive, »als solcher galt er damals traditionsgemäß als der höchst-

¹² Vgl. HEILBRONNER, »(...) aber das »Reich« lebt in uns« (wie Anm. 4), S. 226f.

¹³ Wilhelm Levison an Paul Fridolin Kehr, 30.1.1935; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 127.

¹⁴ Paul Egon Hübinger an Horst Fuhrmann, 14.8.1976; *ibid.*

¹⁵ Vgl. Sören FLACHOWSKY, Peter NÖTZOLDT, Von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft zur Deutschen Forschungsgemeinschaft: Die »Gemeinschaftsarbeiten« der Notgemeinschaft 1924–1933, in: Marc SCHALENBERG, Peter Th. WALTHER (Hg.), »... immer im Forschen bleiben«. Rüdiger vom Bruch zum 60. Geburtstag, Stuttgart 2004, S. 157–177.

¹⁶ Vgl. Paul Egon HÜBINGER, König Heinrich I. und der deutsche Westen, in: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 131 (1937), S. 1ff; DERS., Oberlothringen, Rhein und Reich im Hochmittelalter, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 7 (1937), S. 141–160.

¹⁷ Vgl. zum Kontext: Michael F. FELDKAMP, Reichskirchengeschichtsschreibung und Grenzlandforschung. Zum wissenschaftlichen und publizistischen Werk des Bonner Historikers Leo Just (1901–1964), in: Burkhard DIETZ u.a. (Hg.), *Griff nach dem Westen. Die »Westforschung« der völkisch nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960)*, Bd. 2, Münster 2003, S. 1017–1035, hier S. 1029f.

¹⁸ Martin Spahn saß anfangs für das Zentrum im Reichstag, ab 1924 für die DNVP und schließlich bis 1939 als Gast der NSDAP; vgl. Helmut HEIBER, *Universität unterm Hakenkreuz*, Teil 1: *Der Professor im Dritten Reich: Bilder aus der Provinz*, München 1991, S. 342.

¹⁹ Vgl. die Karte über Hübinger aus dem Reichsforschungsrat; BArchB, R3 (ehem. BDC), RFR, Hübinger, Paul.

rangige deutsche Historiker«²⁰, der zugleich auch das Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung (IfA) in Berlin-Dahlem und bereits seit Dezember 1933 die Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft (NOFG) leitete²¹. Welche Vorteile es mit sich bringen konnte, wenn sich gerade junge Historiker im Dunstkreis dieser Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften bewegten, beschreibt Peter Schöttler:

Denn in diesem weitverzweigten Netzwerk [...] arbeiteten zwischen 1931 und 1945 viele hundert Historiker mit: Professoren, Assistenten, Stipendiaten. Nicht nur das Geld kam aus Berlin, auch die Forschungsziele wurden im Reichsinnenministerium und im Auswärtigen Amt formuliert [...]. Wie eine Art gleichgeschalteter Historikerverband steckten die Forschungsgemeinschaften [...] den Rahmen ab, innerhalb dessen im ganzen Reich ›Volkstumsforschung‹ betrieben wurde²².

Die Forschung mußte Hübinger jedoch vorerst hinten an stellen, als der damals 26jährige Anfang Oktober 1937 gemeinsam mit Theodor Schieffer und Stephan Skalweit den 6. Lehrgang am IfA begann, eine Etappe im beruflichen Werdegang von Hübinger, die Eugen Ewig in seinem Nachruf von 1987 als Konsequenz seiner oppositionellen Haltung während des »Dritten Reiches« deutete²³. In gleiche Richtung geht das Urteil des Hübinger-Schülers Raymund Kottje, der das IfA in seinem Nachruf 1990 als »Tauchstation« innerhalb der nationalsozialistischen Wissenschaftslandschaft bezeichnete: »Da er den Nationalsozialismus radikal ablehnte, war ihm die akademische Laufbahn verschlossen. Eine Zuflucht bot jungen Gelehrten das Archivwesen«²⁴. Hübinger bezeichnete die Ausbildung zum Archivar selber in einem Schreiben an Horst Fuhrmann vom 14. August 1976 als Karriereumleitung für seine Generation abendländisch-katholischer Historiker, die sich im Nachhinein jedoch als positive Etappe herausgestellt habe:

Auch dies ist ein Stück ›innerer Geschichte‹ des III. Reiches, daß genau 20% eines solchen Kurses heute auf den Lehrstühlen sitzen, nachdem sie sich zu unterschiedlichen Zeiten haben habilitieren können, was sie ohne die Machtergreifung der NSDAP mit Sicherheit früher und

²⁰ Wolfgang J. MOMMSEN, Vom »Volkstumskampf« zur nationalsozialistischen Vernichtungspolitik in Osteuropa. Zur Rolle der deutschen Historiker unter dem Nationalsozialismus, in: SCHULZE, OEXLE (Hg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus (wie Anm. 2), S. 183–214, hier S. 183.

²¹ Albert Brackmann hatte selber diese doppelte Ausbildung durchlaufen und in der NOFG »zeitweise bis zu hundertfünfzig Kulturwissenschaftler sowie Archivare« beschäftigt; vgl. Ingo HAAR, »Kämpfende Wissenschaft«. Entstehung und Niedergang der völkischen Geschichtswissenschaft im Wechsel der Systeme, in: SCHULZE, OEXLE (Hg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus (wie Anm. 2), S. 215–240, hier S. 225.

²² Peter SCHÖTTLER, Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945. Einleitende Bemerkungen, in: DERS. (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft (wie Anm. 2), S. 7–30, hier S. 14f.

²³ Eugen EWIG, Paul Egon Hübinger (1911–1987), in: Francia 15 (1987), S. 1143–1147.

²⁴ KOTTJE, Paul Egon Hübinger. Zu Lebensweg und -werk (wie Anm. 11), S. XIV. Noch wissen wir zu wenig über diese wiederholt als herrschaftsferne Oase in einer braunen Wissenschaftswüste beschriebene Archivschule.

ohne den Umweg über den Archivdienst getan haben würden. Ich habe es stets als eine wichtige Weiche auf meiner Lebensbahn betrachtet und kann es nicht ohne Ironie und Bedauern konstatieren, daß es damals 1935/36, nicht zu enger Berührung mit den M.G. gekommen ist, so daß ich heute, aufgrund späterer Etappen meines mäandrisch verlaufenen Berufsweges, die mich zum intensiven Förderer der Zeitgeschichtsforschung werden ließen, zu deren Institutionen und nicht zu den Einrichtungen der Mittelalterforschung ich in engerer persönlicher Beziehung stehe²⁵.

So weit war es im Jahre 1939 aber noch nicht, denn nach dem Staatsexamen im März trat er ab 1. Oktober 1939 seinen Dienst als Staatsarchivassessor am Staatsarchiv in Koblenz an²⁶.

Hübinger wollte sich jedoch nicht mit dem Archivdienst begnügen, sondern zugleich der Historikerkunft treu bleiben, so daß er 1936 Mitglied des »Vereins für geschichtliche Landeskunde der Rheinprovinz« sowie ein Jahr später auch der »Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde« wurde. Sein besonderes Engagement galt jedoch dem »Historischen Verein für den Niederrhein«, dessen Schriftführer er 1939 wurde²⁷ und den er als Rückzugsort gegenüber den totalitären Ansprüchen der Nationalsozialisten empfand, wie er seinem Doktorvater Wilhelm Levison im Januar 1947 zu verdeutlichen versuchte:

Ja, Sie sehen, »wir« sind in den Annalen, wie im Histor. Verein, ganz unter uns geblieben – soweit neue Mitarbeiter dazu stießen, fügten sie sich dem Stil ein, denn wer dort etwas druckte, wußte, wie eine Arbeit beschaffen sein mußte, wenn er sie uns anbot. Seitdem ich im Herbst 1939 die Schriftleitung übernommen habe, ist auch niemals ein dieses Bild störender Beitrag angeboten worden – und vorher wird's nicht anders gewesen sein. Die Folgen blieben nicht aus: es gab mancherlei Schikanen und schließlich im Jahr 1944 das Verbot, die Zeitschrift weiter erscheinen zu lassen. Ich wurde auch einmal »zu meiner« Gauleitung zitiert, um Rede und Antwort über die Annalen zu stehen, die als ein »von mir gegründetes klerikales Organ« (sic!) samt dem Schriftleiter denunziert worden waren²⁸.

Hübinger wurde jedoch vorerst nicht weiter belangt, weil er mit dem Zentrumsanhänger Wilhelm Kisky, der Leiter der 1929 gegründeten Archivberatungsstelle Rheinland war²⁹, im Umkreis des Düsseldorfer Landeshauptmanns und überzeugten Nationalsozialisten Heinrich Haake über einen auch Levison bekannten Gesinnungsgeossen verfügte, die sich für ihn einsetzten:

Voller Pathos konnte ich darauf verweisen, daß diese »gefährliche« Zeitschrift einen Zuschuß des Landeshauptmanns erhielt, bei dem man sich ja erkundigen könne. Die postwendend nach Düsseldorf gerichtete Anfrage landete wie im Stillen erhofft war, auf Kiskys Schreibtisch, der dann unter der Firma des Herrn Haake den schönsten und beruhigendsten Bescheid erteilte. Auch das ein winziger Ausschnitt aus dem Leben im Dritten Reich, bei dem man sich die Bälle sozusagen unterirdisch zuspielte.

²⁵ Paul Egon Hübinger an Horst Fuhrmann, 14.8.1976; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 127.

²⁶ Preußischer Ministerpräsident an Paul Egon Hübinger, 23.9.1939; *ibid.*, Bl. 1.

²⁷ Vgl. Fragebogen des Military Government of Germany, 24.5.1946; *ibid.*, Bd. 187.

²⁸ Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 10.1.1947; *ibid.*, Bd. 4. Hier das folgende Zitat.

²⁹ Vgl. Wolfgang Franz WERNER, Der Provinzialverband der Rheinprovinz, seine Kulturarbeit und die »Westforschung«, in: DIETZ u.a. (Hg.), Griff nach dem Westen (wie Anm. 17), S. 741–761.

Für den Moment hatte sein Engagement für den Verein und seine Zeitschrift keine negativen Konsequenzen, das sollte jedoch nicht so bleiben, wie wir im weiteren Verlauf dieses Beitrages sehen werden.

Der Kriegsausbruch veränderte nur anfangs seine Situation, denn nachdem er im März 1940 zu einer Luftwaffen-Baukompagnie eingezogen worden war, wurde er schon Ende April wieder wegen seines Herzfehlers entlassen. Er sollte dann als Dolmetscher bei der Wehrmacht oder von Seiten der Archivverwaltung bei der Archivschutzkommission (Einsatzgruppe Paris) im Stab des Militärbefehlshabers Frankreich Verwendung finden, doch verhinderte ein bei einem Unfall im Juni 1940 zugezogener Kniescheibenbruch seine Versetzung. Bei späteren Musterungen wurde er als »arbeitsverwendungsfähig Heimat« eingestuft und militärisch vorerst nicht wieder eingesetzt³⁰. Ernst Zipfel³¹, Generaldirektor der Staatsarchive und Kommissar für den Archivschutz im Reich und in den besetzten Gebieten, hatte ihn hingegen im Westprogramm der deutschen Archivverwaltung mit Forschungen zur »Stellung des deutschen Königtums zu der Entwicklung im gesamten Westen des Reiches unter besonderer Berücksichtigung Oberlothringens«³² fest vorgesehen. Mit diesem Forschungsprojekt wollte sich nicht nur die Archivverwaltung wissenschaftliche Geltung verschaffen, sondern zugleich »die historische Hoheit des Reiches über Westeuropa« wissenschaftlich untermauern, wie Zipfel bei einem Zusammentreffen aller Staatsarchivare aus Westdeutschland und den besetzten Westgebieten im August 1940 in Berlin ausführte: »Dabei gilt es, den engen territorialen Blickpunkt endgültig aufzugeben und die Arbeiten auf den alten volklichen Grundlagen ohne Rücksicht auf die politischen Grenzen aufzubauen«³³. In einer programmatischen Schrift zu den »Wissenschaftlichen Aufgaben der Archivverwaltung« vom 10. Juli 1941 kam Zipfel daher zu den Schluß, daß die Archivverwaltung ihren Beitrag zu den Aufgaben liefern will, »die durch die Ausweitung des Reiches im Osten und Westen und seine neuerworbene Führerstellung in Europa der deutschen Geschichtswissenschaft aufgegeben worden sind«³⁴. Seine hochfliegenden Pläne hatten in Kriegszeiten jedoch nur wenige Chancen auf Verwirklichung, so daß er seinen Blick 1941 bereits

³⁰ Schreiben von Paul Egon Hübinger, o.D.; BArchB, R3 (ehem. BDC), REM, W 45/2, Paul Hübinger.

³¹ Am 5.12.1945 schrieb Hübinger an Skalweit (UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1): »Daß Zipfel die possierlichsten Anstrengungen seit Monaten macht, um seine Unentbehrlichkeit und Unersetzbarkeit den Engländern zu demonstrieren, wird Ihnen bekannt sein«.

³² Ernst Zipfel an den preußischen Ministerpräsidenten, 10.7.1941; HHStAW, 1150, Bd. 23.

³³ Zitiert nach Wolfgang FREUND, Volk, Reich und Westgrenze. Deutschtumswissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annektierten Lothringen 1925–1945, Saarbrücken 2006, S. 326.

³⁴ Ernst ZIPFEL: Die wissenschaftlichen Aufgaben der Archivverwaltung, 10.7.1941; HHStAW, 1150, Bd. 23, Bl. 272–274, hier Bl. 273.

auf die Nachkriegszeit richtete, »wenn die Staatsarchive wieder über den vollen Bestand ihrer Kräfte verfügen«³⁵.

Mit den Forschungen zur »Westmark« kam Hübinger 1941 erneut in Kontakt, als ihn Christian Hallier (1901–1978), der im Krieg in Metz das Lothringische Institut für Landes- und Volksforschung leitete, um einen Artikel zu den »Grundtatsachen und Wesenszügen der Geschichte Lothringens im Mittelalter« für einen Sammelband zur Lothringenkunde bat, der jedoch nie erschien³⁶. Nach dem Krieg schrieb Hübinger an Büttner, daß Hallier ihn 1941/42 sogar an das Staatsarchiv nach Metz holen wollte, ein Ansinnen, das bei dem Umworbenen im Krieg jedoch auf keine Gegenliebe gestoßen war³⁷. Er blieb in Koblenz und mußte sich vorerst mit dem Gedanken abfinden, seine wissenschaftlich-akademische Karriere nicht wieder aufnehmen zu können, wollte Ernst Zipfel doch im Krieg auf keinen seiner Archivare verzichten.

Zum gleichen Zeitpunkt erhöhte sich der Druck auf Hübinger, nun endlich der NSDAP beizutreten, widersetzte sich die NSDAP-Gauleitung Moselland doch 1942 gegen seine Ernennung zum Staatsarchivarrat bzw. eine Anstellung auf Lebenszeit. Im Anhang zum Fragebogen der britischen Militärregierung schrieb er am 24. Mai 1946 unter Berufung auf Wilhelm Kisky: »Die Ernennung erfolgte schließlich trotz des Widerstandes, jedoch mit mehrmonatiger Verspätung [1. Juni 1942³⁸, U.P.]. Bei diesem Anlaß übte meine vorgesetzte Dienststelle, der Generaldirektor der Staatsarchive, stärksten Druck auf mich aus, um meinen Eintritt in die Partei zu erreichen«³⁹. Auch wenn Hübingers Absicht in diesem Dokument aus der unmittelbaren Nachkriegszeit unschwer zu übersehen ist, seine Gegnerschaft zum Regime in den Vordergrund zu rücken, kann seiner Darstellung Glauben geschenkt werden, deutet der Parteieintritt von Schieffer⁴⁰ doch ebenfalls auf den Druck hin, den die Archivverwaltung auf ihre Schüler ausübte⁴¹.

Die verweigerte Dozentur

Paul Egon Hübinger selber setzte ab 1943 alles daran, den Weg zurück in die Wissenschaft und damit auch in seine akademische Heimat Bonn zu finden. Er

³⁵ Denkschrift von Dr. Ernst Zipfel über Leistungen des Archivschutzes für die Wissenschaft, [o.D./1941]; PA/AA, R 27004.

³⁶ Vgl. FREUND, Volk, Reich und Westgrenze (wie Anm. 33), S. 348.

³⁷ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 2.4.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 2.

³⁸ Vgl. die Berufungsurkunde vom 12.6.1942 in: *ibid.*, Bd. 27, Bl. 3.

³⁹ Anlage zum Fragebogen der britischen Militärregierung, 24.5.1946; *ibid.*, Bd. 187.

⁴⁰ Vgl. den Beitrag von Rolf Große in diesem Band.

⁴¹ Vgl. dazu auch meinen Beitrag zu Eugen Ewig in diesem Band.

hielt Zipfels »Verwaltung« gegenüber der Wissenschaft für nicht »konkurrenzfähig«, so daß er alles begrüßte, »was dazu dienen kann, mich hier heraus zu holen«⁴². Bereits im Anschluß an seine Versetzung nach Koblenz im Jahre 1939 hatte er sich darum bemüht, nach Bonn zurückzukehren. Bei der Suche nach einem Ausweg konzentrierte er sich ganz auf die Leitung des Stadtarchivs, doch verweigerte ihm die Staatsarchivverwaltung die Freigabe, so daß er nur mit seiner kommissarischen Leitung betraut wurde. Den endgültigen Weg zurück nach Bonn und damit in die Wissenschaft gedachte er daraufhin über eine baldige Habilitation zu erreichen, doch ließ ihm die Archivarbeit nur wenig Zeit für eigene Forschungen bzw. ein »zweites Buch«. Die besondere Situation während des Krieges schien jedoch eine Lösung zu bieten, denn in begründeten Fällen konnte von der Vorlage einer Arbeit bei anderer wissenschaftlicher Bewährung abgesehen werden, wie ihm der Bonner Juraprofessor Hermann Conrad am 10. Februar 1943 mitteilte:

Der Min.[ister] hat neuerdings empfohlen, bei Kriegsteilnehmern von dieser Möglichkeit mehr Gebrauch zu machen. In mehreren Anordnungen hat der Min. darauf hingewiesen, daß es über den örtlichen Bedarf der Universität erforderlich sei, Dozenten zu schaffen, da die Anforderungen nach dem Kriege groß seien, und eine genügende Anzahl von Nachwuchsreserve zur Verfügung stehen müsse⁴³.

Auch der Dekan der Bonner Universität ermutigte ihn zur Habilitation, da »gerade jetzt unser Programm im historischen Lehrbetrieb sehr eingeschränkt ist, und eine Bereicherung aus ihrem Interessengebiet sehr zu begrüßen sein würde«⁴⁴. Carl Erdmann warnte ihn hingegen, sich ohne Habilitationsschrift zu habilitieren, weil er damit auf absehbare Zeit seinen wissenschaftlichen Ruf gefährde und »kein Mann der ersten Reihe [werde], und das müssen Sie sein! [...] Theodor Mayer weiß und hält genügend von Ihnen«⁴⁵. Nichtsdestotrotz entschloß sich Hübinger, sich ohne ein »zweites Buch« zu habilitieren; zum einen war das von ihm ins Auge gefaßte Thema gerade von Heinrich Sproemberg (1889–1966) in einem längeren Aufsatz behandelt worden⁴⁶, so daß er sich in eine neue Thematik hätte einarbeiten müssen (»Man kann aber seine Arbeitsgebiete nicht wie Hemden wechseln«), zum anderen drängte es ihn weiterhin, das Koblenzer Archiv so schnell wie möglich zu verlassen, wie er Erdmann antwortete:

Denn natürlich möchte ich nicht zu denjenigen gehören, die jetzt das »Kriegsabitur« machen und dann in der akademischen Welt herumgeistern. Aber selbst wenn mein wissenschaftli-

⁴² Paul Egon Hübinger an Carl Erdmann, 15.3.1943; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 191.

⁴³ Hermann Conrad an Paul Egon Hübinger, 10.2.1943; *ibid.*

⁴⁴ Dekan der Universität Bonn an Paul Egon Hübinger, 20.2.1943; *ibid.*

⁴⁵ Carl Erdmann an Paul Egon Hübinger, 7.3.1943; *ibid.*

⁴⁶ Hierbei handelt es sich um: Heinrich SPROEMBERG, Die lothringische Politik Ottos des Großen, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 11 (1941), S. 1–101.

cher Ruf Schaden nimmt – das ist für mich, so wie ich jetzt stehe, besser zu ertragen, als die gegenwärtige Situation unter Z.[ipfels] Fuchtel und in dem Sumpf des Koblenzer Betriebs⁴⁷.

Das Beispiel von Theodor Schieffer hatte Hübinger die Gefahr vor Augen geführt, sich mit einer Habilitation »zweiter Klasse« die weitere Karriere zu verbauen. Dieser hatte 1943 an der Berliner Universität eine Arbeit vorgelegt, »bei dem das Kolloquium aber dazu geführt hat, daß man ihm sagte, vor der Erteilung einer Dozentur müsse er noch eine weitere größere Arbeit vorlegen. Er hat sich (mit Recht) darüber sehr geärgert«.

Da Hübinger die »freie Arbeitsmöglichkeit« aber nun »brotnötig« brauchte und die Koblenzer »Falle« so schnell wie möglich verlassen wollte, war er trotz aller Warnungen entschlossen, den Schritt zu tun. Er konnte sich durch ein Schreiben von Fritz Kern vom 18. März 1943 bestätigt fühlen, der nach »dem allergünstigsten Bescheid« guter Hoffnung war, daß für die Habilitation »keine Hindernisse auftauchen werden«⁴⁸. Bedenken hatte hingegen weiterhin Carl Erdmann, wie er gegenüber Hübinger am 19. März bekannte:

Für mich ist der wissenschaftliche Ruf immer der Güter höchstes gewesen, und ich war noch nie in der Lage, etwas, was auf Kosten des Rufes gegangen wäre, auch nur zu erwägen. Demgegenüber erklären Sie nun kurzweg, daß Sie einen Schaden des Rufes riskieren wollen, denn der Übel größtes sei Koblenz. Das entwaffnet mich. Ich kann Sie nur um redliche Gewissensprüfung bitten, ob Sie nicht in den Fehler verfallen, das gegenwärtige Übel, eben weil es das gegenwärtige ist, für das größte mögliche zu halten [...]. Sie verweisen mit Recht auf das Beispiel Schieffer, der leider durch seinen Dr. habil. mehr verloren als gewonnen hat⁴⁹.

Während des Habilitationsverfahrens deutete zunächst nichts auf irgendwelche Komplikationen hin; vielmehr hielten die Gutachter die wissenschaftlichen Standards hoch. Franz Steinbach erhob keine Bedenken dagegen, »die bereits vorliegenden Veröffentlichungen Hübingers als geeignete Grundlage für die Habilitation gelten zu lassen«. Max Braubach lobte nochmals seine Promotion, »die sich weit über den Durchschnitt erhob und allgemein in der wissenschaftlichen Kritik hohe Anerkennung fand. Seitdem hat er eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten hauptsächlich zur Geschichte der westlichen Grenzlande des Reichs im Mittelalter, aber auch zur neueren Geistesgeschichte vorgelegt, die meines Erachtens [...] seine Befähigung für die akademische Laufbahn einwandfrei beweisen«⁵⁰. Auch Fritz Kern und Walther Holtzmann befürworteten in ihren Gutachten Hübingers Habilitationsabsicht⁵¹.

⁴⁷ Paul Egon Hübinger an Carl Erdmann, 15.3.1943; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 191.

⁴⁸ Fritz Kern an Paul Egon Hübinger, 18.3.1943; *ibid*.

⁴⁹ Carl Erdmann an Paul Egon Hübinger, 19.3.1943; *ibid*.

⁵⁰ Max Braubach an den Rektor der Universität Bonn, 7.3.1943; *ibid*.

⁵¹ Vgl. die Abschrift der im März 1943 verfaßten Gutachten, 2.10.1944; BArchB, R3 (chem. BDC), REM, W 45/2, Paul Hübinger.

Nachdem der Dekan ihn am 18. März aufgefordert hatte, seine Meldung zur Habilitation einzureichen⁵², verfügte er über das notwendige Dokument, mit dem er gegenüber Ernst Zipfel die Habilitation als ein an ihn herangetragenes Anliegen seiner Heimathochschule darstellen konnte: »Die Philosophische Fakultät der Universität Bonn [...] hat in für mich überraschender Weise den dringenden Wunsch an mich gelangen lassen, ich möchte sofort mein Habilitationsgesuch vorlegen«⁵³. Die Antwort von Zipfel war jedoch zwiespältig:

Gegen eine Habilitation von StAR Dr. Hübinger habe ich nichts einzuwenden. Die Genehmigung zur Übernahme einer Dozentur muß ich jedoch von der Arbeitslage beim Staatsarchiv bzw. der Preuß. Archivverwaltung überhaupt abhängig machen und könnte sie nur erteilen, wenn StAR Dr. Hübinger sich durch besonders vorbildlichen Einsatz bei den Kriegsaufgaben des Staatsarchivs auszeichnet⁵⁴.

Fritz Kern ermutigte Hübinger jedoch weiter zur Habilitation, so daß dieser schließlich Ende März 1943 die notwendigen Dokumente zusammen gesammelt und seine Meldung abgeschickt hatte. Er schlug Kern als Thema der Probedorvorlesung »Seit wann gibt es eine französische Rheinpolitik?« vor, mit der er u.a. »kritisch unter Verwertung eben erst bekannt gewordener Quellen« auf die »zuerst von Zeller, jetzt aber überraschend auch« von Karl Brandi (1868–1946) präsentierten Thesen⁵⁵ antworten wollte⁵⁶. Während für den aus dem Elsaß stammenden französischen Historiker Gaston Zeller (1890–1960) und den bis zu seiner Emeritierung 1936 in Göttingen lehrenden Brandi »die Wegnahme der Städte Metz, Toul und Verdun im Jahre 1552 nicht eine Etappe auf dem Weg der französischen Rheinpolitik [gewesen], sondern erst unter dem Eindruck des späteren französischen Ausgreifens dazu gestempelt worden« sei, sah Hübinger in der vom Dekan angeforderten Zusammenfassung seines Vortrags »für den Herrn Reichsminister«⁵⁷ die These erhärtet, »daß bereits 1444 vom französischen Königtum amtlich die Rheingrenze gefordert und dieser Anspruch durch einen von langer Hand vorbereiteten Feldzug durchzusetzen versucht worden ist [...] Die Rheinpolitik Frankreichs erweist sich als

⁵² Dekan der Universität Bonn an Paul Egon Hübinger, 18.3.1943; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 187.

⁵³ Paul Egon Hübinger an den Generaldirektor der Staatsarchive Berlin durch das Staatsarchiv Koblenz, 23.3.1943; *ibid.*

⁵⁴ Vermerk von Dr. Zipfel, 27.3.1943; *ibid.*, Bd. 191.

⁵⁵ Vgl. Karl BRANDI, Spanien und die französische Rheinpolitik, in: HZ 167 (1943), S. 13–28. Steffen Kaudelka vermutet hinter diesem Sinneswandel einen zeitgeschichtlichen Hintergrund: »Angesichts der sich abzeichnenden Niederlage im Krieg gegen die Sowjetunion ging das NS-Regime [...] nun dazu über, nicht mehr die europäischen Gegner zu attackieren, sondern zugunsten einer antisowjetischen Propaganda stärker die vermeintliche schicksalhafte kulturelle Einheit Europas zu akzentuieren«; Steffen KAUELKA, Rezeption im Zeitalter der Konfrontation. Französische Geschichtswissenschaft und Geschichte in Deutschland 1920–1940, Göttingen 2003, S. 92.

⁵⁶ Paul Egon Hübinger an Fritz Kern, 31.3.1943; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 191.

⁵⁷ Dekan der Universität Bonn an Paul Egon Hübinger, 30.4.1943; *ibid.*, Bd. 187.

ein seit 1444 im Bereich der Ziele praktischer Politik erscheinendes Teilstück einer großen Bewegung, die, wie es ihrem Wesen entspricht, nach der Erreichung des Stromes sofort über ihn hinausgreift«. Mit diesen Thesen demonstrierte er weltanschauliche Kompatibilität mit dem Regime, das keine rassistischen Untertöne einforderte, um den wissenschaftlichen Ansprüchen im »Dritten Reich« zu entsprechen; vielmehr konnte er sich in die Kontinuität jener Historiker stellen, die bereits in der frühen Weimarer Republik – so Steffen Kaudelka – »teilweise noch unter dem Eindruck des verlorenen Krieges und der französischen Besatzungsherrschaft im Rheinland nicht müde wurden, eine Jahrhunderte, auch über das Jahr 1918 hinaus währende Kontinuität der französischen »Deutschlandpolitik« zu behaupten«⁵⁸.

Vor der Probevorlesung galt es jedoch noch, die administrativen und akademischen Gepflogenheiten zu respektieren. Kern wies Hübinger darauf hin, daß es früher »üblich und Pflicht« gewesen sei, drei Vorschläge einzureichen und riet ihm auch jetzt zu diesem Vorgehen:

Ich vermute mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß dann die Fakultät (oder der Dekan nach dem Führerprinzip?) die erste Offerte annehmen wird [...]. Sollte inzwischen der Dreivorschlag als für heutigen Nachwuchs zu strapaziös in die liberalistische Rumpelkammer versenkt worden sein, so haben Sie mit Ihrem Dreivorschlag sich auch keinen Schaden zugefügt⁵⁹.

Hübingers Vorschlag ging in der Tat unbeanstandet durch, so daß die Probevorlesung mit dem Titel »Das Problem der französischen Rheinpolitik« auf den 5. Mai festgelegt wurde⁶⁰. Damit war das ordnungsmäßige Habilitationsverfahren abgeschlossen, und ihm konnte der akademische Grad des Dr. phil. habil. für sein Werk »König Heinrich I. und der deutsche Westen« verliehen werden⁶¹. Der Dekan forderte Hübinger nun auf, den offiziellen Antrag auf Zulassung zur Dozentur zu stellen. Diese »Trennung zwischen der akademischen, der Universität vorbehaltenen Venia Legendi und der staatlichen, vom Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung verliehenen Lehrberechtigung« war von den Nationalsozialisten mit der Ende 1934 erlassenen Reichshabilitationsordnung »ausschließlich aus politisch-ideologischen Gründen« eingeführt worden⁶².

Nachdem Hübinger drei Themen angegeben⁶³ und diese schließlich am 3. Juli 1943 zum Thema »Der Vertrag von Verdun und seine Bedeutung für

⁵⁸ KAUELKA, Rezeption im Zeitalter der Konfrontation (wie Anm. 55), S. 83f.

⁵⁹ Fritz Kern an Paul Egon Hübinger, 3.4.1943; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 191.

⁶⁰ Vgl. Dekan der Universität Bonn an Paul Egon Hübinger, 30.4.1943; Einladung des Dekans zur Probevorlesung; *ibid.*

⁶¹ Vgl. die Habilitationsurkunde vom 5.5.1943; *ibid.*, Bd. 192.

⁶² Gerhard NEUNER, Die Habilitanden in der NS-Zeit, in: Eckhard WIRBELAUER (Hg.), Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920–1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen, Freiburg, München 2006, S. 623–639, hier S. 625.

⁶³ Vgl. Paul Egon Hübinger an den Dekan der Universität Bonn, 11.5.1943; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 191.

die abendländische Geschichte« abgehalten hatte, schien der erste Schritt aus dem Archiv heraus gemacht. Ungemach drohte jedoch weiterhin von »der grundsätzlichen Abneigung des Herrn Generaldirektors der Staatsarchive«⁶⁴, wie er Kern schrieb: »Kriegsaufgaben und Personalmangel dürften ihr [der Archivverwaltung, U.P.] hinreichend genügen, um eine glatte Ablehnung zu begründen«⁶⁵. Auch gegenüber dem Dekan blieb Hübinger vorsichtig:

Die preußischen Staatsarchive unterstehen dem Preuss. Ministerpräsidenten, jetzt also dem Reichsmarschall; sie gehören in das Ressort von Staatssekretär Körner. Der Generaldirektor der Staatsarchive, Dr. Zipfel, ist zugleich Referent für Archivfragen im Preuss. Staatsministerium, in seinen Entschlüssen also allein vom Reichsmarschall oder Staatssekretär Körner zu beeinflussen. Die Position des Generaldirektors der Staatsarchive ist noch dadurch verstärkt, daß er zugleich Direktor des Reichsarchivs Potsdam und Kommissar für den Archivschutz im Reich und in den besetzten Gebieten ist. In diesen beiden Eigenschaften untersteht er dem Reichsminister des Innern. Der Archivschutz spielt z.Zt. eine sehr große Rolle; er wird in Preußen und größtenteils auch in den besetzten Gebieten mit dem Personal der Preuss. Staatsarchive durchgeführt. Dadurch und durch weitgehende Einbeziehungen sowie die Besetzung der Archive in Elsaß-Lothringen, Luxemburg, den eingegliederten Ostgebieten, dem Generalgouvernement und dem Protektorat ist die Personallage der Staatsarchive zweifellos erheblich angespannt. Argumente aus diesem Bereich dürften bei dem zu erwartenden Widerstand gegen mein Ausscheiden aus der Preuss. Archivverwaltung die größte Rolle spielen⁶⁶.

Nachdem Hübinger bereits am 28. März 1943 den Antrag auf Zulassung für das Fach der Historischen Hilfswissenschaften gestellt und gleichzeitig um eine Erweiterung der *Venia Legendi* auf die Mittlere und Neuere Geschichte gebeten hatte, sah auch Dekan Ernst Bickel »nach der sehr befriedigenden Ablegung der Habilitationsleistungen« keinen Grund, sich diesem Wunsch zu verweigern, so daß er den Rektor Ende Juli bat, eine entsprechende Dozentur beim Reichserziehungsminister zu beantragen⁶⁷.

Am 15. September 1943 sperrte sich jedoch der stellvertretende Dozentenbundführer der Universität Bonn, Ernst Klapp, aufgrund einer Mitteilung der Gauleitung Moselland in Koblenz dagegen, Hübinger eine Dozentur zu verleihen. Ihm wurde vorgeworfen, daß er sich weder der NSDAP noch einer Parteigliederung angeschlossen habe, was auf seine »starken konfessionellen Bindungen zurückgeführt wurde«. Daß er bis dato »keinen Beweis einer politischen Einstellung zum nationalsozialistischen Staat erbracht« hatte, wurde ihm nun vorgehalten:

Von dem Hochschullehrer, dem die Führung und Ausbildung junger deutscher Menschen anvertraut ist, und dem man gerade in einer Geisteswissenschaft richtungsgebenden Einfluß auf ihre politische Entwicklung und Haltung zubilligen muß, muß im nationalsozialistischen

⁶⁴ Paul Egon Hübinger an den Rektor der Universität Bonn, 1.12.1943; *ibid.*

⁶⁵ Paul Egon Hübinger an Fritz Kern, 7.7.1943; *ibid.*

⁶⁶ Paul Egon Hübinger an den Dekan der Universität Bonn, 7.7.1943; *ibid.*

⁶⁷ Der Dekan an den Rektor der Universität Bonn, 30.7.1943; *ibid.*, Bd. 187.

Deutschland und zumal in der heutigen Zeit erwartet werden, daß er sich politisch und weltanschaulich rückhaltlos zur Bewegung bekennt⁶⁸.

Infolge dessen lehnte auch der Rektor dieses Gesuch ab, »bis mir Unterlagen positiver Natur in politisch-weltanschaulicher Richtung über Herrn Dr. Hübinger zugehen«⁶⁹. Hübinger selber versuchte zu ermitteln, wer hinter dem Einspruch stand. Zwar konnte er keinen direkten Konkurrenten für die Dozentur ausmachen, da er jedoch vor einem Habilitanden aus dem Bereich der neueren Geschichte gewarnt worden war, vermutete er Denunziation, obwohl zu diesem Zeitpunkt kein gesicherter Hinweis für diesen Tatbestand vorlag. Vorerst war an eine Rückkehr nach Bonn und an eine intensivere Forschungsaktivität nicht zu denken, wie er Fritz Kern niedergeschlagen mitteilte:

Der eine oder andere kleine Beitrag, den ich vielleicht mir unter den immer schwieriger werdenden Arbeitsverhältnissen abringen werde, dient eigentlich dann nur noch dazu, die Hand fest am Griff des davonfahrenden Straßenbahnwagens zu halten, auf den aufzuspringen immer noch Hoffnung bleibt. Aber natürlich ist das keine Atmosphäre für umfassendere, stille, geistliche Forschung, zu der ich nun endlich nach den Jahren des Exils zu kommen hoffte⁷⁰.

Kern hatte nur zu großes Verständnis für diese Gemüthaltung und sprach von den »schnöden Vorgängen«, die bei den Fakultätsmitgliedern einstweilen »die Lust an Habilitationsverfahren« habe vergehen lassen⁷¹. Hübinger suchte nochmals das Gespräch mit dem Rektor⁷², zu dem sich dieser auch bereit erklärte⁷³, doch erhielt Hübinger am 11. Dezember 1943 die »telegraphische Abordnung« an das Staatsarchiv in Kiel, die ihn für unbestimmte Zeit aus dem Rheinland verschlug. Er mochte selber nicht ausschließen, daß er »angesichts der Zeitumstände« sogar bis zum Kriegsende in der schleswig-holsteinischen Fördestadt bleiben müsse⁷⁴.

Ende 1943 verdichteten sich die Indizien für eine Denunziation. Fritz Kern zeigte sich gegenüber Hübinger angewidert von dem Denunziantentum und berichtete mit aller Genugtuung von einem seiner »schlechtesten Doktoranden«, dem er »stumm« die Tür gewiesen habe. Die Sprache kam dann auf einen Schüler von Franz Steinbach, Fritz Textor⁷⁵, der im Gegensatz zu Hübinger

⁶⁸ Dozentenschaft der Universität Bonn an den Rektor der Universität Bonn, 15.9.1943; *ibid.*

⁶⁹ Der Rektor an den Dekan der Universität Bonn, 18.9.1943; *ibid.*

⁷⁰ Paul Egon Hübinger an Fritz Kern, 12.11.1943; *ibid.*

⁷¹ Fritz Kern an Paul Egon Hübinger, 13.12.1943; *ibid.*, Bd. 191.

⁷² Paul Egon Hübinger an den Rektor der Universität Bonn, 1.12.1943; *ibid.*, Bd. 187.

⁷³ Rektor der Universität Bonn an Paul Egon Hübinger, 5.12.1943; *ibid.*

⁷⁴ Paul Egon Hübinger an den Rektor der Universität Bonn, 11.12.1943; *ibid.*, Bd. 191.

⁷⁵ Der am 11.6.1911 geborene Fritz Textor gehörte der SA an, war seit 1. Mai 1935 Mitglied des NSLB (Mitgliedsnr. 322 348) und rückwirkend seit dem 1.5.1937 der NSDAP (Mitgliedsnr. 5 310 174), deren Mitgliedschaft er aber erst am 16.6.1937 beantragt hatte. Auf der Mitgliedskarte des NSLB steht vermerkt, daß er am 16.1.1939 aus dem Dozentenbund ausgetreten sei; vgl. BArchB, R3 (ehem. BDC), NSLB und NSDAP-Gaukartei. Seine Dissertation reiht sich in die Studien der »Westforschung« ein: Entfestigung und

ger seit 1937 Mitglied der NSDAP war und in seinen Neujahrsgrüßen an seinen Doktorvater geschrieben hatte:

Möge es uns auch sichtbar dem Endsieg näher rücken. Ich hielt heute die fast sichere Gewißheit, daß ich noch in diesem Winter zur Truppe versetzt werde. Ich hoffe und wünsche, daß ich auf diese Weise auch zur kämpfenden Truppe komme und nicht in der Heimat oder in irgendeinem besetzten Gebiet lande. Wir müssen allmählich alles einsetzen, um dem Krieg notfalls mit Gewalt ein Ende zu machen⁷⁶.

Zu den Gutachtern in Textors Habilitationsverfahren gehörte Fritz Kern, wie er Hübinger mitteilte: »Sie würden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie mich klipp und klar darüber beruhigen könnten, daß Textor nicht der Herr ist, vor dem Sie gewarnt worden sind«⁷⁷. Das war jedoch nicht der Fall, wie Hübinger umgehend bekannte, »denn Herr T. war eben derjenige, vor dem man mich – übrigens ohne weitere substantielle Informationen – gewarnt hatte. Daß er zu Dolchstößen und maskierten Verfahren di cappa et spada neigt, weiß ich«⁷⁸. Kern teilte Hübinger im Februar mit, »daß die Fakultät Herrn T. den Dr. habil. verliehen, aber nicht die Venia erteilt hat. Selbstverständlich hält die Fakultät an Ihrem Antrag auf eine Venia für Sie fest«⁷⁹.

Obwohl die Dozentenschaft Hübinger im März 1944 aufforderte, den Dozentenschaftsfragebogen⁸⁰ auszufüllen und zurückzusenden⁸¹, trat die Sache auch nach Hübingers Rückkehr aus Kiel im März 1944 weiterhin auf der Stelle. Rektor Karl Chudoba weilte zur Ausheilung seiner Kriegsbeschädigung in einem Kurlazarett und stand deshalb für ein persönliches Gespräch erst wieder Ende April zur Verfügung⁸². Weiterhin blieb das für eine wissenschaftliche Karriere im »Dritten Reich« verheerende Urteil der Dozentenschaft gültig, daß Hübinger »früher stark konfessionell gebunden gewesen sein soll, da festgestellt worden ist, daß Dr. Hübinger noch im Jahre 1940 Mitarbeiter oder sogar Herausgeber der »Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein« war. Dieser Verein zählte sehr viele katholische Geistliche als Mitglieder. Es war deshalb eine enge Bindung mit der katholischen Kirche mehr als wahrschein-

Zerstörungen im Rheingebiet während des 17. Jahrhunderts als Mittel der französischen Rheinpolitik, Bonn 1937.

⁷⁶ Fritz Textor an Franz Steinbach, 21.12.1941; Archiv des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande (IGL), Bd. 85.

⁷⁷ Fritz Kern an Paul Egon Hübinger, 13.12.1943; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 191.

⁷⁸ Paul Egon Hübinger an Fritz Kern, 16.12.1943; *ibid.*

⁷⁹ Fritz Kern an Paul Egon Hübinger, 1.2.1944; *ibid.*

⁸⁰ Vgl. den ausgefüllten Fragebogen in: BArchB, R3 (ehem. BDC), REM, W 45/2, Paul Hübinger.

⁸¹ Leiter der Dozentenschaft Dr. Klapp an Paul Egon Hübinger, 10.3.1944; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 187.

⁸² Vgl. die Korrespondenz zwischen Hübinger und dem Rektorat in: *ibid.*

lich. Außerdem wurde betont, daß Dr. Hübinger, der bei der Machtübernahme 22 Jahre alt war, sich nicht bemüht hat, Mitglied der NSDAP zu werden⁸³.

Als Chudoba ihm im Juni 1944 »völlig reinen Wein über die Hintergründe und den Verlauf der Sabotage einschenkte« und ihn gleichzeitig aufforderte, zu den gegen ihn vorgebrachten Vorwürfen Stellung zu beziehen⁸⁴, entwickelte Hübinger akrobatische Argumentationsstrategien, um seine Nicht-Mitgliedschaft in der NSDAP und ihren Unterorganisationen (außer NSV seit dem 1. April 1938)⁸⁵ zu begründen:

Ich habe während des letzten Jahrzehnts in kurzen, regelmäßig aufeinanderfolgenden Zeiteabschnitten vor Prüfungen, Bewerbungen und Beförderungen gestanden. Es wäre mir peinlich gewesen, den Eintritt in die Partei unter Umständen zu vollziehen, die mich ohne weiteres in den Verdacht bringen konnten, damit äußere Vorteile zu erstreben⁸⁶.

Gleichzeitig stellte Hübinger seine zurückliegende wissenschaftliche Arbeit demonstrativ in den Rahmen der »Westforschung«, die mit ihrer flächigen, räumlichen und volkstumsorientierten Herangehensweise eine kulturwissenschaftlich-interdisziplinäre Forschung in Gang gesetzt hatte, deren Vertreter sich insbesondere mit den Grenzbildungs- und Austauschprozessen sowie mit der Entstehung von Identitätsprofilen zwischen Deutschland und seinen westlichen Nachbarn beschäftigten und in einer Form von Selbstmobilisierung die Nähe zur Politik suchten, mit der sie politische Ziele (u.a. Revision des Versailler Vertrages) teilten⁸⁷. Die folgenden Ausführungen deuten an, wie es Hübinger anstellte, historische Abhandlungen so zu formulieren, daß sie als regimekonform durchgehen konnten, ohne dabei dem wissenschaftlichen Ideal der akademischen Selbstbehauptung abzuschwören:

Mit dieser Untersuchung⁸⁸ habe ich meine wissenschaftliche Arbeit bewußt unter das Zeichen der Grenzlandforschung im westdeutschen Raum gestellt. Ich habe sie seitdem in diesem Sinne weitergeführt und ausgebaut [...]. Meine öffentliche Probevorlesung [...] befaßte sich mit der Frage nach der Entstehung des Deutschen Reiches und seiner Westgrenze und

⁸³ Diese Zusammenfassung des Schreibens der Dozentenschaft vom 15.9.1943 in: Rektor der Bonner Universität an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 21.11.1944; BAArchB, R3 (ehem. BDC), REM, W 45/2, Paul Hübinger.

⁸⁴ Paul Egon Hübinger an Eugen Ewig, 8.6.1944; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 191.

⁸⁵ Im Juni 1945 schrieb Hübinger: »Ich habe in diesem Zusammenhang den Eintritt in die NSDAP ebenso nachdrücklich abgelehnt, wie ich 1942 dem heftigen Druck meiner vorgesetzten Behörde nicht nachgegeben habe, die meinen Beitritt zur NSDAP verlangte, nachdem die Gauleitung anlässlich meiner Ernennung zum Staatsarchivrat gegen mich schon einmal energisch Stellung genommen und in meine Laufbahn hemmend eingegriffen hatte«; Erklärung von Paul Egon Hübinger, 21.6.1945; *ibid.*, Bd. 187.

⁸⁶ Paul Egon Hübinger an Karl Chudoba, 8.6.1944; *ibid.*

⁸⁷ Peter SCHÖTTLER, Von der rheinischen Landesgeschichte zur nazistischen Volksgeschichte oder Die »unhörbare Stimme des Blutes«, in: SCHULZE, OEXLE (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus* (wie Anm. 2), S. 89–113, hier S. 96.

⁸⁸ Im Frühjahr 1933 befand sich Hübinger mehrere Monate in Paris, um in den dortigen Archiven und Bibliotheken Quellenmaterial für seine Dissertation zusammenzutragen: Die weltlichen Beziehungen der Kirche von Verdun zu den Rheinlanden, Bonn 1935.

versuchte abzustecken, wieweit Kräfte aus völkischer und staatlicher Wurzel bei diesem Prozeß entscheidend waren. Ich glaube, in der mir zunächst gegebenen und möglichen wissenschaftlichen Form [...], meine innere und äußere Teilnahme am Schicksal und politischen Weg des deutschen Volkes hinreichend bezeugt zu haben, um gegen den Vorwurf, an diesem Schicksal teilnahmslos vorbeigelebt zu haben, geschützt zu sein⁸⁹.

Um jegliche Zweifel an seiner weltanschaulichen Lauterkeit aus dem Weg zu räumen, hob Hübinger sein Einsatz im Rahmen des »Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften« hervor, bei dem es sich um eine vom Kieler Rektor Paul Ritterbusch im Auftrag des Reichsministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung organisiertes Großprojekt aller Geisteswissenschaftler handelte⁹⁰, das im Fach Geschichte federführend von Theodor Mayer betrieben wurde:

Auf Einladung von Herrn Prof. Mayer, Präsidenten des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde, durfte ich einige Gedanken zu dem Thema »Lothringen« in knappsten Umriß zu dem als Gemeinschaftsarbeit deutscher Historiker 1943 erschienenen Sammelwerk zur 1100-Jahrfeier des Vertrages von Verdun beisteuern⁹¹. Mehrfach ist in den letzten Jahren die dringende Aufforderung an mich gelangt, eine leitende Stelle im wissenschaftlich-kulturellen Leben der wiedergewonnenen Westgebiete zu übernehmen⁹².

Noch am gleichen Tag schrieb er an seinen mittlerweile im Staatsarchiv in Metz arbeitenden Bonner Studienfreund Eugen Ewig (1913–2006), der ihm Unterstützung zugesagt hatte, um ihm von der Anstrengung zu berichten, die ihn die Niederschrift der »Klarstellung« gekostet hatte: »An meine Formulierungskunst wurden schwere Anforderungen gestellt«⁹³. Gleichzeitig nahm er Ewigs Angebot an, sich mit einem offiziellen Schreiben für Hübinger zu verwenden: »Ich überlasse es Deiner Getriebenheit, es mit all dem im Text auszustatten, dessen es zu seiner Chokwirkung bedarf«.

Chudoba übermittelte er außerdem eine ärztliche Bescheinigung aus dem Jahr 1933, die ihm körperliche Untauglichkeit infolge eines Herzfehlers attestierte. Im Juni 1945 schrieb er dazu: »Sie war von mir s. Zt. mühsam be-

⁸⁹ Paul Egon Hübinger an Karl Chudoba, 8.6.1944; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 187.

⁹⁰ Vgl. Frank-Rutger HAUSMANN, Der »Kriegseinsatz« der Deutschen Geisteswissenschaften im Zweiten Weltkrieg (1940–1945), in: SCHULZE, OEXLE, (Hg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus (wie Anm. 2), S. 63–86.

⁹¹ Dabei bezog er sich auf: Paul Egon HÜBINGER, Lothringen, in: Theodor MAYER (Hg.), Der Vertrag von Verdun 843. Neun Aufsätze zur Begründung der europäischen Völker- und Staatenwelt, Leipzig 1943, S. 101–115. Für einen noch jungen Historiker galt es damals durchaus als ehrenvoll, einen Beitrag in diesem Sammelband von Theodor Mayer plazieren zu können, der »vielleicht weniger fanatisch, aber dennoch überzeugte[r] Nationalsozialist« war (SCHÖTTLER, Von der rheinischen Landesgeschichte [wie Anm. 86], S. 95) und den Otto Gerhard Oexle als »rührigen Mediävisten« im »Kriegseinsatz« bezeichnet (Otto Gerhard OEXLE, Die Frage der Emigranten, in: SCHULZE, OEXLE [Hg.], Deutsche Historiker im Nationalsozialismus [wie Anm. 2], S. 51–62, hier S. 57).

⁹² Paul Egon Hübinger an Rektor Karl Chudoba, 8.6.1944; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 187.

⁹³ Paul Egon Hübinger an Eugen Ewig, 8.6.1944; *ibid.*

schaftt worden, um mich der zwangsweisen Einreihung in die SA entziehen zu können«⁹⁴. Nachdem sich der Rektor in seiner Eigenschaft als Gaudozentenführer am 13. Juni 1944 an die Gauleitung Moselland gewandt und die neue Sachlage des von ihm als »ausgezeichnet« beurteilten Historikers präsentiert hatte⁹⁵, stellte auch diese ihre »politischen Bedenken« gegen die Übertragung einer Dozentur zurück, wie aus dem neuen Gutachten vom 26. August 1944 hervorging:

Dr. Hübinger hat sich im Jahre 1933 bemüht, SA-Mann zu werden. Er wurde jedoch wegen eines schweren Herzleidens nicht aufgenommen [...]. Beruflich ist Dr. Hübinger auf dem Gebiet der Sippenforschung tätig. Er hat hierdurch die beste Gelegenheit, sich mit dem politischen Leben und den nationalsozialistischen Gedanken vertraut zu machen. Sein derzeitiges Verhalten läßt sich nicht mehr auf eine gegnerische Einstellung zur nationalsozialistischen Weltanschauung schließen. Da Dr. Hübinger in allgemeinpolitischer Hinsicht nie beanstandet worden ist und bei ihm eine Gegnerschaft zur nationalsozialistischen Weltanschauung heute nicht mehr festgestellt werden kann, werden diesseits gegen die Übertragung einer Dozentur an Dr. Hübinger keine politischen Bedenken erhoben.

Chudoba klärte Hübinger am 8. September »streng vertraulich«⁹⁶ und »rückhaltlos«⁹⁷ über den Inhalt dieses Schreibens auf, und als auch der Dozentenführer der Universität Bonn nach einer »genauere[n] Nachprüfung der Angelegenheit« seine Bedenken fallenließ⁹⁸, bezeichnete Chudoba die gegen Hübinger erhobenen Anschuldigungen als nicht stichhaltig, so daß er ein weiteres Mal die Übertragung einer Dozentur an Hübinger beim Reichsministerium beantragte:

Gegen die Verleihung einer Dozentur hatte die örtliche Dozentenführung zunächst Bedenken geäußert, die aber, da sie auf unvollständigen Grundlagen beruhten, später zurückgezogen wurden, so daß auch nach meiner Auffassung politische Gründe der Verleihung einer Dozentur an Herrn Dr. Hübinger nicht mehr im Wege stehen⁹⁹.

Das Reichsministerium gab sich mit diesen Einschätzungen aber nicht zufrieden¹⁰⁰ und forderte die Partei-Kanzlei in München auf, vor einer endgültigen

⁹⁴ Erklärung von Paul Egon Hübinger, 21.6.1943; *ibid.*

⁹⁵ Gegenüber Hübinger hatte Chudoba sich am 13.6.1944 folgendermaßen geäußert (*ibid.*): »Ihre Ausführungen waren mir wirklich aufschlußreich, auch die ärztliche Bescheinigung, die Ihre körperliche Behinderung zum SA-Dienst darlegt. Jene Stellen, die bisher Ihre politische Beurteilung durchgeführt haben, werden wohl von dieser Untauglichkeit bisher keine Kenntnis gehabt haben«.

⁹⁶ Rektor Karl Chudoba an Paul Egon Hübinger, 8.9.1944; *ibid.*, Bd. 191.

⁹⁷ Paul Egon Hübinger an Karl Chudoba, 29.5.1949; *ibid.*, Bd. 187.

⁹⁸ Dozentschaft der Universität Bonn an den Rektor, 11.9.1944; BArchB, R3 (ehem. BDC), REM, W 45/2, Paul Hübinger.

⁹⁹ Rektor der Bonner Universität an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 29.9.1944; Dekan an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 3.10.1944; *ibid.*

¹⁰⁰ Vgl. auch Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an den Rektor der Bonner Universität, 20.10.1944; *ibid.*

Entscheidung in dieser Frage Stellung zu nehmen¹⁰¹. Diese sah sich jedoch zu einer definitiven Stellungnahme noch nicht imstande und wollte den »Abschluß der Erhebungen« abwarten¹⁰². Die Wirren der letzten Kriegsmonate verhinderten schließlich eine positive Wendung in dieser Frage, so daß er weiterhin auf die Verleihung der Dozentur warten mußte.

Hübinger und Pirenne

In die Kriegszeit fiel auch eine weitere Begebenheit, die Paul Egon Hübinger in Konflikt mit der nationalsozialistischen Weltanschauung zu bringen und damit seinen wissenschaftlichen Ruf zu gefährden drohte. Während seiner Archivarausbildung hatte er Zeit gefunden, das 1937 posthum erschienene Buch des belgischen Mediävisten Henri Pirenne (1862–1935) »Mahomet et Charlemagne« zu übersetzen, das sein Schüler Fernand Vercauteren (1903–1979) auf der Grundlage des nachgelassenen Manuskripts editiert und mit Fußnoten versehen hatte. Dieses Werk gehört bis heute zu den bedeutendsten historischen Gesamtentwürfen, welche die Frage nach der Epochengrenze zwischen Antike und Mittelalter problematisiert. Pirenne vertritt dabei die These, daß die Expansion des Islam die kulturelle und wirtschaftliche Einheit der antiken Mittelmeerwelt zerstört und einen Verselbständigungsprozeß der nördlichen Regionen ausgelöst habe¹⁰³. Nach Einschätzung von Peter Schöttler inkarnierte Pirenne für die Bonner Schule um Franz Steinbach in der Zwischenkriegszeit das zu bekämpfende Andere:

Er war ein liberaler, frankophoner Demokrat und stand für eine Siegermacht, die das Rheinland besetzt und Eupen-Malmédy dem »Reich« entrissen hatte [...]. Jede ethnische und rassische Begründung nationaler Identität war ihm ein Graus. Statt dessen bekannte er sich zum römischen Erbe, zum Humanismus und zur Aufklärung¹⁰⁴.

Hübinger hatte für die im Jahre 1939 bei dem Amsterdamer Verlag »Pantheon Akademische Verlagsanstalt« erschienene Ausgabe einen Titel gewählt – »Geburt des Abendlandes. Untergang der Antike am Mittelmeer und Aufstieg

¹⁰¹ Vgl. Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an Partei-Kanzlei der NSDAP, 21.12.1944; *ibid.*

¹⁰² Partei-Kanzlei der NSDAP an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 8.1.1945; *ibid.*

¹⁰³ Vgl. Walter PREVENIER, Henri Pirenne (1862–1935), in: Heinz DUCHHARDT u.a. (Hg.), Europa-Historiker. Ein biographisches Handbuch, Bd. 2, Göttingen 2007, S. 147–167, hier S. 158ff.

¹⁰⁴ Peter SCHÖTTLER, Die historische »Westforschung« zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensive, in: DERS. (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft (wie Anm. 2), S. 204–261 hier S. 226.

des germanischen Mittelalters« –, den – so Peter Schöttler – dieser wichtigste Gegner der deutschen »Westforschung« nie autorisiert hätte. Bei der Titelmahl für die deutsche Ausgabe war Hübinger in der Tat von dem französischen Original abgewichen und hatte der Übersetzung eine spezifisch abendländische Richtung gegeben¹⁰⁵. Erste Hinweise für diese Entscheidung liefert uns der Klappentext der ersten Auflage aus dem Jahre 1939, in dem die Herausgeber ausdrücklich auf den von Karl dem Großen geschaffenen »Rahmen für die Geschichte des Abendlandes im Mittelalter« und die zwischen Rhein und Seine liegende Achse der europäischen Kultur hinweisen. Viele Jahre später wies Hübinger selber darauf hin, daß bereits Leopold von Ranke 1884 für den 5. Band seiner Weltgeschichte an den Titel »Mohammed und Karl der Große« gedacht habe, diesen aber dann wieder fallen gelassen habe, sei er ihm doch »zu feuilletonistisch« vorgekommen¹⁰⁶, eine Einschätzung, die für das deutschsprachige Publikum wohl auch noch in den 1930er Jahren galt. Weiterhin ist zu bemerken, daß Henri Pirenne selber nicht abgeneigt war, vom Abendland bzw. »Occident« oder von einem »Europe occidentale« zu sprechen. Das Abendland mit Europa gleichzusetzen entsprach in gewisser Weise dem damaligen Zeitgeist, wie auch die deutsche Übersetzung des 1932 erschienenen Werkes von Christopher Dawson »The Making of Europe. An Introduction to the History of European Unity«, das 1935 in Leipzig unter dem Titel »Die Gestaltung des Abendlandes. Eine Einführung in die Geschichte der abendländischen Einheit« erschien. Die Übersetzung ist ausdrücklich als »berechtigte Übertragung aus dem Englischen« gekennzeichnet¹⁰⁷. Die französische Übersetzung von 1934 lautete wiederum »Les origines de l'Europe et de la civilisation européenne«. In der unter Leitung von Louis Halphen publizierten Übersetzung von 1960, die mit einem Vorwort von Jacques Le Goff versehen ist, heißt es: »Le Moyen Âge et les origines de l'Europe des invasions à l'an 1000«¹⁰⁸. Weder im deutschen noch im englischen Titel war von den »invasions« je die Rede. Diese verschiedenen Beispiele aus England und Frankreich sollten bei der Interpretation von Hübingers Titelmahl zur Zurückhaltung mahnen¹⁰⁹.

¹⁰⁵ Für die Neuauflage aus dem Jahre 1963 wählte Hübinger folgenden Titel: Mahomet und Karl der Große. Untergang der Antike am Mittelmeer und Aufstieg des germanischen Mittelalters.

¹⁰⁶ Paul Egon HÜBINGER, Einleitung, in: DERS. (Hg.), Bedeutung und Rolle des Islam beim Übergang vom Altertum zum Mittelalter, Darmstadt 1968, S. VII–XII, hier S. VIII.

¹⁰⁷ Vgl. Christopher DAWSON, Die Gestaltung des Abendlandes. Eine Einführung in die Geschichte der abendländischen Einheit (Berechtigte Übertragung aus dem Englischen), Köln 2 1950. Vgl. auch die Taschenbuchausgabe bei Fischer aus dem Jahre 1961.

¹⁰⁸ Vgl. DERS., Le Moyen Âge et les origines de l'Europe des invasions à l'an 1000. Préface de Jacques LE GOFF. Traduit de l'anglais sous la direction de Louis HALPHEN, Paris 1960.

¹⁰⁹ Für die verschiedenen in den Abschnitt eingeflossenen Hinweise danke ich ausdrücklich Reinhold Kaiser (Zürich).

Scharfe Kritik übt Peter Schöttler genauso an Hübingers Entscheidung, der deutschen Übersetzung Bemerkungen hinzugefügt zu haben, die er nicht ausdrücklich kenntlich gemacht habe und das Buch nach Meinung Schöttlers seiner inhaltlichen Intentionen beraubt hätten: »Auch wenn Pirenne manche Bonner Publikationen, die zu seinen Lebzeiten erschienen waren, bewußt übergangen hatte, weil er ihre Problemstellung für abwegig hielt, wurden sie ihm jetzt posthum aufgedrängt«¹¹⁰. Der Tote habe sich nicht mehr wehren können, als Hübinger die Gelegenheit ergriff, dem belgischen Historiker ein Paradigma der eigenen Forschungsrichtung überzustülpen. Wir wollen nun auf den nächsten Seiten versuchen, den Weg zur Übersetzung zu rekonstruieren, um den Gründen auf die Spur zu kommen, die Hübinger zu einem solchen Vorgehen hätten veranlassen können.

Als Pirenne im Alter von 73 Jahren verstarb, widmete Robert Holtzmann in der Historischen Zeitschrift dem »anerkannte[n] Haupt der belgischen Historiker« einen Nachruf. Er stellte ihn als Gelehrten dar, »der zur deutschen Wissenschaft in nahen Beziehungen stand und viel dazu getan hat, deutsche wissenschaftliche Forschung und Methode in Belgien heimisch zu machen«. Den Einfluß Karl Lamprechts auf das Werk seines Freundes Pirenne brachte Holtzmann ins Spiel, fragt gleichzeitig jedoch nicht nach seinem Einfluß auf die deutsche Historiographie¹¹¹. Dafür wußte er von einem Manuskript im Nachlaß zu berichten, das sich mit der Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter beschäftigen und posthum veröffentlicht werden soll¹¹². Zwei Jahre später stellte Holtzmann in der Rezension einer Gedächtnisschrift seiner Schüler »an ihren verstorbenen Meister« nochmals den großen Einfluß heraus, den Pirenne als Lehrer über die Grenzen Belgiens hinaus ausgeübt habe¹¹³.

In der Tat befanden sich im Nachlaß von Henri Pirenne mehrere unvollendete Manuskripte, die seine Familie, Schüler und Freunde vor die Frage stellten, wie sie mit ihnen verfahren sollen. Im Fall der »Histoire de l'Europe« hatte sein Sohn Jacques, ein namhafter Ägyptologe, die Aufgabe übernommen, das Werk seines Vaters posthum zu publizieren. Verlegerische Sorgfalt war gerade bei diesem Buch gefragt, hatte es Pirenne doch geschrieben, als er während des Ersten Weltkrieges in Deutschland, in Creuzburg an der Werra (Thüringen), interniert und damit bei der Ausarbeitung von allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln abgeschnitten war. Weil er seine Handschrift später nicht mehr durchgesehen hatte, blieben in der Rohfassung Verwechslungen und

¹¹⁰ SCHÖTTLER, Die historische »Westforschung« (wie Anm. 104), S. 228.

¹¹¹ Vgl. Peter SCHÖTTLER, Henri Pirennes Kritik an der deutschen Geschichtswissenschaft und seine Neubegründung des Komparatismus im Ersten Weltkrieg, in: Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts. Neue Folge, 19 (2004) 2, S. 53–81.

¹¹² Robert HOLTZMANN, Henri Pirenne, in: HZ 153 (1936), S. 451f.

¹¹³ Vgl. Robert Holtzmanns Rezension von *Études d'histoire dédiées à la mémoire de Henri Pirenne par ses anciens élèves* (Brüssel 1937) in: HZ 157 (1938), S. 563ff.

Fehler nicht aus, die sich schließlich auch in der veröffentlichten Ausgabe wiederfanden und Walther Kienast in seiner ausführlichen Rezension zu einem harten Urteil über die Verleger verleiteten:

Es ist unerhört, in welchem Zustand das Buch den Lesern dargeboten wird. Es wimmelt förmlich von Druckfehlern, falschen Zahlen, kleineren und größeren Schnitzern. Den Vf. trifft dafür kein Vorwurf. So wenig wir ihm in vielen Grundansichten folgen können, doppelt bewundernswürdig, wenn man die äußeren Umstände der Niederschrift bedenkt¹¹⁴.

Doch obwohl Kienast in seiner Rezension, die sich zugleich als Nachruf lesen läßt, seine unterschiedlichen methodischen Auffassungen klar zum Ausdruck bringt, schließt er mit einem hohen Lob auf den Verstorbenen:

Von diesem Buch [...] richtet sich der Blick zurück auf das Gesamtwerk des Toten, das in einsame Höhen ragt. Ein Fürst im Reiche der Geschichte ist dahingegangen. Es gab unter den Zeitgenossen keinen Größeren und wenige seinesgleichen. Wir neigen uns seinem Andenken.

Der zum damaligen Zeitpunkt in Leipzig lehrende Hermann Heimpel kam in seiner Rezension von »La Civilisation occidentale au Moyen Âge du XI^e au milieu du XV^e siècle«, das bereits 1933 in Paris erschienen war und Pirenne zu seinen Co-Autoren zählte, auch nicht umhin, seine »großen Leistungen« und die »Spuren seiner Meisterschaft« zu loben, um dann jedoch ein kritisches Urteil zu fällen: »Doch lernt man aus ihm nichts Neues mehr, man wird nicht einmal nach dem neuesten Stande der Forschung unterrichtet. Die führenden deutschen Arbeiten zur Handelsgeschichte sind nur ungenügend herangezogen«¹¹⁵. Ein von seinen Schülern 1938 in Brüssel herausgegebenes Schriftenverzeichnis erfährt hingegen ein wesentlich wohlwollenderes Urteil: »Wer diese mit Titeln bedeckten Seiten durchblättert, den wird die Leistung und Spannweite dieses großen und reichen Geistes mit Bewunderung erfüllen. Die Schüler haben ihrem Meister und seinem Werk den letzten Ehrendienst erwiesen«¹¹⁶. Selbst 1941 entsprach es nach Walther Kienast noch »einem wirklichen Bedürfnis«, daß in den beiden 1939 in Brüssel erschienenen Bänden »Les Villes et les Institutions urbaines« an entlegenen Stellen veröffentlichte Beiträge des »verstorbenen großen Meisters« publiziert wurden. Wieder traf sein Bannstrahl jedoch die Herausgeber, die ihrer Aufgabe nicht nachgekommen seien und damit »die wissenschaftliche Brauchbarkeit der Edition ernstlich beeinträchtigt« hätten:

Die Ausgabe ist beispiellos liederlich und unzuverlässig angefertigt. Ein Herausgeber ist auf dem Titelblatt nicht genannt. Offenbar hat der Verlag die Bände ohne wissenschaftlichen

¹¹⁴ Kienast hatte sich die Mühe gemacht, »in der Hoffnung auf eine Neuauflage« jene Stellen zu notieren, »wo es sich um mehr als bloße Druckfehler oder zutage liegende Versehen handelt«; Walther KIENAST, Henri Pirennes Histoire de l'Europe, in: Historische Zeitschrift 157 (1938), S. 527–537, hier S. 527f.

¹¹⁵ HZ 159 (1939), S. 400f.

¹¹⁶ HZ 160 (1939), S. 171.

Beirat herausgebracht. Er sollte in ihnen nicht nur eine Quelle des Geldverdienstes sehen – binnen kurzer Zeit wurde schon die 7. Auflage notwendig –, sondern sich auch der Verpflichtung bewußt sein, die ihm gegen Belgiens größten Historiker obliegt¹¹⁷.

Bereits im Jahre 1937 war das gemeinsam von seinem Sohn Jacques Pirenne und seinem Schüler Fernand Vercauteren herausgegebene Buch »Mahomet et Charlemagne« erschienen, über das H. Zeitz in der HZ urteilte: »Es führt uns von neuem zum Bewußtsein, welchen Verlust die Geschichtswissenschaft durch den Hingang H. Ps erlitten hat«¹¹⁸.

Hübinger war zum damaligen Zeitpunkt ein aufmerksamer Beobachter der Pirenne-Rezeption in Deutschland, fragte er doch Edith Ennen in einem persönlichen Schreiben, ob »der Aufsatz von [Gunnar] Mickwitz pro oder contra Pirenne eingestellt ist«¹¹⁹. Wir können nur vermuten, daß Paul Egon Hübinger auch die oben wiedergegebenen Urteile über das Werk von Pirenne kannte, als er sich an die Übersetzung machte. Daß es dieser posthumen Veröffentlichung an verlegerischer Sorgfalt mangelte, hatte auch Wilhelm Levison festgestellt, der die französische Ausgabe bereits 1938 von seinem englischen Neffen erhalten hatte, wie er Hübinger 1946 erklärte:

Ich hatte mir eine größere Zahl Schönheitsfehler (die Pirenne wohl selbst bei der Korrektur verbessert haben würde) daraus notiert und dachte sie Ihnen mitzuteilen (was dann der Krieg unmöglich machte); ich schrieb darüber für künftige Auflagen des französischen Textes (ich habe die 2. Auflage) an Vercauteren (vor dem Einbruch in Belgien), weiß aber nicht, ob er meinen Brief erhalten hat; jedenfalls habe ich nichts daraufhin gehört¹²⁰.

Die Übersetzung von Pirennes Werk brachte Hübinger jedoch keine wissenschaftliche Ehre ein, obwohl er mittlerweile veröffentlichte Arbeiten von Franz Steinbach und Franz Petri zu der Thematik in die Anmerkungen eingearbeitet hatte; ein Vorgehen, daß sich sicherlich durch die oben erwähnte Kritik an der Form der französischen Ausgaben erklären läßt. Gelobt wurde er auch noch für die Entscheidung, auf Studien zu verweisen, die vor der französischen Ausgabe erschienen seien, welche die »gründliche Literaturkenntnis« des Übersetzers verraten. Dafür mußte sich Hübinger jedoch handwerkliche Kritik gefallen lassen, denn zum einen habe er die von ihm hinzugefügten Fußnoten nicht für den Leser sofort sichtbar gekennzeichnet, zum anderen seien die von ihm vorgenommenen Erweiterungen in den Anmerkungen als solche nicht zu erkennen. Wesentlich schlimmer für einen jungen Historiker in der nationalsozialistischen Zeit war jedoch der von Walther Kienast besonders ausdrücklich formulierte weltanschaulich motivierte Vorwurf:

Mit diesem Buch wird einem breiteren deutschen Leserkreis eine Anschauung von der absoluten Unterlegenheit des Germanentums gegenüber der römischen Welt eingepflegt, eine

¹¹⁷ HZ 163 (1941), S. 132ff.

¹¹⁸ HZ 158 (1938), S. 348ff.

¹¹⁹ Paul Egon Hübinger an Edith Ennen, 15.10.1940; IGL, Bd. 99.

¹²⁰ Wilhelm Levison an Paul Egon Hübinger, 14.5.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 77.

Vorstellung, welche sich die deutsche Wissenschaft als veraltet und verfehlt mit guten Gründen nachzuweisen bemüht [...]. So gehört das Buch nicht in die Hände von Laien; der Fachhistoriker wird sich der Übersetzung dankbar bedienen¹²¹.

Diese Kritik bewog Hübinger umgehend, eine zweite Auflage zu veröffentlichen, in der er mit einem neu vorformulierten Vorwort auf die Vorwürfe reagierte, wie er nach Kriegsende Karl Jordan erklärte, der an der Übersetzung Interesse zeigte:

Aber die zweite unterscheidet sich davon nur durch eine Erweiterung meines Vorworts, welche damals mit dem gegen das Buch vorgebrachten Einwand der Germanenfeindlichkeit und dem anstößigen Wort »Barbaren« sich zu befassen hatte. [Rudolf] Buchner plante auf dieser Basis eine Kritik im DA zu veröffentlichen, die [Edmund Ernst] Stengel töricht und ungeschickt genug war, nicht elegant verschwinden zu lassen, worauf [Carl] Erdmann sich in dankenswerter Weise einschaltete, um die »Denunziation« wie er sich ausdrückte abzufangen¹²².

Die harsche Kritik in der Historischen Zeitschrift veranlaßte ihn im Rahmen seines Habilitationsverfahrens im Jahre 1943, seine Übersetzung nicht als Teil seines wissenschaftlichen Dossiers miteinzureichen:

Von der Beifügung meiner unter dem Titel »Geburt des Abendlandes« in zweiter Auflage vorliegenden Übersetzung des Buches von H. Pirenne, Mahomet et Charlemagne habe ich abgesehen; ich habe mich dabei zwar nicht auf die reine Übersetzung beschränkt, sondern der Ergänzung des wissenschaftlichen Apparats meine Aufmerksamkeit zugewandt, doch ist diese Arbeit nicht als solche im einzelnen kenntlich gemacht worden und es widerstrebt mir auch, sie als Wissenschaft im eigentlichen Sinn zu bezeichnen¹²³.

Levison, der von Hübingers Übersetzung erst bei Kriegsende erfahren hatte, brachte 1946 für die Kritik kein Verständnis auf: »Wie man übrigens Ihnen aus der Übersetzung einen Vorwurf machen kann, ist mir unverständlich; die Hauptthesen Pirennes sind teilweise angreifbar, aber anregend ist das Buch sicherlich (Ihr Angreifer hat mir 1933 noch seine Schrift über die Provence geschickt)«¹²⁴.

Nachdem Hübinger seinem Doktorvater die »schöne Übersetzung« im Mai 1946 hatte zukommen lassen, blieb das Urteil von Levison positiv:

Es ist ja nicht eine einfache gute Übersetzung. Sie haben auch die Anmerkungen in sehr wertvoller Weise erweitert und auch mir damit mancherlei Neues gesagt. Ich sehe, Sie haben auch eine Reihe von Schönheitsfehlern u.s.w. des ursprünglichen Textes verbessert nach ein

¹²¹ HZ 165 (1942), S. 192ff.

¹²² Paul Egon Hübinger an Karl Jordan, 3.4.1946; *ibid.*, Bd. 2. Hübinger wollte die »Frühjahrswärme« 1946 nutzen, um das letzte Exemplar der ersten Auflage aus »dem Grund einer meiner Bücherkisten« hervorzuholen. Die 2. Auflage erschien 1941 im gleichen Verlag. Zwischen Hübinger und Carl Erdmann (1898–1945) hatte sich eine enge menschliche Bindung entwickelt, so daß er seinen Tod in den letzten Kriegstagen (7. Mai) nicht nur für einen unabsehbaren Verlust für die Wissenschaft hielt, sondern auch menschlich »sehr erschüttert« war; Paul Egon Hübinger an Stephan Skalweit, 5.12.1945; *ibid.*, Bd. 1.

¹²³ Paul Egon Hübinger an den Dekan der Universität Bonn, 7.3.1943; *ibid.*, Bd. 191.

¹²⁴ Wilhelm Levison an Paul Egon Hübinger, 14.5.1946; *ibid.*, Bd. 77.

paar Stichproben der 2. Ausgabe (1937), die ich besitze – es sind Kleinigkeiten, die Pirenne sicherlich meist selbst verbessert hätte, wenn er das Erscheinen erlebt hätte¹²⁵.

Gefährdete die Übersetzung während des »Dritten Reiches« noch seine junge wissenschaftliche Karriere, so lieferte sie Hübinger nach 1945 die Gelegenheit, sich gegenüber den britischen Besatzern als Gegner des NS-Regimes zu profilieren: »Die Übersetzung dieses Werkes wurde bei der Rezension im führenden Fachorgan (Histor. Zeitschrift) als unerwünscht bezeichnet, da damit weiteren Kreisen in Deutschland Gedankengänge zugänglich gemacht worden seien, die der offiziellen Geschichtsauffassung widersprachen«¹²⁶.

Die Kritik an seiner Pirenne-Übersetzung hielt Hübinger jedoch noch vor Kriegsende nicht davon ab, sich ein weiteres Mal als Übersetzer zu betätigen, doch ging er nun vorsichtiger vor. Am 10. Januar 1944 stellte er einen Aufnahmeantrag an die Reichsschrifttumskammer, indem er jegliche Mitgliedschaft in der NSDAP und ihrer Gliederungen verneinte¹²⁷. Nötig wurde dieser Antrag, nachdem er »als Ferienbeschäftigung und zur Erholung von meinen sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten« die »Cahiers« des Geschichtsphilosophen und Staatstheoretiker Charles de Montesquieu (1689–1755) übersetzt hatte:

Da nach der Ansicht bestimmter Kreise, die für meine weitere dienstliche und wissenschaftliche Laufbahn maßgebend sind, derartige Ausflüge in das literarische Gebiet für ernsthafte Wissenschaftler unangebracht sind, muß mir im höchsten Maße daran gelegen sein, daß diese Übertragung unter einem Decknamen erscheint, der es von vornherein unmöglich macht, daß mir Ungelegenheiten und Schwierigkeiten entstehen. Im Einvernehmen mit dem Verlag bitte ich Sie daher, genehmigen zu wollen, daß die genannte Übertragung unter dem Decknamen »Wolfgang Reinhard« erscheint¹²⁸.

Nachdem die Reichsschrifttumskammer diesem Ersuchen am 10. Februar 1944 nachgekommen war¹²⁹, erschien noch wenige Monate vor Kriegsende ein Werk des durch seine Lehre von der Gewaltenteilung berühmt gewordenen französischen Aufklärers in deutscher Sprache¹³⁰.

Daß Hübinger noch im Krieg Werke von im nationalsozialistischen Deutschland wenig geschätzten frankophonen Autoren übersetzte, zeugt von

¹²⁵ Wilhelm Levison an Paul Egon Hübinger, 6.9.1946; *ibid.*, Bd. 4.

¹²⁶ Vgl. Fragebogen des Military Government of Germany, 24.5.1946; *ibid.*, Bd. 187.

¹²⁷ In seinem »Nachweis deutschblütiger Abstammung« für das Staatsarchiv Koblenz vom 22.3.1943 gibt er unter »Mitgliedschaft in nationalen Verbänden« NSV, RDB und RL SB an; BA Arch B, R3 (ehem. BDC), REM, W 45/2, Paul Hübinger.

¹²⁸ Paul Egon Hübinger an Reichsschrifttumskammer, 10.1.1944; BAB, R3 (ehem. BDC), RKK, Hübinger, Paul.

¹²⁹ Vgl. Reichsschrifttumskammer an Paul Egon Hübinger, 10.2.1944; BAB, R3 (ehem. BDC), RKK, Hübinger, Paul.

¹³⁰ Vgl. Charles Louis Joseph de Secondat MONTESQUIEU, Vom glücklichen und weisen Leben. Einfälle und Meinungen. Verdeutscht von Wolfgang REINHARD. Mit einer Einführung von Fritz SCHALK, Stuttgart 1944 (frz. Ausgabe: Cahiers 1716–1755, textes recueillis et présentés par Bernard GRASSET, Paris 1941).

einer geistigen Nähe zur intellektuellen Welt des Westens, die er bereits während des Studiums bei Levison und Curtius erworben und auch während des »Dritten Reiches« nicht verloren hatte. Das eher ungeschickte Vorgehen bei der Übersetzung bzw. »Verbesserung« von Pirennes »Mahomet et Charlemagne« scheint daher vor allem auf den professionellen Übereifer eines jungen Historikers zurückzugehen, der sich die Beanstandungen an den verschiedenen Ausgaben von Pirennes Werken zu Herzen genommen hatte und sich nicht der gleichen Kritik im Rezensionsteil der Historischen Zeitschrift ausgesetzt sehen wollte¹³¹.

Ein Streiter für die Internationalität der Wissenschaft

Hübinger sehnte in den letzten Kriegsmonaten das Ende der nationalsozialistischen Diktatur herbei, hatte er doch – wie er Heinrich Büttner am 15. März 1944 schrieb – bei einem Abstecher zu seiner ins schwäbische Göppingen evakuierten Familie erlebt, »wie es schön es so schön sein könnte auf der Welt, wenn gewisse Kräfte, die freilich uns Historikern immer und je den Stoff für unsere Forschungen und Betrachtungen lieferten, nicht so übermächtig das Schicksal unseres armen Planeten bestimmen würden«¹³². Zu guter Letzt blieb es ihm sogar nicht erspart, doch noch den »Soldatenrock« anziehen zu müssen. Nachdem er vom 28. Oktober 1944 bis zum 26. Januar 1945 bei der Nachrichten-Kompanie in Schwabach zum Funker ausgebildet worden war, durchlief er im Anschluß in Halle eine Ausbildung zum Dolmetscher, die er jedoch nicht mehr zu Ende führte, weil der Zusammenbruch des »Dritten Reiches« dazwischenkam¹³³. Am 9. April machte er sich dann auf einen 450 Kilometer langen Fußmarsch zu einer Familie, die er im Sommer 1944 auf das Land gebracht hatte. Seine Bonner Wohnung war durch den Krieg schwer in

¹³¹ Eine überarbeitete Version dieses Bandes erschien 1963 bei Fischer in Frankfurt a.M. unter dem Titel »Mahomet und Karl der Große« mit einem Vorwort von Jacques Le Goff. Pikanterweise übernahm wieder Walther Kienast die Rezension, der nochmals auf die erste Fassung von 1939/40 einging, ohne jedoch seine weltanschauliche Kritik von 1942 zu erwähnen: »Hübinger hatte in seiner Ausgabe die Anmerkungen durch zahlreiche Zusätze bereichert, um den seit dem Erscheinen von Pirennes Buch erreichten Stand der Forschung zu kennzeichnen. Diese Zusätze sind jetzt fortgefallen, wohl aus der an sich berechtigten Meinung, ein solches Werk könne ebenso wenig wie etwa Burckhardts »Kultur der Renaissance« durch neue Bearbeitungen dem »Fortschritt der Wissenschaft angepaßt« werden«; HZ 199 (1964), S. 122f.

¹³² Universitätsbibliothek Basel, NL 312, E 9, Bl. 16. Ich danke Wolfgang Freund, daß er mir dieses Dokument zur Verfügung gestellt hat.

¹³³ Fragebogen des Military Government of Germany, 24.5.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 187.

Mitleidenschaft gezogen und nicht mehr bewohnbar, so daß er für Frau und Kinder zwischen Bonn und Andernach in Niederlützingen eine neue Bleibe gefunden hatte, die für Hübinger zum Ausgangspunkt für den Weg in die Nachkriegszeit wurde. Die weitreichende Dimension des Einschnitts von 1945 verdeutlicht die folgende Aussage seines Studienkollegen Helmut Beumann in einem Schreiben an ihn vom 6. Februar 1946: »Erst allmählich rundet sich das Bild dessen, was einem an menschlichen und geistigen Werten nach der großen Sintflut erhalten geblieben ist!«¹³⁴

Wie nicht wenige Konservative in den katholischen Teilen Deutschlands suchte auch Hübinger nach den Ursprüngen für das Übel der Gegenwart. Fündig wurde er bei Reformation bzw. Säkularisierung, die er als Ausgangspunkte für seine Misere-Theorie verstand. Das Heil bzw. eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Geschichte erwartete er folglich nicht von seiner eigenen Zunft, sondern von der Theologie:

Nachdem das abendländische Denken im Bad des Historismus seit rund einem Jahrhundert die Kraft zur verbindlichen Welterklärung aus historischer Einsicht eingebüßt hat, ist es besonders verhängnisvoll, daß das einheitliche christliche Geschichtsverständnis schon vorher ein Opfer der Glaubensspaltung geworden war. So stehen wir heute vor einem Trümmerfeld.

Der Rekurs auf das Abendland ging auch bei Hübinger mit einer geistesaristokratischen Haltung einher, die in der klassischen humanistischen Bildung eine Barriere gegen eine menschenverachtende Politik sah. So erklärt es sich, daß er auf dem Weg in die Zukunft vor der geschichtlichen Revision »eine Revision der Gewissen« einforderte.

Vor dem Hintergrund der »deutschen Katastrophe« bzw. dem gerade überwundenen Nationalsozialismus warf Hübinger schließlich die »unabweisbare Frage« auf: »Wie ist es gekommen? Das ist die eigentliche Fragestellung des Thukydides, eine eminent historische Fragestellung, historischer als jene andere, klassische, die sich darum bemüht, wie es eigentlich gewesen sei«¹³⁵. Eine Antwort fand er im deutschen Nationalismus bzw. in der selbst gewählten Isolierung, die den Deutschen den Blick für die Verflechtungen mit den Nachbarn verstellt bzw. zu einer »sonderbaren Zwiespältigkeit bei der Beurteilung der Zeugnisse kulturellen Austauschs zwischen Deutschland und seinen Nachbarländern« geführt hätten, was in eine implizite Kritik an der »Westforschung« mündet: »Konnte man auf der einen Seite jegliche ›Überfremdung‹ nicht scharf genug verurteilen oder rücksichtslos eliminieren, suchte man auf der anderen emsig die Zeugnisse für deutschen Einfluß in fremden Ländern und leitete daraus allerlei kulturpolitische und hegemoniale Ansprüche ab«.

Als Lehre aus der Vergangenheit zog er die Konsequenzen und wollte das deutsche Geschichtsbild europäisieren bzw. die zukünftige deutsche Ge-

¹³⁴ Helmut Beumann an Paul Egon Hübinger, 6.2.1946; *ibid.*, Bd. 2.

¹³⁵ Paul Egon HÜBINGER, Um ein neues deutsches Geschichtsbild, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 1 (1950), S. 385–401, hier S. 390 u. 392.

schichtsschreibung nach Europa orientieren, das auf einer christlich-abendländischen Wertegemeinschaft basieren sollte: »Deutschland und seine Vergangenheit sollten in stärkerem Maße als bisher in den Rahmen des europäischen Geschichtsverlaufs gerückt, dort an der richtigen Stelle und in der rechten Proportion gesehen werden«¹³⁶. Welche Dynamiken sich für die Beziehungen zwischen den westeuropäischen Historikern ergeben konnten, erlebte Hübinger bei den Internationalen Historikertreffen in Speyer zwischen 1948 und 1950, wo – so die Einschätzung von Hübinger – »wir in freundschaftlicher und sachlicher Aussprache eine Reihe von Fragen erörterten, die früher nur in gereizt nationalistischem Ton diskutiert zu werden pflegten. Es war ein Kongreß, der einem etwas von dem Optimismus zurückgeben konnte, der in den bitteren Jahren des letzten Jahrzehnts fast restlos verdampft ist«¹³⁷.

Diesen »esprit de Spire« wollte er nun auch auf die zwischen deutschen und französischen Historikern weiterhin strittigen Fragen anwenden. Er forderte die Rückkehr der historischen Objektivität und verpflichtete sich, der »geschichtlichen Erkenntnis« zu dienen: »Der fortdauernde Mißbrauch historischer Argumente im Dienst machtpolitischer Ansprüche oder zur Pflege eines mannigfach verengten Geschichtsbildes lenkt immer wieder von der Erkenntnis geschichtlicher Vorgänge im Sinne wahren Verstehens ab«¹³⁸. Mit Befriedigung vernahm er dabei den »bemerkenswerten Wandel in der Geschichtsauffassung des deutsch-französischen Antagonismus« und erklärte ein Jahr nach der Verkündung des Schuman-Plans: »Die politischen Voraussetzungen und Phasen des deutsch-französischen Antagonismus und die französische Rheinpolitik aber sollten zum Objekt unbefangener Erkenntnis werden können in einem Augenblick, da sich zeigt, daß an die Stelle der national begrenzten Interessenpolitik, die sie jahrhundertlang beherrschte, neue, umfassende Konzeptionen treten«. Bestätigung für die Auffassung fand er bei seinem langjährigen Freund und späteren Bundesaußenminister Gerhard Schröder, der ihm am 29. Dezember 1949 geschrieben hatte: »Für die Außenpolitik wird es uns schwer fallen, eine umfassende Konzeption zu entwickeln [...]; aber ich glaube, daß der Versuch einer Aussöhnung mit Frankreich auf jeden Fall gut ist [...]. Wahrscheinlich würde das Problem am besten dadurch gelöst, daß wir unter kräftiger Beschneidung des »Nationalen« in eine größere Gemeinschaft eingegliedert würden«¹³⁹.

¹³⁶ Ibid., S. 391.

¹³⁷ Paul Egon Hübinger an Frau MacRobert, 25.12.1949; UA Bonn, NL Paul Egon Hübinger, Bd. 9.

¹³⁸ Paul Egon HÜBINGER, Die Anfänge der französischen Rheinpolitik als historisches Problem, in: Historische Zeitung 171 (1951), S. 21–45, hier S. 22; folgendes Zitat S. 45.

¹³⁹ Gerhard Schröder an Paul Egon Hübinger, 29.12.1949; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1.

Ein mäandrisch verlaufender Weg zum Lehrstuhl

Als im Moment des Kriegsendes Zeitgeschichte und Zeitzeugenschaft auch für Hübinger zusammenfielen, galt es für ihn, »biographische Kontinuität mit historischer Diskontinuität in Einklang zu bringen«¹⁴⁰. Dabei gelang es ihm schneller als anderen Mediävisten seiner Generation, im Nachkriegsdeutschland Fuß zu fassen. Nachdem er aus dem Verband des Staatsarchivs in Koblenz ausgeschieden war, wirkte er von Juni bis Oktober 1945 als persönlicher Referent des Oberpräsidenten der Nord-Rheinprovinz in Düsseldorf Hans Fuchs. In dieser Funktion profilierte er sich als Drehscheibe und Kontaktstelle für seine Historikerfreunde; darüber hinaus konnte er erstmals auch persönliche Erfahrungen auf politischem Terrain sammeln. Obwohl er Büttner am 5. Januar 1946 noch geschrieben hatte, sich zur Zeit wenig für die Tagespolitik zu interessieren¹⁴¹, machte er sich angesichts der schlechten wirtschaftlichen Situation der deutschen »Zusammenbruchsgesellschaft« (Christoph Kleßmann) nicht nur permanente Sorgen um die eigene Zukunft, sondern auch pessimistische Prophezeiungen für die Zukunft Deutschlands. Die Erinnerung an die Weltwirtschaftskrise und das Scheitern der Weimarer Republik, »die ihrer Anlage nach zu den besten Erfolgen hätte führen müssen«, bestimmten dabei im Sommer 1946 noch seine Gedanken: »Ein Volk, das nichts zu essen hat [...], das nichts anzuziehen hat [...] und nichts kaufen kann, das aber auch in Zukunft nichts kaufen können wird, weil es einfach nicht genug produzieren kann, ein Volk, das unter solchen Verhältnissen lebt, das fällt radikalen Parolen anheim«¹⁴². Gleichzeitig desillusionierte ihn die politische Entwicklung der Nachkriegszeit, was insbesondere für die britische Deutschlandpolitik unter Churchill galt, so daß er Ende 1946 zu folgendem Fazit kam:

Eigentlich gibt es hier nur noch Enttäuschte – die Nazis waren es, als ihre Siegeshoffnungen so furchtbar enttäuscht wurden, von Anfang an; aber jetzt sind auch diejenigen, die auf die Weisheit und den realistischen Blick der Sieger vertraut hatten, und enttäuschte Liebe hat ja bekanntlich eine sehr bösartige Kraft¹⁴³.

Auch die französische Deutschlandpolitik wurde von Hübinger heftig kritisiert, insbesondere die Versuche zur Abtrennung des Rheinlandes und der Saar¹⁴⁴ von Deutschland. Dabei sprach auch aus seinen Worten das Gefühl nationaler Demütigung angesichts der Erfahrungen mit den Besatzern:

¹⁴⁰ Martin SABROW, Die Ohnmacht der Objektivierung. Deutsche Historiker und ihre Umbruchserinnerungen nach 1945 und nach 1989, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 28 (2001), S. 31–42, hier S. 33.

¹⁴¹ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 5.1.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1.

¹⁴² Paul Egon Hübinger an Kay Russell, 19.7.1946; *ibid.*, Bd. 2.

¹⁴³ Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 19.12.1946; *ibid.*, Bd. 4.

¹⁴⁴ Der Mediävistin und Leiterin des Bonner Stadtarchivs Edith Ennen war von den Franzosen das Angebot gemacht worden, im Saarland als Schulleiterin zu wirken und »bedeu-

Nun, die französischen Träume werden nicht nur in dieser Hinsicht nicht reifen! Herr Bidault hat ja in Moskau selber deutlich die absolute Isolierung Frankreichs in der großen Politik bekannt¹⁴⁵. – Man sollte nur hoffen, daß in der richtigen Erkenntnis diese Tatsache und der geringen weltpolitischen Bedeutung, die das Land nach jüngster Entwicklung noch besitzt, die hysterisch anmutende Politik gegenüber Deutschland und vor allem innerhalb der französischen Zone aufhöre¹⁴⁶.

Neben den materiellen Sorgen des Alltags und der ungewissen politischen Zukunft Deutschlands beschäftigte Hübinger insbesondere die Entnazifizierungsverfahren, die er wie viele Deutsche zur damaligen Zeit mit harscher Kritik bedachte, sah er doch »anständige Demokraten und Antinazis eingesperrt [...], während notorische Nazis frei umherliefen«.

Daß die harte Kritik an der Entnazifizierung nicht zuletzt auch auf die persönlich unbefriedigende Situation bzw. das nur stockende Fortkommen seiner eigenen Karriere zurückzuführen war, läßt sich seinem Brief an Büttner vom Januar 1946 entnehmen: »Da man auch offenbar durchaus nichts dagegen hat, daß notorische Nazis, z.B. Kallen-Köln¹⁴⁷, weiter die Lehrstühle verunstalten oder wie Koppe-Kiel¹⁴⁸, Lehraufträge erhalten, sehe ich die Chancen als nicht

tende historiographische Aufgaben [zu] erfüllen«, was diese jedoch abgelehnt hatte; Paul Egon Hübinger an eine »carissima collega et amica«, 27.3.1947; *ibid.*

¹⁴⁵ Das Scheitern der Fünften Außenministerkonferenz der vier Siegermächte in Moskau (10.3.–24.4.1947) markierte den Zerfall der Anti-Hitler-Koalition. Während sich Frankreich im Ost-West-Konflikt noch nicht auf eine der beiden Seiten festlegen wollte, erhöhte US-Präsident Harry S. Truman mit der am 12.3.1947 verkündeten Containment-Politik (Truman-Doktrin) den Druck auf Paris, sich der westlichen Linie anzuschließen.

¹⁴⁶ Paul Egon Hübinger an eine »carissima collega et amica«, 27.3.1947; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 4.

¹⁴⁷ Der Kölner Mediävist Gerhard Kallen (1884–1973), der nie Mitglied der NSDAP gewesen war, wurde am 24.10.1946 von der britischen Militärregierung seines Amtes entoben und vom Entnazifizierungsausschuß der Universität zunächst als »Mitläufer« klassifiziert, bevor ihn der Hauptausschuß in der Berufung in Kategorie V als »entlastet« einstufte. Seit Ende 1947 hatte er sein eigenes Ordinariat bereits wieder vertretungsweise, bevor ihn das Kultusministerium 1948 auch wieder formal einsetzte. Ursula Wolf urteilte über ihn: »Ein solches, Jahre hindurch wiederholtes Bekenntnis zum Nationalsozialismus, seinen Wertvorstellungen und seiner Politik läßt sich nicht mehr unter die Rubrik ›Anpassung‹ subsumieren« (Litteris et patriae. Das Janusgesicht der Historie, Stuttgart 1996, S. 88f.). Klaus Pabst kam unlängst zu dem Schluß: »Insgesamt bietet Gerhard Kallen das Bild eines aktiven bürgerlichen Mitläufers, der 1933 im Wesentlichen zwar nur verbal, aber doch mit ganzer Kraft auf die Linie des ›Dritten Reiches‹ umschwenkte, weil er mit vielen Zielen des NS-Systems und seinen politischen Methoden durchaus einverstanden war, damit aber unvermeidlich auch dessen übrigen Absichten diente«; Klaus PABST, »Blut und Boden« auf rheinische Art. Gerhard Kallen, der Nationalsozialismus und der ›Westraum«, in: DIETZ u.a. (Hg.), Griff nach dem Westen (wie Anm. 17), S. 944–978, hier S. 978.

¹⁴⁸ Vgl. u.a. die propagandistische Darstellung von Wilhelm KOPPE, Die unmittelbaren Ursachen des deutsch-polnischen Krieges, in: Karl SCHWARZ (Hg.), Chronik des Krieges. Dokumente und Berichte, Bd. I/II, Berlin 1940, S. 398–406.

zu rosig an. Denn bis wir die Herren alle verschlissen, bin ich alt und grau«¹⁴⁹. Nach seiner eigenen Diskriminierung während des »Dritten Reiches« war er davon ausgegangen, daß im Nachkriegsdeutschland nun die Zeit seiner Generation gekommen sei, doch mußte er sich – wie auch Büttner – vorläufig eines besseren belehren lassen: »Denn oft habe ich den Eindruck, daß gerade unsere Generation von den älteren wenig zu erwarten hat u. daß wir unsere Probleme am besten durch gegenseitige Aussprache fördern«¹⁵⁰.

Die Voraussetzungen für seine Rückkehr in die Wissenschaft waren bereits im August 1945 geschaffen worden, als er rehabilitiert und mit Wirkung vom 14. September »unter Einsetzung in Ihre alten Rechte zum Dozenten [für das Gebiet der mittelalterlichen und neuerlichen Geschichte] in der Philosophischen Fakultät bestellt« wurde¹⁵¹. Nicht ohne innere Befriedigung wußte Hübinger Ende 1946 zu berichten, daß der Kölner Historiker Gerhard Kallen »auf direkte Anweisung aus London« abgesetzt wurde; »viele wunderten sich, daß er unbehelligt im Amte bleib, weil er sich literarisch stark mit den vergangenen Machthabern identifiziert hatte«¹⁵². Er wußte hier noch nicht, daß Kallen – wie anderer Lehrstuhlinhaber auch – nach kurzer Amtsenthebung schnell wieder an ihre Universität zurückkehrten, Kallen im Jahre 1947. Diese Beharrungskraft von belasteten Ordinarien empfand er als »tragisch, denn ich habe nun das Ziel erreicht, das ich mir gesteckt hatte und an dessen Erreichung mich die Nazis gehindert hatten, weil ich ihrer Partei nicht angehörte«¹⁵³.

Hübinger hatte 1946 seine Tätigkeit in Düsseldorf einstellen müssen, nachdem der Oberpräsident »infolge politischer Veränderungen«¹⁵⁴ seines Amtes enthoben wurde, so daß er wieder dem ungeliebten Archivdienst zugeteilt wurde. Er erhielt eine Stelle als Staatsarchivrat in Düsseldorf, da sein vormaliger Dienstort Koblenz zum damaligen Zeitpunkt in der französischen Besatzungszone lag. Doch schon bald gelang ihm die Lösung aus dem Archivdienst. Mit der Verleihung einer Diätendozentur an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, »wo eine wahre inundatio camelorum in der hist. Disziplin herrscht«¹⁵⁵, kehrte er zu seiner eigenen großen Freude aus der »vita activa des Politikers wieder zur vita contemplativa des Historikers« zurück, wie er Büttner schrieb¹⁵⁶. Die Realität am Historischen Seminar der Universität

¹⁴⁹ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 5.1.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1.

¹⁵⁰ Heinrich Büttner an Paul Egon Hübinger, 14.4.1948; *ibid.*, Bd. 7.

¹⁵¹ Rektor der Universität Bonn an Paul Egon Hübinger, 9.8.1945; *ibid.*, Bd. 187. Vgl. ebenda auch den Aktenvermerk des Oberpräsidenten der Nord-Rheinprovinz vom 11.10.1945 und das Schreiben der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn an Hübinger vom 10.1.1946.

¹⁵² Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 19.12.1946; *ibid.*, Bd. 4.

¹⁵³ Paul Egon Hübinger an Kay Russell, 19.7.1946; *ibid.*, Bd. 2.

¹⁵⁴ Paul Egon Hübinger an Stephan Skalweit, 5.12.1945; *ibid.*, Bd. 1.

¹⁵⁵ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 5.1.1946; *ibid.*, Bd. 2.

¹⁵⁶ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 2.4.1946; *ibid.*

Bonn¹⁵⁷, die im Krieg schwer beschädigt worden war und deren Bibliotheksbestände infolgedessen stark reduziert waren, versetzten Hübinger jedoch in einen Zustand tiefer Hoffnungslosigkeit: »So ergibt sich zwangsläufig, daß wir hier nicht mehr wissenschaftlich konkurrenzfähig, sondern uns in der Situation eines Oberlehrers aus Prüm oder Euskirchen gegenüber einem Universitätslehrer anno 1900 [...] befinden«¹⁵⁸. Gleichwohl machte er sich an die Arbeit und versuchte sich einen Überblick über die mittelalterliche Forschung in den westlichen Ländern zu verschaffen, um den intellektuellen Rückstand aufzuholen, den er nach der wissenschaftlichen Isolierung während des »Dritten Reiches« und den letzten Kriegswirren empfand: »Deutschland ist durch die Ereignisse der letzten Jahre ein gutes Stück weit weg aus Europa gerückt worden; es gehört weniger dazu als früher«. An Wilhelm Levison schrieb er:

Sehr nötig wird es für uns sein, im Stil von Hampes nach dem Ersten Weltkrieg erschienenen Forschungsbericht über das MA einen Bericht über die ausländischen, insbesondere englisch-amerikanischen Arbeiten seit 1939, vielleicht besser aber noch etwas weiter zurückgreifend, zu bekommen. Was in Belgien und Frankreich getrieben wurde, ist ja infolge der Besetzung meist noch zu uns gelangt. Ich habe dieser Tage einmal die Revue belge dieser Jahre durchgesehen und bin auf vieles gestoßen, was ich natürlich in Koblenz oder bei meinen kurzen Reisen nach Bonn auch nicht mehr mitbekommen habe. Was aber seit 1944 erschienen ist, ist ganz unbekannt geblieben¹⁵⁹.

Hübinger beschäftigte sich in seinen Lehrveranstaltungen viel mit der »Geschichte des Abendlandes«¹⁶⁰ und richtete seinen Blick über die deutsche Geschichte hinaus, wie er Büttner berichtete: »Denn im Sommer werde ich erst einmal den zweiten Teil der ausgearbeiteten Vorlesung halten, die ich natürlich nicht auf die germanisch-deutsche Geschichte allein beschränkte, sondern gleich universalhistorisch angelegt habe«¹⁶¹. Dabei sah er sich in seinen Vorlesungen und Seminaren Studenten gegenüber, die »viel gereifter« und durchschnittlich zehn Jahre älter waren als in »normalen Zeiten«. Erschreckt zeigte er sich über ihre apolitische Haltung und ihren Nihilismus: »Die Lage ist schrecklich: die schönsten Jahre sind ihnen gestohlen worden; viele haben ihre eigenen Existenzmöglichkeiten verloren [...]; die Gegenwart ist nicht dazu geeignet, ihnen ein neues Ideal zu schenken«¹⁶².

¹⁵⁷ Nach einem 1 ½ jährigen Aufenthalt in den USA kam Hans-Ulrich Wehler 1954 an die »Geschichtsfakultät in Bonn«, die er unlängst in seiner bekannt spitzzüngigen Art als »so miserabel orthodox und langweilig« bezeichnete, daß er sie schon bald in Richtung Köln verließ; Hans-Ulrich WEHLER, *Eine lebhafte Kampfsituation. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp*, München 2006, S. 29.

¹⁵⁸ Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 19.12.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 4.

¹⁵⁹ Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 19.12.1946; *ibid.*

¹⁶⁰ Vgl. Winfried SCHULZE, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989, S. 16.

¹⁶¹ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 8.1.1950; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 9.

¹⁶² Paul Egon Hübinger an Kay Russell, 19.7.1946; *ibid.*, Bd. 2. *Ibid.* das folgende Zitat.

Wenig Aussicht auf ein Ordinariat sah er an seiner Heimatuniversität, »da dort unsere Disziplin vollkommen frei von Pg's war«¹⁶³. An Karl Jordan schrieb er: »Wir treten uns in der historischen Disziplin dann da wirklich auf die Füße, nachdem [Hans] Hallmann und [Leo] Just jetzt auch zugelassen sind«¹⁶⁴.

Neue Chancen schienen sich im Frühjahr 1946 aber an der gerade neu eröffneten Universität Mainz zu ergeben, wo Eugen Ewig infolge seiner engen Kontakte zur französischen Besatzungsmacht bei der Personalbesetzung am Historischen Seminar ein gewichtiges Wort mitzureden und Hübinger neben Büttner und Schieffer vorgeschlagen hatte¹⁶⁵. Hübinger verzichtete jedoch auf eine Bewerbung in Mainz, wie er Büttner am 26. April 1946 mitteilte:

Nachdem ich auf dem Ihnen bekannten Weg auf Sie hatte nachdrücklich hinweisen lassen, erfuhr ich, daß ich von anderer Seite ebenfalls dort namhaft gemacht worden war¹⁶⁶. Es wurde mir geraten, mich unmittelbar an den Magnificus oder besser noch gleich an den mit derlei Fragen befaßten General [Schmittlein] in B.-B. zu wenden. Ich unterließ dies bewußt, da ich schließlich nicht einem von mir selbst Präsentierten und dazu noch Ihnen Konkurrenz zu machen Geschmack fand¹⁶⁷.

Mit Wirkung vom 1. September 1950 wurde Hübinger schließlich eine außerordentliche Professur für mittelalterliche und neuere Geschichte an der Universität Bonn verliehen, um ihn dann einen Monat später zum Beamten auf Lebenszeit zu ernennen¹⁶⁸. 1951 erhielt er endlich eine ordentliche Professur für Mittelalterliche und Neuere Geschichte in Münster, wo er sich wiederum bevorzugt »den Anfängen, Bedingungen und Formen des Auseinanderlebens des deutschen und französischen Volkes und ihrer Staaten« widmete¹⁶⁹. Bei einem Vortrag über »Das deutsch-französische Verhältnis und mittelalterlichen Grundlagen« auf der XI. Vollsitzung der Arbeitsgemeinschaft für Forschung auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften am 18. März 1953 bemängelte er jedoch, daß in der Vergangenheit der »Gesamtkomplex der deutsch-französischen Beziehungen überwiegend in das einseitige Licht eines ausschließlich machtpolitischen Antagonismus« gerückt worden sei. Er erinnerte

¹⁶³ Paul Egon Hübinger an Theodor Schieffer, 8.8.1945; *ibid.*, Bd. 187.

¹⁶⁴ Paul Egon Hübinger an Karl Jordan, 3.4.1946; *ibid.*, Bd. 2.

¹⁶⁵ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 2.4.1946; *ibid.*

¹⁶⁶ In gleichem Schreiben weist Hübinger auf die Rolle von Leo Just hin, die dieser bei der Stellenbesetzung in Mainz spielte: »Zu meinem Staunen erfuhr ich, er (J.) habe bei seinen Verhandlungen kurz vorher dort gewaltig zu meinen Gunsten auf die Tube gedrückt, wobei überhaupt mein Name in M. zum ersten Mal genannt worden sei [...]. Meine Reserve gegenüber J. werde ich gleichfalls beibehalten. Ich halte es für richtig, daß ich über gewisse Dinge immer noch besser informiert bin als er, zumindest soweit meine Person dabei im Spiel ist«.

¹⁶⁷ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 26.4.1946; *ibid.*

¹⁶⁸ Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen an Paul Egon Hübinger, 31.10.1950; *ibid.*, Bd. 187

¹⁶⁹ KOTTJE, Paul Egon Hübinger. Zu Lebensweg und -werk (wie Anm. 11), S. XVI.

an den »Mißbrauch der Geschichte«, um »machtpolitische Ansprüche zu legitimieren oder ein nationalistisch verengtes Geschichtsbild mit historischen Pseudoargumenten zu untermauern«. Dabei wies er auf die besondere Verantwortung der Historiker für den deutsch-französischen Gegensatz hin: »Die bella diplomatica der Geschichtsforscher setzten sich bekanntlich noch fort, nachdem Friedensschlüsse den militärischen Begegnungen der beiden Völker jeweils ein Ende bereitet hatten«¹⁷⁰. Nicht als Historiker bemühte sich Hübinger in den folgenden Jahren, dieser Tradition ein Ende zu bereiten¹⁷¹, sondern als Ministerialdirektor im BMI, wo er von 1954 bis 1959 an der Spitze der Abteilung für kulturelle Angelegenheiten des Bundes stand. In dieser Funktion war er für die Gründung der Deutschen Historischen Forschungsstelle (DHF) in Paris maßgeblich verantwortlich und konnte zur nicht immer leichten Internationalisierung und Ausdifferenzierung der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft beitragen¹⁷², wie auch aus seiner Ansprache bei der feierlichen Eröffnung der DHF am 21. November 1958 hervorgeht:

Ce centre sera – nous l'espérons bien – un foyer de rencontres pour les historiens de nos deux pays, surtout pour les jeunes afin d'y discuter en colloques confraternels les problèmes historiques communs et les méthodes à employer pour leur solution. Il est bien reconnu que la plus grande partie de ces problèmes ne peut pas trouver sa solution dans le cadre national et nous espérons, spécialement en matière de méthode, beaucoup profiter pour nos jeunes historiens des développements récents en France¹⁷³.

Auf die besondere Bedeutung von Hübinger in dieser »Gründerzeit« der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft hatte vor einigen Jahren bereits Winfried Schulze hingewiesen: »In dieser Situation erwies es sich als vorteilhaft, daß der Leiter der Kulturabteilung seit 1954 selbst ein Historiker war«¹⁷⁴. Dieser Lebensabschnitt endete mit der Berufung auf den Lehrstuhl für Mittelalterliche und Neuere Geschichte, Historische Hilfswissenschaften und Archivkunde an der Universität Bonn. In den nun folgenden Jahren rückte er die

¹⁷⁰ Vgl. den Vortragstext und die Transkription der sich anschließenden Diskussion, an der u.a. die Historiker Franz Steinbach, Max Braubach, Peter Rassow und Walther Holtzmann teilnahmen, in: UA Bonn, NL Hübinger. Bd. 128.

¹⁷¹ Er schlug im Jahre 1954 sowohl einen Ruf nach Mainz als auch nach Bonn aus. Auf den Ruf seiner Heimatuniversität reagierte Ernst Robert Curtius mit folgenden Worten: »Ein neuer Alkuin dachte ich bei mir! Dazu lassen Sie mich herzlich gratulieren. Da Sie Ihren Wohnsitz in Bonn einnehmen werden, hoffe ich aus der Ferne meinen bescheidenen Teil an Ihrer neuen Größe zu haben«; Ernst Robert Curtius an Paul Egon Hübinger, 2.3.1954; *ibid.*, Bd. 134.

¹⁷² Er war weiterhin an der Gründung der Vereinigung zur Erforschung der neueren Geschichte, des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, dem Ausbau des Deutschen Archäologischen Instituts und der Konsolidierung des Instituts für Zeitgeschichte beteiligt.

¹⁷³ Ansprache von Ministerialdirektor Prof. Dr. Paul Egon Hübinger im Bundesministerium des Innern aus Anlaß der Eröffnung der Deutschen Historischen Forschungsstelle in Paris, 21.11.1958; Bundesarchiv Koblenz, Kl. Erw. 866/3.

¹⁷⁴ SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft (wie Anm. 160), S. 241.

mittelalterliche Geschichte in den Hintergrund seines wissenschaftlichen Treibens. Mit seinen Arbeiten über die Geschichte des Historischen Seminars aus Anlaß seines 100jährigen Bestehens und den Entzug der Ehrendoktorwürde Thomas Manns durch die Universität Bonn im Jahre 1936 begab er sich nun mehr und mehr auf das Feld der Neueren und Neuesten Geschichte. Eine erschöpfende und quellengesättigte Studie über Hübingers Wirken nach 1945 steht jedoch noch aus.

Fazit

Paul Egon Hübinger stieg nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem der bedeutendsten deutschen Wissenschaftspolitiker und Mediävisten auf. Diese Entwicklung war vor 1945 nicht abzusehen gewesen, vermittelte er im »Dritten Reich« doch nicht den Eindruck »politischer Zuverlässigkeit«. Seine Verwurzelung im katholischen Milieu des Rheinlands und seine Weigerung, dem Anpassungsdruck z.B. durch einen Parteieintritt nachzugeben, hatten ihn suspekt bemacht, so daß sich die Nationalsozialisten seiner wissenschaftlichen Karriere in den Weg stellten. Daß sich dabei insbesondere der NS-Dozentenbund auszeichnete, war kein Zufall, verfügte er doch gerade in personalpolitischen Fragen über ein erhebliches Gewicht, um akademische Karrieren durch negative politische Beurteilungen zu zerstören oder zu verzögern¹⁷⁵. Wie auch Heinrich Büttner versperrte das NS-Regime Hübinger den Weg zur Professur, die er trotz seines »Abtauchens« ins Archiv aber nie aus den Augen verloren hatte. Daß er als Archivbeamter »den Eid auf den Führer abgelegt [...] und ein Minimum von Auflagen erfüllt«¹⁷⁶ hat sowie sich die Qualifikation zur Habilitation u.a. durch Veröffentlichungen in den einschlägigen Zeitschriften der »Westforschung« erworben hatte, mag man Hübinger als Anpassungsleistung auslegen¹⁷⁷; meines Erachtens spricht diese Tatsache jedoch eher dafür, daß es auch unter dem NS-Regime möglich war, in fachwissenschaftlichen Organen zu publizieren, ohne dabei der NS-Ideologie größere Konzessionen zu machen. Gerade weil es die Nationalsozialisten unterließen, eine nationalsozialistische Wissenschaft präzise zu definieren, schufen sie ein Ventil, das den Anpassungsdruck minderte. Frank-Rutger Hausmann hat gerade mit Bezug auf den »Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften« konstatiert, daß »grobe Ver-

¹⁷⁵ Vgl. Michael GRÜTTNER, Die deutschen Universitäten unter dem Hakenkreuz, in: John CONNELLY, DERS. (Hg.), Zwischen Autonomie und Anpassung: Universitäten in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts, Paderborn 2003, S. 67–100, hier S. 78.

¹⁷⁶ Paul Egon Hübinger an Max Braubach, 31.12.1974; UA Bonn, NL Braubach, Bd. 202.

¹⁷⁷ Vgl. KAUELKA, Rezeption im Zeitalter der Konfrontation (wie Anm. 55), S. 126.

stöße gegen die Gebote der Objektivität und Neutralität bis auf wenige Ausnahmen [...] vermieden wurden«¹⁷⁸. Daß Hübingers Name im Rahmen des »Kriegeinsatzes« im Westen auch regelmäßig fiel, spricht zudem dafür, daß selbst Wissenschaftler, deren Dissens und Verweigerung dem Regime nicht unbekannt geblieben waren, sich trotz allem im Wissenschaftsbetrieb des »Dritten Reiches« halten konnten. Hübinger profitierte dabei von dem gerade im Krieg immer akuter werdenden Nachwuchsmangel, der »eine rigorose, politisch ausgerichtete Personalpolitik praktisch unmöglich [machte], wenn das Kriterium der fachlichen Qualifikation nicht völlig in den Hintergrund treten sollte«¹⁷⁹. Auch wenn es den Nationalsozialisten nicht gelang, das deutsche Wissenschaftssystem vollständig zu durchdringen, so blieb die politische Überprüfung und Beurteilung doch gerade bei Beförderungen ausschlaggebend¹⁸⁰, so daß Hübinger vor 1945 die hohe Weihe der Professur verwehrt blieb. Dieses Berufsziel eröffnete sich ihm erst nach dem Sturz des NS-Regimes. Doch wer in der Nachkriegszeit gedacht hatte, daß die Berufung für zuvor benachteiligte Wissenschaftler zu einem Selbstläufer würde, sah sich auch nun eines Besseren belehrt. Trotz Entnazifizierung machte auch Hübinger die Erfahrung, welche Beharrungskraft politisch belastete Historiker in den Nachkriegsjahren aufbringen konnten.

¹⁷⁸ Frank-Rutger HAUSMANN, »Deutsche Geisteswissenschaft« im Zweiten Weltkrieg. Die »Aktion Ritterbusch« (1940–1945), Dresden 1998, S. 275.

¹⁷⁹ GRÜTTNER, Die deutschen Universitäten unter dem Hakenkreuz (wie Anm. 175), S. 87.

¹⁸⁰ Vgl. NEUNER, Die Habilitanden in der NS-Zeit (wie Anm. 62), S. 638.



Heinrich Büttner

WOLFGANG FREUND

HEINRICH BÜTTNER

Zwischen Nischenstrategie und Hochschulkarriere

Der in Mainz geborene Heinrich Büttner (1908–1970) steht in einer Reihe mit Historikern wie Theodor Schieffer (1910–1992), Paul Egon Hübinger (1911–1987) und Eugen Ewig (1913–2006)¹. Alle vier waren Mediävisten, alle vier entstammten dem katholischen Milieu des Rheinlands und alle vier mußten in der Zeit des Nationalsozialismus auf die Archivarlaufbahn ausweichen, weil ihnen die Universitätskarriere versperrt blieb. Außerdem gehörten alle vier derselben Generation an: Der Älteste, Büttner, war noch nicht einmal viereinhalb Jahre älter als der Jüngste, Ewig. Büttner kannte die drei Historiker persönlich. Sicher wissen wir, daß Büttner mit Schieffer und Hübinger befreundet war und daß Ewig 1943/44 am Staatsarchiv Metz als Archivassessor offiziell dem Archivdirektor Büttner unterstand, obwohl deren persönliche Bekanntschaft möglicherweise nicht über wenige Besuche Büttners in Metz hinausging.

Auf den folgenden Seiten möchte ich mich nun schwerpunktmäßig mit der akademischen Karriere von Heinrich Büttner in den Jahren des Nationalsozialismus beschäftigen; sein wissenschaftliches Werk wird nur am Rande angesprochen. Im Vordergrund steht nicht die Methodenkritik seines Beitrages zur Mediävistik, sondern die Frage, wie sich ein Wissenschaftler bzw. Historiker vor und während des Zweiten Weltkriegs unter der nationalsozialistischen Diktatur verhalten hat.

¹ Vgl. die Beiträge von Rolf Grosse, Reinhold Kaiser und Ulrich Pfeil in diesem Band; Konrad REPGEN, Hans POHL, Raymund KOTTJE, Hermann J. ABS, In memoriam Paul Egon Hübinger. Reden, gehalten am 20. Januar 1988 bei der Gedenkfeier der Universität Bonn, Bonn 1988; Ulrich PFEIL, Eugen Ewig. Ein rheinisch-katholischer Historiker zwischen Deutschland und Frankreich, in: François BEILECKE (Hg.), *Der Intellektuelle und der Mandarin*. Für Hans Manfred Bock, Kassel 2005, S. 527–552. In meiner Dissertation zu den wissenschaftlichen Einrichtungen im NSDAP-Gau von Josef Bürckel befaßte ich mich ausführlich mit der Tätigkeit Ewigs und Büttners in Metz bzw. in Nancy im Zweiten Weltkrieg: Wolfgang FREUND, *Volk, Reich und Westgrenze. Deutschumwissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annektierten Lothringen 1925–1945*, Saarbrücken 2006.

Zur Quellen- und Literatursituation

Der wissenschaftliche Nachlaß von Heinrich Büttner liegt heute in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel, wo wir die zentralen Dokumente zur Biographie Büttners finden, seine Zeugnisse und Diplome, wichtige amtliche Schreiben, einige Vortragsmanuskripte, aber nur wenig Korrespondenz (nicht mehr als 63 Briefe). Letzterer Mangel konnte dadurch ausgeglichen werden, daß sich im Nachlaß von Theodor Mayer (1883–1972) im Stadtarchiv Konstanz über 500 Briefe an und von Büttner befinden (etwa 130 von Mayer an Büttner und 370 von Büttner an Mayer)². Hinzuziehen sind zur Biographie Büttners die ihn betreffenden Akten aus dem Berlin Document Center im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde und seine Unterlagen aus dem Universitätsarchiv Freiburg im Breisgau, vor allem aus seinem Habilitationsverfahren³.

Eine wissenschaftliche Biographie von Heinrich Büttner gehört heute zweifellos zu den Desiderata der Forschung. Wer verlässliche Informationen über seinen Lebensweg, sein wissenschaftliches und sein akademisches Schaffen sucht, wird bei Traute Endemann fündig⁴. Alois Gerlich würdigte ihn in den einleitenden Worten zu zwei posthum veröffentlichten Sammlungen mit Aufsätzen Büttners⁵. Schließlich sei auf die große Zahl von Nachrufen hingewiesen⁶.

² Ich danke Reto Heinzel für die freundliche Einsicht in seine Unterlagen zum Nachlaß Mayer und in seine Diplomarbeit, *Geschichtswissenschaft als »Führeramt im Volksganzen«*. Der Historiker Theodor Mayer im Dritten Reich, Lizentiatsarbeit, Zürich, Univ., 1999.

³ Berlin Document Center im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BDC), BÜTTNER; Universitätsarchiv Freiburg i. Br. (UAfr), B 3/417.

⁴ Traute ENDEMANN, Einführung, in: Heinrich BÜTTNER, *Geschichte des Elsaß*, 1. Politische Geschichte des Landes von der Landnahmezeit bis zum Tode Ottos. III. Ausgewählte Beiträge zur Geschichte des Elsaß im Früh- und Hochmittelalter, hg. v. Traute ENDEMANN, Sigmaringen 1991, S. 10–14; *ibid.* die Bibliographie Heinrich Büttner, S. 15–24.

⁵ Alois GERLICH, Einleitung, in: DERS. (Hg.), Heinrich BÜTTNER, *Zur frühmittelalterlichen Reichsgeschichte an Rhein, Main und Neckar*, Darmstadt 1975, S. 1–8; DERS., Vorwort, in: DERS. (Hg.), Heinrich BÜTTNER, *Mittelrhein und Hessen. Nachgelassene Studien*, Stuttgart 1989, S. IX–XV.

⁶ DERS., Universitätsprofessor Dr. Heinrich Büttner †, in: *Archiv für Mittelrheinische Kirchengeschichte* 23 (1971), S. 368–370; Walter HEINEMEYER, Heinrich Büttner †, geb. Mainz 18.11.1908, gest. Bad Godesberg 15.10.1970, in: *Der Archivar* 24 (1971), Spalte 335f.; Karl JORDAN, Nachruf auf Heinrich Büttner, in: *Archiv für Diplomatik* 16 (1970), S. 514–520; J[ean]-Y[ves] MARIOTTE, Heinrich Büttner (1908–1970), in: *Annales de Bourgogne* 42 (1970), S. 228; Iso MÜLLER, Heinrich Büttner, 1908–1970, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte / Revue suisse d'histoire / Rivista Storica Svizzera* 20 (1970), S. 640–642; Hans PATZE, Heinrich Büttner zum Gedächtnis, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 107 (1971), S. 206–209; Alfons SCHÄFER, Heinrich Büttner, 1908–1970, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 119 (1971), S. 501–505; Theodor SCHIEFFER, Heinrich Büttner †, 1908–1970, in: *Historisches Jahrbuch* 91 (1971), S. 248–251; Walter SCHLESINGER, Heinrich Büttner †, in: *Historische Zeitschrift*

Akademische Ausbildung

Heinrich Büttner wurde als Sohn eines Schulrektors am 18. November 1908 in Mainz geboren⁷. Schon in der Schulzeit engagierte er sich in einer katholischen Schülervereinigung; in der Universität trat er der Katholischen Studentenverbindung im CV Hohenstaufen bei⁸. Von 1927 bis 1931 studierte er an den Universitäten Bonn und Gießen Geschichte, Altertumswissenschaften und klassische Philologie. Im Sommer 1931 promovierte er in Gießen in der Alten Geschichte mit einer Papyrusedition⁹. In diese Jahre fällt auch die Zusammenkunft mit Theodor Mayer¹⁰, der ihn für das Mittelalter und zur Mitarbeit an einzelnen Urkundengruppen des ersten Bandes des Mainzer Urkundenbuchs gewann¹¹. Mit Mayer verband ihn von da an eine lebenslange Freundschaft¹².

Ab November 1931 ließ sich Büttner im Berliner Institut für Archivwissenschaften zum Archivar ausbilden, wozu ihm Mayer ein Empfehlungsschreiben ausstellte¹³. Nach der Abschlußprüfung wirkte er hier von 1933 bis 1935 unter der Leitung von Albert Brackmann (1871–1952) am dritten Band der *Germania Pontificia* mit, wozu er die Diözesen Straßburg, Worms und Bamberg bearbeitete¹⁴. Im Sommersemester 1935 wechselte er nach Freiburg, wo er geschäftsführender Assistent an dem von Mayer geleiteten Alemannischen

213 (1971), S. 253–256. Anne Christine NAGEL, Wenn aus Erinnerung Geschichte wird. Nachrufe als Quellen historiographiegeschichtlicher Betrachtung, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 9 (2006), S. 197–212, hier S. 206, zählte 14 Nekrologe auf Büttner.

⁷ Universitätsbibliothek Basel (UB Basel), NL 312, E 3: Büttner, Lebenslauf [ca. 1945]; Wolfgang WEBER, *Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Faches bis 1970, Frankfurt a. M. 1984, S. 76; Willi GÖRZNY (Hg.), *Deutsches Biographisches Archiv*. Neue Folge bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, München [ca. 1998] (Mikrofiches-Ed.), fiche 199: 158f.; Wolfgang LEESCH, *Die deutschen Archivare 1500–1945*, 2. *Biographisches Lexikon*, München 1992, S. 408f.; Bundesarchiv Dahlwitz-Hoppegarten (BADH), ZA V/55, Bl. 377f.: Vorschlag zur Ernennung von Büttner zum Oberarchivrat, 12.9.1944; BDC, Büttner, Bl. 15f.: Lebenslauf.

⁸ UB Basel, NL 312, E 3: Büttner, Lebenslauf [ca. 1945].

⁹ Heinrich BÜTTNER, *Griechische Privatbriefe*. Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Giessener Universitätsbibliothek 3, Gießen 1931.

¹⁰ UB Basel, NL 312, E 3: Büttners Meldungsbuch Universität Giessen, 1929; vgl. Theodor MAYER, Ein Rückblick, in: DERS., *Mittelalterliche Studien*. Gesammelte Aufsätze, 2., unveränd. Nachdr., Sigmaringen 1972, S. 463–503, hier S. 469; vgl. den Beitrag von Reto Heinzel in diesem Band.

¹¹ UB Basel, NL 312, E 3: Büttner, Lebenslauf [ca. 1945].

¹² HEINZEL, *Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 2), S. 50; Conrad GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut in Paris während des Zweiten Weltkrieges, in: *Francia* 19/3 (1992), S. 109–128, hier S. 116.

¹³ UB Basel, NL 312, E 3: Mayer, Empfehlungsschreiben für das Institut für Archivwissenschaft, 8.3.1931.

¹⁴ UB Basel, NL 312, E 3: Büttner, Lebenslauf [ca. 1945].

Institut wurde, das in jenen Jahren Oberrheinisches Institut für geschichtliche Landeskunde hieß. In Freiburg behandelte er hauptsächlich »Fragen des elsässischen Gebietes sowie des anschließenden burgundischen und oberlothringischen Raumes«¹⁵. An der Universität Freiburg habilitierte er im folgenden Jahr in Mittlerer und Neuerer Geschichte¹⁶ und wurde dort Privatdozent, doch wegen der nationalsozialistischen Vorbehalte gegen Büttners kirchliche Bindung erhielt er keine Dozentur¹⁷. Verschiedene Freiburger Kollegen, und hier besonders der Dozentenbundsführer Rolf Schmidt, hatten sich gegen ihn ausgesprochen¹⁸, so daß er im Herbst 1938 wissenschaftlicher Mitarbeiter bei den *Monumenta Germaniae Historica* wurde¹⁹.

In der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft

Theodor Mayer, der ab Mitte der 1930er Jahre die Westdeutsche Forschungsgemeinschaft (WFG) leitete, holte Büttner zu den meisten ihrer Tagungen. Im WFG-Tätigkeitsbericht für das Jahr 1938/39 lobte er ihn besonders: Büttner habe »durch seine vorzüglichen wissenschaftlichen Leistungen sich um die wissenschaftliche, deutsche Volkstumsarbeit im Westen sehr verdient gemacht«²⁰. Die WFG hatte Mayer von Franz Steinbach (1895–1964) übernommen, aber nicht alle seiner wissenschaftlichen Ansichten. Namentlich die These von Steinbach und von dessen Schüler Franz Petri (1903–1993) von einer breiten germanischen Siedlung im Frankreich der Völkerwanderungszeit und einer späteren Nordverschiebung der romanisch-germanischen Sprachgrenze wurde von Mayer, aber noch entschiedener von Büttner angegriffen. In einer Rezension kritisierte letzterer Petris multidisziplinäre Zusammenschau als laienhaft, da »man durch die Vermengung der Methoden verschiedener Wissenschaftszweige in ein und derselben wissenschaftlichen Gedankenfolge oft der

¹⁵ BDC, Büttner, Bl. 15: Büttner, Lebenslauf.

¹⁶ Heinrich BÜTTNER, Zur Geschichte des Bistums Bamberg im 11. und 12. Jahrhundert, in: DERS., Marcel BECK, Die Bistümer Würzburg und Bamberg in ihrer politischen und wirtschaftlichen Bedeutung für die Geschichte des deutschen Ostens, Berlin 1937, S. 181–346.

¹⁷ UB Basel, NL 312, E 3: Büttner, Lebenslauf [ca. 1945]; ENDEMANN, Einführung (wie Anm. 4), S. 14.

¹⁸ UB Basel, NL 312, E 4: Mayer, Eidesstattliche Erklärung, 27.3.1947. Rolf Schmidt war Doktor der Augenheilkunde; vgl. Silke SEEMANN (Bearb.), [Findbuch] Universitätsarchiv der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br., Bestand B 133. NSD-Dozentenbund, 1934–1944, Freiburg i. Br. 1996, S. 4.

¹⁹ BDC, Büttner, Bl. 16, 14: Büttner, Lebenslauf.

²⁰ Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA/AA), R60295, Bl. E063368: Mayer, WFG-Tätigkeitsbericht für 1938/39, 2.5.1939; vgl. PA/AA, R60294, Bl. E063267: [Mayer] WFG-Tätigkeitsbericht für 1937/38.

Gefahr ausgesetzt ist, Fehlschlüsse zu ziehen«²¹. Büttner glaubte in Abgrenzung zu Steinbach und Petri herausgefunden zu haben, daß die östlich von Nevers und im Morvan-Massiv in der Bourgogne sowie östlich von Limoges im Limousin befindlichen Reste fränkischer Ortsnamen nicht auf die Völkerwanderungszeit zurückzuführen seien. Diese Gebiete schälten sich als Raum mit stärkerem germanischem Einschlag heraus, weil sie viel freien Siedlungsraum für karolingisches Reichsgut geboten hätten. Mit Relikterscheinungen habe dies nichts zu tun. Büttner verwarf die Ergebnisse von Steinbach und Petri, weil sie seiner Meinung nach nicht mit der tatsächlichen Siedlungsgeschichte der fränkischen Landnahme übereinstimmten²². Mayer dachte desgleichen, »daß die Besiedlung durch die Franken viel später und allmählicher erfolgte, als man nach Petri annahm«, denn die germanischen Völkerschaften seien für eine Breitensiedlung nicht zahlreich genug gewesen²³. Was von Büttner und Mayer aber nicht aufgegeben wurde, war die Idee eines nachhaltigen kulturellen Einflusses germanischen Volkstums auf Nordfrankreich, eines der Axiome der WFG.

Büttner genoß die Unterstützung durch die WFG und die Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften (VFG). Emil Meynen (1902–1994), Geschäftsführer der VFG, war sehr angetan von seiner »Geschichte des Elsaß«, in der Büttner Reichs- und Landesgeschichte verband und die Geschichte des Elsaß und die seiner Nachbarlandschaften aufeinander bezog²⁴. Das Werk wurde von der deutschen Westforschung besonders gefeiert, da es seit dem 18. Jahrhundert auch international die erste Gesamtdarstellung der spätantiken und frühmittelalterlichen Geschichte des Elsaß war²⁵. Meynen empfahl der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) die Förderung von Büttners Elsaß-Geschichte, die die »Volkstumsfrage im deutsch-französischen Grenzraum« kläre; die Arbeit sei geeignet, »der deutschen Seite die Führung in der Geschichtswissenschaft am Oberrhein zu sichern«²⁶. Die DFG unterstützte daraufhin die Drucklegung des ersten Teils der »Geschichte des Elsaß«. Der von Büttner

²¹ Heinrich BÜTTNER, [Besprechung] Ernst Gamillscheg, *Germanische Siedlung in Belgien und Nordfrankreich, I. Die fränkische Einwanderung und junggermanische Zuwanderung* (1937), in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 91 (1939), S. 551–559, hier 552.

²² Stadtarchiv Konstanz, Nachlaß Theodor Mayer (StdAKn, NL Mayer), 26, Bl. 14 u. 18: Büttner an Mayer, 28.10. u. 13.12.1942.

²³ StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 20: Mayer an Büttner, 23.12.1942, vgl. Bl. 21: Büttner an Mayer, 8.1.1943.

²⁴ SCHÄFER, Büttner (wie Anm. 6), S. 503.

²⁵ PA/AA, R60295, Bl. E063363: Th[eodor] Mayer, WFG-Tätigkeitsbericht für 1938/39, 2.5.1939; vgl. SCHÄFER, Büttner (wie Anm. 6), S. 503; ENDEMANN, Einführung (wie Anm. 4), S. 10.

²⁶ Bundesarchiv Koblenz (BAKo), R73/10545: Meynen an Griewank, 2.2.1939; BÜTTNER, *Geschichte des Elsaß* (wie Anm. 4).

vorbereitete zweite Teil kam nicht mehr zustande; Mitte September 1944 wurden alle seine Arbeitsunterlagen ein Raub der Flammen²⁷.

Einlassungen mit NS-Organisationen

Obwohl Heinrich Büttner seit Juli 1933 bei der SA war, bei der er sich allerdings nicht sonderlich engagierte und es nur bis zum Obersturmmann²⁸ brachte, und obwohl er im Mai 1937 bei der Ortsgruppe Friedberg im Gau Hessen-Nassau in die NSDAP eintrat, wurde ihm von den NS-Machthabern eine Dozentur und damit die Universitätslaufbahn verweigert²⁹, nicht zuletzt wegen seiner miserablen Beurteilung durch entscheidende nationalsozialistische Stellen. Im Dozentenlager im thüringischen Tännich erhielt er im August 1937³⁰ im Fach »Nationalsoz[ialistisches] Denken« die Note »mäßig«. Seine Lagerleiter urteilten: Als »selbständiger Propagandist in allen Lebenslagen« zeige er »zu wenig polit[ische] Leidenschaft«, seine »nationalsoz[ialistische] Veranlagung« (sic) lasse »Härte und Geschlossenheit« vermissen. In fast allen nationalsozialistischen Kernfächern fiel Büttner durch: »Politische Neigung besitzt er in nur mäßigem Umfange, außer seinem Interesse für grenzpolitische Fragen«³¹. Büttners parteipolitische Berufsstrategie war fehlgeschlagen! Nach dem Krieg war ihm sein Opportunismus der 1930er Jahre verständlicherweise peinlich und er versuchte ihn zu beschönigen:

Im Jahre 1933 wurde uns durch das Institut f[ür] Archivwissenschaft nahegelegt, einer der Organisationen der Naz. [sic] Partei beizutreten. Da ich entsprechend meiner seitherigen Haltung und meiner religiösen Einstellung der Partei nicht beitreten wollte, so glaubte ich der Form ge[n]üge zu tun, als ich mich im Juli 1933 bei der SA anmeldete, um so mehr als durch die Potsdamer Erklärung Hitlers es den Anschein hatte, als ob die Entwicklung der Naz. Partei zu einer Einordnung in die europäisch-christliche Kulturtradition führen würde. Als sich aber die Haltung der Naz. Partei nicht in dieser Richtung vollzog, hielt ich mich vom Dienst in der SA fern unter Hinweis auf meine eigentlichen Berufsarbeiten [...]. Nach meiner Übersiedlung nach Freiburg im Jahre 1935 wurde nur durch das damalige Eingreifen des (inzwischen gefallenen) Sohnes [von Theodor Mayer] Th[eodor] Mayer-Edenhauser

²⁷ ENDEMANN, Einführung (wie Anm. 4), S. 14.

²⁸ BADH, ZA V/55, Bl. 377av: Vorschlag zur Ernennung von Büttner zum Oberarchivrat, 12.9.1944; BAKo, R73/10545: Büttner, Personal-Fragebogen zu dem Gesuch um ein Forschungsstipendium, 16.2.1939. Der SA-Obersturmmann entsprach etwa dem Heeresdienstgrad eines Gefreiten.

²⁹ ENDEMANN, Einführung (wie Anm. 4), S. 14.

³⁰ BDC, Büttner: Aufnahme in die NSDAP Gau Baden am 1.5.1937, NS-Mitgliedsnummer 4 715 393; Bl. 16: Büttner, Lebenslauf; UAFr, B 3/417, Bl. 23: Grundig, Gerulis, Dienstleistungszeugnis für Büttner, 28.8.1937.

³¹ BDC, Büttner, Bl. 1455: Prof. Dr. Gerullis u. Obersturmbannführer Grundig, Allgemeine Beurteilung Büttners, 28.8.1937.

mein Ausschluß aus der SA aufgehoben. Gleichwohl wurde ich am 1. Mai 1937 automatisch als Anwärter in die Partei überführt. Da ich von meiner religiösen Überzeugung nicht abging, wurde ich von der Partei als nicht zuverlässig angesehen, was sich auch, wie bereits erwähnt, bei der Anstellung [am Archiv] in Darmstadt bemerkbar machte³².

Von einem SA-Ausschlußverfahren ist in Büttners BDC-Akten allerdings nichts zu entdecken; dagegen sagen diese aus, daß Büttner nicht nur einfach Partei-Anwärter, sondern ordentliches NSDAP-Mitglied war. Die Angabe einer ungewollten Übernahme von der SA in die NSDAP läßt sich nicht bestätigen; für SA-Mitglieder galten dieselben Aufnahmebedingungen wie für andere auch. Jede Aufnahme mußte persönlich beantragt, der Aufnahmeantrag eigenhändig unterschrieben, der dazugehörige Fragebogen ausgefüllt und die politische Eignung und so genannte Würdigkeit belegt werden, was SA-Mitgliedern leichter fiel³³. Daß Büttner mit der Parteiaufnahme nicht einverstanden gewesen sei, ist schon deshalb unglaublich, da er in seinen Lebensläufen vor 1945 nie vergaß, auf seine Parteimitgliedschaft hinzuweisen³⁴. Sein Freund Hübinger bediente sich etwa zur selben Zeit der gleichen Entnazifizierungsstrategie³⁵. In ihrem Bekanntenkreis schien sich herumgesprochen zu haben, daß die alliierten Beurteilungsgremien die Behauptung, automatisch von der SA in die NSDAP übernommen worden zu sein, nicht widerlegen konnten.

In der verzweifelten Situation eines Wissenschaftlers ohne Zukunftsaussichten sah sich Büttner gezwungen, sich mit kurzfristigen Projekten durchzuschlagen. Eine neue Gelegenheit schien ihm dabei Anfang 1939 das Ahnenerbe der SS zu bieten. Büttner legte dem Ahnenerbe Forschungswerk »Wald und Baum in der arisch-germanischen Geistes- und Kulturgeschichte« den Plan für eine Arbeit über den »heiligen Forst von Hagenau« vor, in dem er zwar genaue Auskunft über die Quellen- und Literaturlage gab, sich aber jeglicher Germanentümelei enthielt³⁶. In der Gutachterausschußsitzung vom 16. März 1939, zu der neben Reichsforstmeister Hermann Göring, Reichsbauernführer Walter Darré und Reichsführer SS Heinrich Himmler auch Ahnenerbe-

³² UB Basel, NL 312, E 3: Büttner, Lebenslauf [ca. 1945]. Für die Auskunft zur Person Theodor Mayer-Edenhausers danke ich Reto Heinzel.

³³ Michael BUDDRUS, »War es möglich, ohne eigenes Zutun Mitglied der NSDAP zu werden?« Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin für das »Internationale Germanistenlexikon 1800–1950«, in: Geschichte der Germanistik 23/24 (2003), S. 21–26, hier S. 22. Ich danke Armin Nolzen (Bochum) sehr herzlich für die Literaturhinweise und seine fundierten Erklärungen zum Parteiaufnahmeverfahren nach der Lockerung der Mitgliedsperre im Mai 1937.

³⁴ BDC, Büttner, Bl. 16: Büttner, Lebenslauf [1939]; BAKO, R73/10545: Büttner, Personal-Fragebogen zu dem Gesuch um ein Forschungsstipendium, 19.2.1939.

³⁵ Vgl. den Beitrag von Ulrich Pfeil in diesem Band.

³⁶ BDC, Büttner: Bü[t]tner, Bl. 18: Arbeitsplan für eine Arbeit über den »heiligen Forst von Hagenau«; vgl. Bl. 14: Büttner an Ahnenerbe-Forschungswerk »Wald und Baum«, 26.1.1939.

Gutachter Hermann Aubin (1885–1969) eingeladen war, wurde Büttners Forschungsvorhaben abgelehnt³⁷.

Für die deutsche Archivverwaltung in Lothringen

Im Jahre 1939 ging Heinrich Büttner in den Archivdienst, der ihm genauso wie Hübinger als »Tauchstation« dienen sollte³⁸. Obwohl ihm von nationalsozialistischer Seite hier ebenso Schwierigkeiten gemacht wurden, setzte der Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, Ernst Zipfel (1891–1966)³⁹, Büttners Ernennung zum Archivassessor am Staatsarchiv Darmstadt durch. Nun saßen verschiedene junge katholische Historiker freilich mit Zipfel in einem Boot und wurden von ihm als dem Kommissar für das Archivwesen in den besetzten Westgebieten ab 1940 in die nationalsozialistische Annexions- und Expansionspolitik eingebunden – das Unterseeboot tauchte unter anderem in Frankreich wieder auf. Nach den deutschen militärischen Erfolgen im Westen wurde Büttner von August 1940 bis März 1942 als Kriegsverwaltungsrat zur Gruppe Archivwesen beim Militärbefehlshaber in Frankreich (MBF) abkommandiert, wo er zuerst der Arbeitsgruppe in den Archives nationales angehörte⁴⁰. Die Archivschutzgruppe sichtete ebenfalls die westfranzösischen Archive außerhalb der annektierten Departements, darunter die lothringischen Archive in Nancy, Épinal und Bar-le-Duc, um in einem Friedensvertrag Frankreich zu zwingen, »aus den französisch bleibenden Archiven und Bibliotheken alle zu den abgetretenen Gebieten gehörigen Archivalien an das Reich« abzuliefern⁴¹. Nach Kriegsverwaltungsrat Hermann Meinert (1894–1987)⁴²

³⁷ BDC, Büttner, Bl. 19: Forschungswerk-Beauftragter an Büttner, 22.3.1939. Zu Aubins Tätigkeit im SS-Ahnenerbe: Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BAB), NS21/336: SS-Sturmabführer S[jievers] an Aubin, 10. u. 31.7.1939; 2. Sitzung vom 16.3.1939; vgl. SS-Obersturmbannführer [Paraphe] WW an Aubin, 3.3.1939; vgl. SS-Oberscharführer an Aubin, 16.2.1939; Bernd-A. RUSINEK, »Wald und Baum in der arisch-germanischen Geistes- und Kulturgeschichte« – Ein Forschungsprojekt des »Ahnenerbe« der SS 1937–1945, in: Albrecht LEHMANN, Klaus SCHRIEWER (Hg.), *Der Wald – Ein deutscher Mythos? Perspektiven eines Kulturthemas*, Berlin 2000, S. 267–363, hier S. 294 u. 296.

³⁸ Raymund KOTTJE, Paul Egon Hübinger. Zu Lebensweg und -werk, in: Paul Egon HÜBINGER, *Ausgewählte Aufsätze und Vorträge. Beiträge zur Geschichte Europas und der Rheinlande in Mittelalter und Neuzeit*, hg. von Magnus DITSCHKE und Raymund KOTTJE, Siegburg 1990, S. XIII–XIX, hier S. XIV.

³⁹ Walter VOGEL, *Der Kampf um das geistige Erbe. Zur Geschichte der Reichsarchividee und des Reichsarchivs als »geistiger Tempel deutscher Einheit«*, Bonn 1994, S. 63–77.

⁴⁰ BAB, R146/47, Bl. 241: Abschrift für den Generaldirektor der Staatsarchive, 12.10.1940.

⁴¹ BAB, R146/47: Zipfel an Reichsministerium des Innern, 6.8.1941, S. 3.

⁴² Archives départementales de Meurthe-et-Moselle (ADMM), 3T103: Barbier (ADMM) an Präfekt Meurthe-et-Moselle, 17.10.1940; 3T43: Tagebuch der Aktenausgabe, 19.8.,

stationierte die Archivgruppe Büttner im Januar 1941 in Nancy, wo er die Departementsarchive Meurthe-et-Moselle und Meuse⁴³ und ab Anfang 1942 auch das der Vogesen in Épinal⁴⁴ bearbeitete; im Sommer 1943 wurde er von Eugen Ewig abgelöst, der die lothringischen Archive von Metz aus betreute⁴⁵. Wie seine Kollegen in Paris stellte Büttner in der Lorraine ein Bestandsinventar der Quellen zur deutschen Geschichte zusammen⁴⁶, das vordergründig der deutschen Geschichtswissenschaft als Hilfsmittel für Studien in französischen Archiven diente, in Wirklichkeit jedoch versuchte die Archivgruppe anhand der Listen die zu erbeutenden Archivalien festzustellen. Der Leiter der Archivschutzgruppe in Paris Georg Schnath (1898–1989)⁴⁷ unterrichtete Büttner über einige aus dem Departementsarchiv der Meuse in Bar-le-Duc zu entwendenden Archivalien: u.a. ein Kopialbuch kurpfälzischer Provenienz über Rechtshandlungen der Kurpfalz die Grafschaft Zweibrücken betreffend, das 1416 aus Frankreich nicht zurückgegeben worden sei⁴⁸; offensichtlich verjährten archivalische Rückerstattungsansprüche auch nach 500 Jahren noch nicht.

18.10., 6. u. 9.12.1940; Archives nationales (AN), AJ⁴⁰ 571/7j: Aktenvermerk über die Dienstreise von Winter und Meinert zu den Departementsarchiven in Französisch-Lothringen [o.D.], Bl. 1v–2r; Reinhard FROST, Meinert, Hermann, in: Wolfgang KLÖTZER (Hg.), Frankfurter Biographie. Personengeschichtliches Lexikon, Bd. 2: M–Z, Frankfurt, a.M. 1996, S. 25–27.

⁴³ BAB, R146/47: Punkte für Schnath zur Konferenz 8.–10.4.1941; Veranstaltungsplan für den Besuch von Zipfel in Frankreich, 16.–22.9.1940, S. 1; vgl. BDC, Ordner Nr. 844 (Organisation Rosenberg: Erkennungsmarkenverzeichnis), S. 61: MBF-Verwaltungsstab, 7.2.1942; Karl Heinz ROTH, Eine höhere Form des Plünderns. Der Abschlußbericht der »Gruppe Archivwesen« der deutschen Militärverwaltung in Frankreich 1940–1944, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 4 (1989) 2, S. 79–112, hier S. 84, S. 86, S. 108; DERS., Klios rabiate Hilfstruppen. Archivare und Archivpolitik im deutschen Faschismus, in: Archivmitteilungen 41 (1991), S. 1–10, hier S. 6–8; Henri HIEGEL, L'historiographie française et allemande en Lorraine de langue allemande de 1858 à 1958, in: Annales de l'Est 9 (1958), S. 127–157, hier S. 152. In den ADMM, 3T101 und 3T200 fanden sich nur wenige Hinweise auf die dortige Tätigkeit Büttners.

⁴⁴ Hessisches Hauptstaatsarchiv (HessHStA), 1150/23, Bl. 227v: Zipfel, Niederschrift über die Konferenz der Einsatzgruppenleiter des Archivschutzes in den besetzten Gebieten am 2. und 3.10.1941 in Marburg, S. 12.

⁴⁵ Archives départementales de la Moselle (ADM), 1W203, B XVI: Ewig an Generalreferat für Kunstförderung, Volksbildung und Wissenschaft des Chefs der Zivilverwaltung in Lothringen, 22.4.1943; ADM, 1W204, Dienstreisen: Ewig an Generaldirektor der Staatsarchive, 17.5.1943.

⁴⁶ ADM, 1W203, B XVI: Zipfel an den stellvertretenden Leiter des Staatsarchivs Metz, 25.5.1943; »Mappe Fotokopien aus Nancy«; Schnath an Archivverwaltung in Lothringen, 26.2.1943: Büttners handschriftliches Inventar wurde von der Gruppe Archivschutz auf Film (Nr. W 273) fotokopiert.

⁴⁷ Wolfgang Hans STEIN, Georg Schnath und die französischen Archive unter deutscher Besatzungsverwaltung, in: Robert KRETZSCHMAR (Hg.), Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus, Essen 2007, S. 175–194.

⁴⁸ AN, AJ⁴⁰ 571/7k: Schnath an Büttner via Feldkommandantur 591, 12.11.1941, betr.: »Deutsche Archivforderungen in Bar-le-Duc«.

Büttner vertrat hinsichtlich der Forderungen an die Archive Nancy und Bar-le-Duc »die strenge Durchführung des Provenienzprinzips«, nur im Deutschen Reich entstandene Akten sollten zurückgeholt werden⁴⁹. Es gab in der Gruppe der deutschen Archivare durchaus andere Meinungen. Der stellvertretende Archivgruppenleiter, Staatsarchivdirektor Georg Winter (1895–1961), z.B. erinnerte daran, daß bei früheren Friedensverträgen vom Pertinenzgrundsatz ausgegangen worden sei, und bezweifelte, daß man »mit der Beschränkung auf das Provenienzprinzip allen deutschen Forderungen ausreichend gerecht werden« würde⁵⁰. Büttner aber hielt sich an internationale archivalische Gepflogenheiten⁵¹ und erachtete das Pertinenzprinzip für schädlich. Als er in Nancy eine Rückforderungsliste aus Koblenz bearbeitete, mußte er feststellen, daß sie vor allem nach der Pertinenz der Dokumente zusammengestellt worden war, die Dokumente bezogen sich zwar auf Deutschland, waren aber nicht dort entstanden. Wie Anja Heuss nachwies, protestierte Büttner gegen die Preisgabe des Provenienzgrundsatzes. Niemals habe er mit der Inventarisierung der Bestände in Nancy eine Rückforderung verbunden:

Die Arbeit im Dep. Archiv Nancy vollzog sich seit ihrem Beginn (23.I.) in der Weise, daß die Bestände systematisch für die Inventarisierungsarbeiten der Gruppe Archivwesen aufgenommen wurden. Diese Inventarisierungsarbeiten erfassen nach dem Pertinenzprinzip ohne Rücksicht auf die Provenienz, alle irgendwie nennenswerten Bestände ... Damit ist der Boden der Provenienz, wenn auch im Ausdruck verschleiert, verlassen u. [...] der Pertinenzgrundsatz als maßgebend für die Rückforderungen im Dep. Archiv Nancy festgelegt⁵².

Büttner wurde von Schnath zurechtgewiesen. Im April 1941 bestätigte der Kommissar für den Archivschutz Zipfel das Pertinenzprinzip für die lothringischen Archive, um sich die dortigen das Elsaß und das Departement Moselle betreffenden Akten zu sichern: »Bei Regelungen mit Staaten außerhalb des Reiches [...], vor allem mit *Feindstaaten* muß oberstes Gesetz nicht die Theorie unseres engeren Fachs, sondern ausschließlich der Vorteil des Reiches sein. Praktische und politische Gesichtspunkte geben da den Ausschlag«⁵³.

In Nancy fanden sich etwa 1000 Akten der deutschen Kriegsverwaltung sowie der deutschen Hütten- und Bergwerksverwaltung für das Gebiet von

⁴⁹ ADM, 1W203: B XVI: Ruppel an Zipfel, 24.4.1941.

⁵⁰ BAB, R146/47: Gruppenbesprechung, 25.2.1941, S. 4.

⁵¹ Thomas FITSCHEN, Das rechtliche Schicksal von staatlichen Akten und Archiven bei einem Wechsel der Herrschaft über Staatsgebiet, Baden-Baden 2004, S. 43–45, zum rechtlichen Hintergrund der Tätigkeit deutscher Archivare in Frankreich S. 145–154.

⁵² Büttner an Schnath; zit. nach Anja HEUSS, Kunst- und Kulturgutraub. Eine vergleichende Studie zur Besatzungspolitik der Nationalsozialisten in Frankreich und der Sowjetunion, Heidelberg 2000, S. 268; das Datum des Schreibens ist von Heuss nicht überliefert.

⁵³ Zipfel auf der Besprechung der in den besetzten westlichen Gebieten tätigen Archivare am 18.4.1941 in Paris; zit. nach HEUSS, Kunst- und Kulturgutraub (wie Anm. 52), S. 269; vgl. FITSCHEN, Das rechtliche Schicksal (wie Anm. 51), S. 148f.

Longwy und Briey aus dem Ersten Weltkrieg⁵⁴. Da diese Akten bei einer deutschen Militärbehörde, im Ressort des Gouverneurs der Festung Metz, erwachsen und ein Zubehör der im Heeresarchiv Potsdam befindlichen Akten dieses Gouvernements seien, forderte sie der Chef der Heeresarchive, General der Artillerie Friedrich von Rabenau (1884–1945), im Winter 1942 für seine Bestände. Nach anfänglichen völkerrechtlichen Bedenken setzte sich die Archivschutzgruppe schließlich für das Anliegen der Heeresarchive ein.⁵⁵ Schnath machte sich nicht die Mühe, den Generaldirektor der französischen Archive um die Erlaubnis für eine Entwendung zu bitten; letzterer wurde nur darüber informiert⁵⁶. Er ließ alles von Büttner vor Ort erledigen. Gerade als sich Büttner am 8. Februar 1942 fertig machte, den Zug nach Paris zu nehmen, erreichte ihn ein Telegramm Schnaths: Büttner solle in Nancy bleiben und am nächsten Tag die Übernahme der Akten durch die Vertreter des Potsdamer Heeresarchivs beratend betreuen⁵⁷. Büttner rief umgehend Schnath an und bat um eine Anweisung des MBF an die Feldkommandantur in Nancy⁵⁸. Darauf besprach er mit dem Leiter der Verwaltungsgruppe in der Feldkommandantur und dem zuständigen Referenten die Durchführung des Abtransports.

Am Montagmorgen telegraphierte Schnath an die Verwaltungsgruppe der Feldkommandantur 591, daß dem »Ersuchen auf Auslieferung dieser Akten [...] zu entsprechen bezw. bei der französischen Verwaltung Geltung zu verschaffen« sei⁵⁹. Etwa zur gleichen Zeit traf der Vertreter des Beauftragten des Chefs der Heeresarchive mit Heereslastern in Nancy ein. Büttner, ein Offizier der Feldkommandantur und der Vertreter des Beauftragten des Chefs der Heeresarchive begaben sich auf die Präfektur, um den lokalen Vertreter des Generaldirektors der französischen Archive die Genehmigung zu entlocken. Man eröffnete dem Präfekten des Departements Meurthe-et-Moselle, Jean Schmidt (1894–1949),⁶⁰ daß die Akten der deutschen Hütten- und Bergwerksverwaltung aus den Jahren 1914–1918 deutscher Herkunft seien und auf Befehl des

⁵⁴ Wolfgang Hans STEIN, *Les archives militaires françaises sous l'occupation allemande, 1940–44. Spoliation d'archives et droit des gens*, in: Nicole SALAT, Martin BARROS (Hg.), *Plans de fortifications de l'espace germanique (1648–1870) ou les archives militaires retrouvées*, Vincennes 2001, S. 15–26, hier S. 23.

⁵⁵ *Ibid.*, S. 25f.

⁵⁶ AN, AJ⁴⁰ 571/7j: Schnath an Generaldirektor der französischen Archive, 7.2.1942.

⁵⁷ AN, AJ⁴⁰ 571/7j: Schnath, Telegramm an Büttner, 7.2.1942.

⁵⁸ AN, AJ⁴⁰ 571/7j: Vermerk über einen Anruf von Büttner, 8.2.1942, 12.20 Uhr.

⁵⁹ AN, AJ⁴⁰ 571/7j: Schnath, Telegramm an Feldkommandantur 591, 8.2.1942.

⁶⁰ Pierre BARRAL, *Un préfet régional sous l'occupation. Jean Schmidt (1940–1943)*, in: *Revue d'histoire de la Deuxième Guerre mondiale et des conflits contemporains* 36 (1986), Nr. 144, S. 61–78; DERS., *Trois préfets de Nancy face à l'invasion*, in: Maurice VAISSE (Hg.), *Les préfets, leur rôle, leur action dans le domaine de la Défense de 1800 à nos jours*, in: *Actes du colloque tenu au Château de Vincennes les 29 et 30 septembre 2000*, Bruxelles, Paris 2001, S. 115–21, hier S. 118–121; Jean-Pierre HARBULOT, *Le service du travail obligatoire. La Région de Nancy face aux exigences allemandes*, Nancy 2003.

Chefs der Heeresarchive nach Deutschland zurückgeschafft würden. Schmidt stellte sofort für den stellvertretenden Archivdirektor Robert Barbier eine Verfügung zur Auslieferung der Akten aus: »Monsieur Barbier est autorisé à délivrer à Monsieur le Capitaine Büttner les archives se référant au versement de l'administration militaire allemande de la grande guerre«⁶¹. Am Nachmittag fuhren Heereslaster vor dem Hôtel de la Monnaie vor und kurz nach vier Uhr hatten die Deutschen die Aktenpakete verladen. Der Vertreter des Beauftragten des Chefs der Heeresarchive bestätigte den Empfang und machte sich mit seinem Fang auf den Rückweg nach Deutschland⁶².

Büttner in dem genannten Fall eine persönliche Mitschuld zuzuweisen, ist heikel, will man ihm nicht vorwerfen, keine Anstalten gemacht zu haben, die Aktenentwendung zu verzögern oder gar zu hintertreiben. Er führte die Befehle seiner vorgesetzten Dienststelle akkurat aus. An sich lag eine Verfügung einer autorisierten französischen Stelle vor, die des Präfekten des Départements. Hatte also alles seine Richtigkeit? Wohl nicht ganz. Da das Gebiet von Longwy und Briey nie der Hoheit des deutschen Staates unterstand, im Ersten Weltkrieg nur vorübergehend vom deutschen Militär, das die Gebiete für die deutsche Kriegsproduktion ausbeutete, verwaltet wurde, holte sich die französische Archivverwaltung diese Dokumente nach dem Krieg zurück⁶³.

1943, nach Büttners Versetzung aus der Archivgruppe, setzte sich die radikalere Position durch. Im Archiv von Nancy sollte der Bestand der Herzöge von Lothringen aufgeteilt werden und der für die zu annektierenden Gebiete zutreffende Teil nach Metz geschafft werden⁶⁴. Karl Heinz Roth deutete den lothringisch-elsässischen Archivkomplex als deutsches Zwischendepot, in das unter der formellen Achtung der Haager Landkriegsordnung historisches Schriftgut innerhalb der völkerrechtlich gültigen französischen Staatsgrenzen eingelagert wurde, um nach dem deutschen Sieg die Archivalien mit der offiziellen Annexion der ostfranzösischen Départements endgültig einzukassieren⁶⁵.

⁶¹ ADMM, 3T101: Schmidt an Barbier, 9.2.1942.

⁶² AN, AJ⁴⁰ 571/7j: Büttner, handschriftlicher Aktenvermerk über den Abtransport der Akten der deutschen Verwaltung im besetzten Gebiet von Briey und Longwy 1914–1918 durch den Beauftragten des Chefs der Heeresarchive aus dem Départementsarchiv Nancy, 11.2.1942; vgl. ADMM, 3T101: Aktennotiz für den Archivar, 9.2.1942; Regierungssekretär Schneider (Vertreter des Beauftragten des Chefs der Heeresarchive), Empfangsbestätigung, 8.2.1942; BAB, R146/47: Zi[pfel], Punkte für Schnath (17.12.1941), S. 3; HEUSS, Kunst- und Kulturgutraub (wie Anm. 52), S. 266.

⁶³ ADMM, 3T101: Charles Samaran (Generaldirektion der französischen Archive) an Direktor der ADMM, 7.2.1947.

⁶⁴ BAB, R146/27, Bl. 196v: Maßnahmen in den besetzten und eingegliederten Gebieten, Mai 1943.

⁶⁵ ROTH, Eine höhere Form des Plünderns (wie Anm. 43), S. 86.

Pläne für die Gründung eines Deutschen Historischen Instituts in Paris

1940 stand den Deutschen Frankreich weit offen. Die Verwaltung des deutschen Militärbefehlshabers in Paris erkannte die vorteilhafte Lage und lud die deutsche Wissenschaft ein, unter der Protektion der Besatzungsmacht lang entbehnte Studien in Frankreich zu betreiben: »Der Umstand, daß ein großer Teil Frankreichs von deutschen Truppen besetzt ist, bietet unter Umständen die Möglichkeit, wissenschaftliche Arbeiten, deren Substrat sich in Frankreich befindet, leichter durchzuführen, als dies in Friedenszeiten möglich wäre«⁶⁶.

Die deutschen Wissenschaftler erinnerten sich nur zu gut an die mageren Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, als sie unter dem Bann der Staatengemeinschaft weitgehend von internationalen Konferenzen und von Studienreisen in andere Länder ausgeschlossen waren⁶⁷, und an die Schwierigkeiten, die man noch in den 1930er Jahren bei Forschungsreisen in Frankreich haben konnte⁶⁸. Das Angebot des MBF wurde von der deutschen Wissenschaft genutzt; an vielen deutschen Universitäten wurden Professoren aktiv, um unter dem Schutz der deutschen Waffen die jahrelang unterbundenen Forschungen in Frankreich durchzuführen.

Theodor Mayer brachte Anfang 1941 im Einvernehmen mit der deutschen Militärverwaltung in Frankreich das Projekt eines deutschen historischen Instituts in Paris auf. Die deutsche Geschichtswissenschaft hätte zur Aufgabe, so Mayer in einer Denkschrift, eine »der politischen Stellung entsprechende Führerfunktion im europäischen Raum« einzunehmen, das europäische Geschichtsbild zu formen und »die germanische Geschichte Europas und die Geschichte Europas im germanischen Sinn, d.h. bezogen auf die germanische

⁶⁶ AN, AJ⁴⁰ 567/14: KVR Dr. Dahnke (MBF-Abt. Verwaltung, Gruppe 4) an Reichserziehungsministerium, 31.10.1940; vgl. Dahnke an Herbert Scuria (Reichserziehungsministerium), 31.3.1941.

⁶⁷ Centre des Archives diplomatiques à Nantes (CADN), Unions internationales, 1^{er} versement/867: Ministère de la Guerre (MG) an Ministère des Affaires étrangères (MAE), 4.4.1922, MAE an MG, 8.4.1922; CADN, Unions internat., 1/872, Congrès international de Géodésie et de Géophysique 1924: Fontenay (Botschafter in Spanien) an Herriot (MAE), 9.10.1924; vgl. CADN, Unions internat., 1/866, Congrès d'Histoire de la Médecine, Faculté de Médecine Paris am 1.7.1921: MAE an verschiedene Botschaften, 29.4.1921; CADN, Ambassade à Berlin, B 468: P[ierre de] M[argerie] (Botschafter in Deutschland), Note sur la participation allemande aux Congrès scientifiques internationaux, 10.9.1925.

⁶⁸ Vgl. die Verhaftung des Bibliothekars Christian Hallier vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt a.M. in Straßburg Ende 1931; Archives de la Justice militaire in Le Blanc, Tribunal militaire de Metz, 123/2566 (14.2.1947), 1, Bl. 1: [Hallier] an Robert Ernst, 12.12.1931, Bl. 3a: Hans Hartmann, Erklärung, 13.12.1931.

Leistung zu erforschen und darzustellen«⁶⁹. Um hierfür die Mitarbeit der französischen Geschichtsschreibung zu gewinnen, wurde ein ständiger Gedankenaustausch mit den französischen Kollegen angestrebt. Der Leiter des Deutschen Instituts in Paris Karl Epting (1905–1979) kritisierte Mayers Plan, ein deutsches historisches Institut in Paris aufzubauen, als verfrüht, denn er wollte die Leitung der deutschen wissenschaftlichen Tätigkeiten in Paris nicht mit anderen Wissenschaftlern teilen:

Um die Einheit der deutschen wissenschaftlichen Arbeit in Frankreich zu erhalten und die Geschlossenheit ihres Auftretens vor der französischen Öffentlichkeit zu wahren, würde ich ein eigenes Historisches Institut für unangebracht und vielmehr für gegeben halten, sämtliche etwa zu gründenden Stellen unter der Leitung der Wissenschaftsabteilung des Deutschen Instituts zusammenzufassen⁷⁰.

Epting kam mit seiner Auffassung nicht durch. Werner Best (1903–1989), der mächtige Chef des Verwaltungsstabes beim MBF, setzte sich »mit Nachdruck« für die Pläne Mayers ein, und beabsichtigte, die wissenschaftliche Leitung des historischen Institut in die Hände eines berufenen deutschen Fachmannes zu legen⁷¹. Auf Grund der Einwände Eptings beanspruchte aber das Auswärtige Amt die Zuständigkeit für die Forschungsinstitute im Ausland und in den besetzten Gebieten⁷². Das Reichserziehungsministerium hingegen verlangte, daß durch eine solche Unterstellung unter das Deutsche Institut die wissenschaftliche und »arbeitsmäßige« Selbständigkeit der deutschen Wissenschaftler nicht beeinträchtigt würde⁷³.

Im Spätsommer 1941 mischte sich die Archivverwaltung in die Angelegenheit ein⁷⁴. Der Wiener Archivsektionschef im Ruhestand Oskar Freiherr von Mitis (1874–1955)⁷⁵ entwarf in einer Denkschrift ein großzügiges Programm für ein deutsches Geschichtsinstitut in Paris »als ein mit allen Hilfsmitteln reichlichst ausgestattetes wissenschaftliches Großunternehmen, als einen Sammelpunkt europäischen Geschichtsstudiums«. Träger des Instituts solle die Archivverwaltung werden. Zipfel griff diese Idee auf und schlug vor, das Institut sofort aus der Gruppe Archivwesen heraus aufzubauen⁷⁶. Schnath sah sich schon als künftigen Institutsleiter: »Es ist zu begrüßen, wenn auf diese

⁶⁹ Mayer, Denkschrift, 10.2.1941; zit. nach GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut (wie Anm. 12), S. 119.

⁷⁰ AN, AJ⁴⁰, 564/3: Karl Epting an AA, 12.3.1941; vgl. Dahnke an Scurla, 26.3.1941.

⁷¹ AN, AJ⁴⁰, 564/3: Dahnke an Scurla, 31.3.1941; vgl. GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut (wie Anm. 12), S. 115.

⁷² AN, AJ⁴⁰, 564/3: Scurla an Dahnke, 1.4.1941.

⁷³ AN, AJ⁴⁰, 564/3: Dahnke, Erledigungsvermerk, 21.4.1941.

⁷⁴ AN, AJ⁴⁰, 564/3: Dahnke an Gruppe V 13 beim MBF, 17.9.1941.

⁷⁵ LEESCH, Die deutschen Archivare, Bd. 2 (wie Anm. 7), S. 408f.

⁷⁶ HessHStA, 1150/23, Bl. 231r: Zipfel, Konferenz am 2./3.10.1941 in Marburg; vgl. BAB, R146/27, Bl. 59v; BAB, R146/47, Bl. 97–102: Abschrift der Denkschrift Mitis, 15.8.1941.

Weise über den Kriegseinsatz hinaus eine bleibende Wahrnehmung unserer Archivinteressen in Frankreich erreicht u[nd] für junge Fachgenossen die Möglichkeit eines lehrreichen Auslandskommandos geschaffen wird«. Büttner bezweifelte, daß die guten Beziehungen zur französischen Fachwelt, mit denen Schnath sich brüstete, überhaupt bestanden⁷⁷.

Im März 1942 schlug Mayer Büttner als wissenschaftlichen Geschäftsführer für den historischen Stützpunkt am Deutschen Institut in Paris vor⁷⁸:

Dr. Büttner ist wissenschaftlich ausgezeichnet qualifiziert und kennt durch seine mehr als 1½ jährige Tätigkeit bei der Archivkommission in Paris und in Nancy die französischen Verhältnisse so gut wie heute gewiss kein zweiter Historiker. Er spricht fließend französisch und hat auch persönliche Beziehungen zu einer Reihe von französischen Fachgelehrten⁷⁹.

Best war mit dieser Wahl einverstanden⁸⁰, wohl kaum aus ideologischen Gründen, möglicherweise nur um im Wettkampf mit Epting und dem Auswärtigen Amt einen gelehrten Trumpf aus dem Ärmel ziehen zu können. Aber das Vorhaben steckte fest, nicht nur weil sich das Reichserziehungsministerium und das Auswärtige Amt gegenseitig blockierten⁸¹. Ab Herbst 1942 ließ darüber hinaus bei Mayer das Interesse an dem Projekt nach. Denn nachdem im November 1942 die Wehrmacht in die unbesetzte Zone Frankreichs einmarschiert war, hielt er die Planungen für ein Deutsches Historisches Institut in Paris für obsolet; unter solchen politischen Voraussetzungen sei eine Zusammenarbeit mit den französischen Historikern unmöglich geworden⁸². Um bei ihren französischen Gesprächspartnern nicht als Okkupanten verschrien zu sein, vermieden Mayer und Büttner jetzt erst recht alle militärischen Attribute; Büttner machte seine Frankreichfahrten davon abhängig, ob sein Kompaniechef ihm erlaubte, in Zivil zu reisen: »In Uniform in P[aris] aufzutauchen, würde eine Belastung großen Ausmaßes sein«⁸³. Als am Ende des Krieges abzusehen war, daß sich ein deutsches historisches Institut in Paris nicht mehr auf der Überlegenheit der deutschen Waffen aufbauen lassen würde, wendete Mayer die Frustrationen der vergangenen drei Jahre ins Positive:

⁷⁷ StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 15: Büttner an Mayer, 31.10.1942; Büttner zitierte hier Schnath wörtlich.

⁷⁸ StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 8: Büttner an Mayer, 31.7.1942.

⁷⁹ Mayer an Epting, 5.3.1942; zit nach: GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut (wie Anm. 12), S. 125.

⁸⁰ BAB, R146/49, Bl. 122: [Zipfel] Besprechung mit Büttner in Luxemburg am 2.9.1943; GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut (wie Anm. 12), S. 116f., 125; vgl. StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 39: Mayer an Büttner, 8.10.1943.

⁸¹ StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 9 u. 19: Mayer an Büttner, 2.8. u. 17.12.1942.

⁸² StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 19, 30 u. 36: Mayer an Büttner, 17.12.1942, 1.6.1943 u. 31.8.1943. Dieser Aspekt wurde von GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut (wie Anm.), S. 117, kaum herausgearbeitet.

⁸³ StdAKn, NL Mayer, 26: Büttner an Mayer, 6.6.1943.

Die Pariser Institutsfrage möchte ich trotz allem nicht völlig aufgeben. Ich glaube immer es war gut, daß wir nicht während des Krieges angefangen haben und damit den Gedanken unnötig belastet haben. Nach dem Kriege wird eine gewisse Fühlungnahme mit der französischen Wissenschaft notwendig und wir wollen hoffen, auch möglich sein⁸⁴.

In jedem Fall war die Pariser Institutsfrage aufs erste desavouiert und durfte über ein Jahrzehnt lang nicht wieder gestellt werden.

Wehrdienst und Staatsarchiv Metz

Büttners wissenschaftliche Tätigkeit wurde im November 1942 von der Einberufung zur Wehrmacht unterbrochen⁸⁵. Bis zum Kriegsende war er Soldat. Dennoch wurde ihm vom Generaldirektor der preußischen Staatsarchive eine neue Archivarstelle zugewiesen. Zur Neubesetzung der Direktorenstellen im Staatsarchiv Metz einigten sich Zipfel und der Wissenschaftsreferent im Gau Westmark, Hermann Emrich (1901–1979), Ende 1942 auf Zipfels Kandidaten Büttner, der auch schon vom vorigen Direktor des lothringischen Staatsarchivs, Aloys Ruppel (1882–1977), namhaft gemacht worden war⁸⁶. Zipfel legte so großen Wert auf Büttner, daß er ihn später auch nicht für wenige Monate nach Paris freigeben wollte, als ein letztes Mal die hypothetische Frage nach der Leitung des historischen Instituts aufkommen sollte⁸⁷.

Mayer riet Büttner ebenfalls, das Metzger Angebot Zipfels anzunehmen, da die anderen Berufsaussichten, also die Hochschulkarriere Büttners, unsicher seien⁸⁸. Zipfel bereitete Büttner auf seinen künftigen Posten vor. Um ihn gegen mögliche Vereinnahmungsversuche durch den Chef der Zivilverwaltung in Lothringen und Gauleiter der Westmark zu immunisieren, schilderte er die Schwierigkeiten, die Büttners Vorgänger Ruppel mit der Gauverwaltung gehabt hatte, und ermahnte ihn, unbedingt die »Gefolgschaftstreue gegenüber dem Generaldirektor der Staatsarchive« zu wahren⁸⁹. Auf Grund seiner Wehrdienstpflicht konnte Büttner nur für wenige Tage im Jahr ins Staatsarchiv

⁸⁴ StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 62: Mayer an Büttner, 28.10.1944, vgl. Bl. 69, 8.12.1944; HEINZEL, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 2), S. 57f.

⁸⁵ ADM, 1W204, Akte »A-H 1«: Personal des Staatsarchivs.

⁸⁶ ADM, 1W205, Akte Ruppel: Ruppel an [Emrich], 6.7.1942, S. 6f.; vgl. StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 18: Büttner an Mayer, 13.12.1942.

⁸⁷ StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 39: Mayer an Büttner, 8.10.1943; vgl. GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut (wie Anm. 12), S. 118.

⁸⁸ StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 19: Mayer an Büttner, 17.12.1942.

⁸⁹ BAB, R146/49, Bl. 286: [Zipfel] Besprechung mit Büttner in Luxemburg am 14.12.1942.

kommen⁹⁰, dennoch wurde er 1944 von Zipfel gegen Bedenken der Gauleitung Westmark vorzeitig zum Oberarchivrat ernannt⁹¹. Das Metzger Archiv wurde vom kommissarischen Leiter Eugen Ewig mit äußerst geringem Personal geleitet⁹².

Kriegsende und Nachkriegszeit

Als die Kriegslage für die deutschen Städte 1944 bedrohlich wurde, schickte Büttner seine Frau Marguerite Büttner-Jacot in ihre Schweizer Heimat, wo im selben Jahr Büttners Tochter zur Welt kam⁹³. Den schnellen Vormarsch der Amerikaner im September 1944 erlebte er in Verdun und räumte mit der Wehrmacht die Stadt⁹⁴. Büttner geriet in Kriegsgefangenschaft, aus der er im August 1945 zurückkehrte.

Schon 1946 wurde er von den französischen Besatzungsbehörden auf eine außerplanmäßige Professur an der neuerrichteten Universität Mainz zugelassen. Büttner hatte es endlich geschafft, nicht zuletzt weil ihn die Nationalsozialisten so lange aufs Abstellgleis geschoben hatten⁹⁵. Nach dem Krieg begann in Deutschland die Zeit der wechselseitigen Atteste politischer Unbescholtenheit. Unter anderem schrieb Mayer Büttner ein Gutachten⁹⁶ und Büttner erklärte sich bereit, in Mayers Spruchkammerverfahren als Entlastungszeuge aufzutreten⁹⁷. Büttners Berufung nach Mainz ermunterte jetzt viele Kollegen, sich an den durch alliierte Protektion Arrivierten zu wenden, um von ihm ein Leumundszeugnis zu erbitten. Einer, der eine positive Beurteilung seiner nationalsozialistischen Vergangenheit dringend nötig hatte, war Zipfel. Dieser rief Büttner ins Gedächtnis, wie er sich für ihn eingesetzt, ihn trotz einiger Widerstände der Partei in den Archivdienst übernommen und sogar be-

⁹⁰ BADH, ZA V/55, Bl. 377av: Vorschlag zur Ernennung zum Oberarchivrat, 12.9.1944; ADM, 1W205, Akte Büttner: Ewig an [Emrich], 7.5. u. 6.7.1943, Emrich an Ewig, 7.7.1943; vgl. StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 21 u. 28: Büttner an Mayer, 8.1. u. 18.4.1943.

⁹¹ UB Basel, NL 312, E 3: Zipfel an Büttner, 23.9.1944; vgl. UB Basel, NL 312, E 6, Bl. 13: Zipfel an Büttner, 26.6.1947; StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 58: Büttner an Mayer, 7.10.1944

⁹² StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 23, 29 u. 58: Büttner an Mayer, 6.3., 23.5.1943 u. 7.10.1944; vgl. Jean COLNAT, Guide des Archives de la Moselle, Metz 1971, S. 45.

⁹³ UB Basel, NL 312, E 9, Bl. 16: Hübinger an Büttner, 15.3.1944.

⁹⁴ StdAKn, NL Mayer, 26 [Bl. 56]: Büttner an Mayer, 8.9.1944.

⁹⁵ Vgl. Anne Christine NAGEL, Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970, Göttingen 2005, S. 33.

⁹⁶ UB Basel, NL 312, E 4: Mayer, Eidesstattliche Erklärung, 27.3.1947.

⁹⁷ StdAKn, NL Mayer, 26, Bl. 102: Büttner an Mayer, 6.7.1947, vgl. Bl. 101: Mayer an Büttner, 26.6.1947. Ich danke Reto Heinzel für den Hinweis auf diese Schreiben.

fördert habe. Ferner behauptete Zipfel, daß auf seine Anweisung hin in Frankreich immer korrekt gearbeitet worden sei. Im alten Kasernenton befahl er abschließend: »Ich erwarte daher von Ihnen, daß Sie für mich eintreten u[nd] ev[entuelle] unrichtige Ansichten über meine Amtsführung berichtigen«⁹⁸. Büttner war seinem alten Chef gegenüber nicht undankbar und schrieb ins Leumundszeugnis, wie Zipfel ihn 1939 vor der Arbeitslosigkeit gerettet habe, als ihm die Hochschulkarriere versagt war. Aber eines korrekten Verhaltens Zipfels in den französischen Archivangelegenheiten konnte sich Büttner denn doch nicht entsinnen⁹⁹.

Als er 1949 nach Marburg gerufen wurde, hatte er endlich Aussicht auf eine Hochschulkarriere. 1962 wechselte er nach Köln, wo er seither lehrte. Heinrich Büttner starb am 15. Oktober 1970 in Bad Godesberg. Anne Christine Nagel hat in ihrem Artikel über die Nachrufe als Quelle darauf hingewiesen, daß Büttner mehr Nekrologe geschrieben wurden, als irgendeinem anderen deutschen Historiker. Es ist wohl so, daß Büttners ruhige und oft beständige lebenswürdige Art von seinen Kollegen besonders geschätzt wurde¹⁰⁰.

Fazit

Für Heinrich Büttner gestaltete sich im Nationalsozialismus der akademische Aufstieg sehr schwierig. Der Grund hierfür ist in seinem katholischen Bekenntnis zu suchen. Sein Engagement in den katholischen Schüler- und Studentenvereinigungen war den nationalsozialistischen Machthabern nicht verborgen geblieben. Noch schwerer wog, daß Büttner sich sträubte, mehr als nur formelle äußerliche Zugeständnisse an den Nationalsozialismus zu machen. Inhaltlich weigerte er sich, auch nur geringste Mengen an nationalsozialistischer Phraseologie zu übernehmen. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten finden wir nicht einmal Spuren der politischen Ideologie aus den Jahren der faschistischen Diktatur. Daher blieb seine Beschäftigungslage lange Zeit prekär; er mußte sich mit zeitlich befristeten Projekten zufrieden geben. Erst 1939 fand er dank der Hilfe von Generaldirektor Ernst Zipfel die Sicherheit einer Beamtenstelle im preußischen Archivdienst.

Während des Zweiten Weltkriegs stand Büttner – wie fast alle seiner eingangs vorgestellten Kollegen – im deutschen Archivdienst in Frankreich und mußte sich den Anweisungen seiner Vorgesetzten, namentlich Georg Schnaths und Ernst Zipfels, beugen. Das band ihn in ein breit angelegtes Beutesystem

⁹⁸ UB Basel, NL 312, E 6, Bl. 13: Zipfel an Büttner, 26.6.1947.

⁹⁹ UB Basel, NL 312, E 4: Büttner, Eidesstattliche Erklärung, 2.9.1947.

¹⁰⁰ NAGEL, Wenn aus Erinnerung Geschichte wird (wie Anm. 6), S. 206.

ein, mit dem die deutsche Archiverwaltung Dokumente aus den französischen Archiven und Bibliotheken rauben wollte. Aber selbst bei der Entwendung der Archivalien aus dem Departementsarchiv in Nancy ging Büttner so einwandfrei vor, wie er nur konnte, und bezog den Präfekten in die Aktenauslieferung ein. Gleichzeitig versuchte Theodor Mayer ihm einen Posten in Paris als Leiter eines neu zu gründenden deutschen historischen Instituts zu verschaffen. Doch zum einen das Kompetenzgerangel verschiedener deutscher Ämter, zum anderen das steigende Mißbehagen Mayers nach der Besetzung von Vichy-Frankreich durch die Wehrmacht ließen die Institutspläne im Sande verlaufen.

Büttners Rolle im deutsch-französischen Verhältnis der 1930er bis 1940er Jahre ist diffizil einzuschätzen. Deutlich weniger als sein Lehrer Theodor Mayer war er politisch aktiv; er enthielt sich, außer in der privaten Mitteilung, jeglicher politischer Stellungnahme. Und dennoch zog Paul Egon Hübinger 1958 seinen Freund Büttner nicht zur Gründung des Deutschen Historischen Instituts Paris heran¹⁰¹. Abgesehen davon, daß Büttner Mitglied in der SA und in der NSDAP gewesen war, wurde er von den französischen Historikern zu eng mit Theodor Mayer in Verbindung gebracht und mit dessen Versuchen, während des Krieges unter dem Schutz der repressiven deutschen Militärverwaltung in Frankreich ein historisches Institut durchzukämpfen. Eugen Ewig, der Gründungsdirektor der Deutschen Historischen Forschungsstelle in Paris, war indessen nicht in dieser Weise vorbelastet; er hatte in Frankreich einen so guten Leumund, daß er sich noch in den letzten Kriegsmonaten im von den alliierten Streitkräften befreiten Lothringen bewegen konnte und schon im Januar 1946 an der Universität Nancy lehren durfte¹⁰².

¹⁰¹ Vgl. den Beitrag von Ulrich Pfeil in diesem Band; NAGEL, *Im Schatten des Dritten Reichs* (wie Anm. 95), S. 50, überschätzt die Rolle Büttners in den Nachkriegsplanungen zum DHIP.

¹⁰² PFEIL, Ewig (wie Anm. 1), S. 535, 541.



Eugen Ewig

ULRICH PFEIL

EUGEN EWIG

»Créer un ordre transnational«

Von einem Mittler zwischen Deutschland und Frankreich

Eugen Ewig (1913–2006), ehemaliger Direktor und Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Historischen Instituts Paris*, gehört nach Meinung seines Schülers und heutigen Präsidenten der Monumenta Germaniae Historica (MGH), Rudolf Schieffer, im Bereich der frühmittelalterlichen Geschichte zu denjenigen, die das »neue Bild entscheidend mitgestaltet [haben], das sich seit 1945 durchgesetzt hat und die gemeinsamen Wurzeln der europäischen Völker in den Vordergrund treten läßt«¹. Ewig wäre jedoch nicht der einzige, so zeigen neuere Forschungen zum Verhalten deutscher Historiker in der Nachkriegszeit², der die europäische Zusammenarbeit nach 1945 neu entdeckte und auch zur Grundlage seines wissenschaftlichen Arbeitens machte. Nicht wenige hatten dabei im Konkurrenzkampf um neue Ressourcen eine kapitale Kehrtwendung vollzogen, nachdem sie sich in den vorangegangenen Jahren z.T. dem historiographischen Grenz- und Abwehrkampf verschrieben hatten³. So wird auch für Ewig neben dem prägenden soziokulturellen Kontext

* Dieser Beitrag ist eine erweiterte Fassung von: Ulrich PFEIL, Eugen Ewig. Ein rheinisch-katholischer Historiker zwischen Deutschland und Frankreich, in: François BEILECKE, Katja MARMETSCHKE (Hg.), *Der Intellektuelle und der Mandarin*. Für Hans Manfred Bock, Kassel 2005, S. 527–552. Die persönlichen Papiere von Eugen Ewig, die seine Familie dem DHIP freundlicherweise nach seinem Tod (1.3.2006) zur Verfügung stellte, ließen es berechtigt erscheinen, die neuen Kenntnisse dem interessierten Leser zugänglich zu machen. Ich danke Eugen Ewig für die Bereitschaft, mich noch am 14.1.2005 zu einem Gespräch empfangen zu haben; vgl. auch: *In Memoriam Eugen Ewig* (18.05.1913–01.03.2006). Reden bei der Akademischen Gedenkfeier am 1. Dezember 2006 im Festsaal der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn (Alma Mater 101), Bonn 2007.

¹ Rudolf SCHIEFFER (Hg.), *Beiträge zur Geschichte des Regnum Francorum: Referate beim wissenschaftlichen Colloquium zum 75. Geburtstag von Eugen Ewig am 28. Mai 1988*, Sigmaringen 1990, S. 5.

² Vgl. Sebastian CONRAD, *Geographie und soziale Struktur. Die Frage nach dem Kern der Nation in Japan und der Bundesrepublik nach 1945*, in: DERS., Christoph CONRAD (Hg.), *Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich*, Göttingen 2002, S. 112–136.

³ Vgl. Peter SCHÖTTLER, *Von der rheinischen Landesgeschichte zur nazistischen Volksge-
schichte oder Die »unüberhörbare Stimme des Blutes«*, in: Winfried SCHULZE, Otto Gerhard
OEXLE (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. 1999, S. 89–113.

herauszuarbeiten sein, welches Wissenschaftsverständnis seiner Arbeit als Historiker vor dem Hintergrund sich wandelnder politischer Herausforderungen zugrunde lag. Auszugehen ist dabei von der These, daß Geschichtsschreibung in ihrem sozialen Raum immer auch von wissenschaftsfernen Aspekten beeinflusst wird⁴. Neben gesellschaftlichen, lebensweltlichen und materiellen Determinanten versprechen gerade wissenschaftssoziologische Fragestellungen neue Erkenntnisse, wenn wir dem spezifischen Wirkungszusammenhang von Wissenschaft und Politik auf die Spur kommen wollen⁵.

Die Kontinuitäten und Brüche über die verschiedenen politischen Systeme hinweg sind im Lebensweg von Eugen Ewig neben seinem Wirken als Historiker gerade nach 1945 auch von einem Handeln als Mittler zwischen Deutschland und Frankreich bzw. den Geschichtswissenschaften beider Länder geprägt gewesen. Beide Tätigkeiten lassen sich jedoch weder in Theorie noch in Praxis voneinander trennen, bildeten die in der oben zitierten Eloge erwähnten wissenschaftlichen Leistungen doch erst das kulturelle Kapital, das zu den typischen Wesensbedingungen von Mittlern gehört und sie soziologisch in die Nähe von Intellektuellen bringen. Nach Hans Manfred Bock kommt dabei Mittlern die Aufgabe zu, »den Mitbürgern des eigenen Landes die besonderen Denk- und Sichtweisen des Nachbarlandes zu erklären und dort Verständnis für sein Herkunftsland zu wecken«⁶. In ihrer transnationalen Schrittmacherrolle zeichnen sich diese nationalkulturellen Übersetzungsarbeiter durch die Fähigkeit zu übernationalem Denken, Fühlen und Handeln aus, die sie unterhalb der offiziell-staatlichen Handlungsebene zum Einsatz bringen. Durch eine »Politik der kleinen Schritte« arbeiten diese zivilgesellschaftlichen Akteure in ihrem Wirkungsfeld »auf eine dauerhafte und gesellschaftlich verankerte Verständigung und Annäherung zwischen zwei Völkern« hin, wie Katja Marmetschke schreibt⁷. Welchen Beitrag Eugen Ewig während seiner akademischen Karriere für die deutsch-französische Annäherung nach 1945 und damit für politische Zwecke leistete, soll im Mittelpunkt dieses Beitrages stehen, der darüber hinaus nach den Konstituierungs- und Wirkungsbedingungen einer von der Forschung bislang wenig beachteten Mittlerperson fragen will⁸.

⁴ Vgl. Lutz RAPHAEL, Diskurse, Lebenswelten und Felder. Implizite Vorannahmen über das soziale Handeln von Kulturproduzenten im 19. und 20. Jahrhundert, in: Wolfgang HARDTWIG u.a. (Hg.), Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996, S. 165–181.

⁵ Vgl. Georg G. IGGERS, Probleme einer Geschichte der deutschen Geschichtsschreibung, in: Jan M. BROEKMAN, Jan KNOPF (Hg.), Konkrete Reflexion. FS Hermann Wein, Den Haag 1975, S. 135–154.

⁶ Hans Manfred BOCK, Vom Beruf des kulturellen Übersetzens zwischen Deutschland und Frankreich, oder Versagen die Mittler?, in: Lendemains 22 (1997) 86/87, S. 8–19, hier S. 9.

⁷ Katja MARMETSCHKE, Mittlerpersönlichkeiten. Neuere biographische Arbeiten zur Mittlerfunktion zwischen Frankreich und Deutschland, in: Lendemains 25 (2000) 98/99, S. 239–257, hier S. 239.

⁸ Vgl. zu Eugen Ewig als Mediävist den Beitrag von Reinhold Kaiser in diesem Band.

Intellektuelle und akademische Prägungen eines jungen Mediävisten

Der am 18. Mai 1913 in Bonn geborene und in einem katholischen Elternhaus aufgewachsene Eugen Ewig erwarb im Jahre 1931 seine Hochschulreife am humanistischen Beethoven-Gymnasium seiner Geburtsstadt. Er schrieb sich daraufhin an der Alma mater seiner Heimatstadt ein und begann in bewegter Zeit sein Studium der Fächer Geschichte, Deutsch und Französisch⁹. Letzteres Fach war anfangs keine Herzensangelegenheit des jungen Studenten; das sollte sich jedoch ändern, als er 1932 nach einem Ferienkurs in Dijon nach Paris kam und von einem »coup de foudre« ereilt wurde: »Mein von der Jugendbewegung geprägtes Weltbild wurde zwar nicht ganz verdrängt, aber erheblich korrigiert und relativiert durch das Erlebnis der französischen Metropole«¹⁰. Zurück in Bonn wurde er Zeuge, wie seine Universität von nationalsozialistischen Ideen heimgesucht wurde, die jedoch unter den Studenten weit mehr Anklang fanden als unter den Hochschullehrern. Schon 1932 warnte sein Lehrer Ernst Robert Curtius (1886–1956) in »Deutscher Geist in Gefahr« vor dem »vulgären Zerrbild« des Nationalsozialismus¹¹. Während der große Bonner Romanist aber nach 1933 trotz aller Kritik in der NS-Presse von den verschiedenen »Säuberungswellen« verschont blieb, mußte Ewig mit ansehen, wie sein ehemaliger Französischlehrer Hermann Platz (1880–1945), dem Curtius 1924 eine Honorarprofessur verschafft hatte, aus dem Amt gedrängt wurde¹². Das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung entzog ihm am 7. März 1935 den Lehrauftrag an der Universität Bonn, weil er – wie die Gauleitung Köln der NSDAP urteilte – zu den »typischsten Vertretern des Novembersystems« zähle und sich durch eine frankophile Grundhaltung auszeichne¹³.

Für Ewigs geschichtswissenschaftlichen Lehrer Wilhelm Levison (1876–1947) wurde der Rassenwahn der Nationalsozialisten schnell zu einer lebensgefährlichen Bedrohung. Zwar erfreute sich dieser renommierte Experte des frühen Mittelalters jüdischen Glaubens noch im Sommersemester 1933 unge-

⁹ Vgl. Ruth BARON, Professor Dr. Eugen Ewig, in: Staats-Zeitung 14 (1963) 52, S. 5.

¹⁰ Text der aus Anlaß seines 90. Geburtstags von Eugen Ewig in Bonn auf der Akademischen Festveranstaltung in Bonn gehaltenen Rede, 30.5.2003 (Privatpapiere Paravicini).

¹¹ Vgl. Hans Manfred BOCK, Die Politik des »Unpolitischen«. Zu Ernst Robert Curtius' Ort im politisch-intellektuellen Leben der Weimarer Republik, in: Lendemains 15 (1990) 59, S. 16–62.

¹² Vgl. Hans Manfred BOCK, Les intellectuels allemands à la recherche de l'Europe et d'une »Allemagne européenne« de 1945 à 1949, in: Andrée BACHOUD u.a. (Hg.), Les Intellectuels et l'Europe de 1945 à nos jours, Paris 2000, S. 91–102, hier S. 93.

¹³ Zitiert nach Winfried BECKER, Wegbereiter eines abendländischen Europa: Der Bonner Romanist Hermann Platz (1880–1945), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 70 (2006), S. 236–260, hier S. 253.

brochener studentischer Zuhörerschaft¹⁴ und der Solidarität seiner Kollegen, doch traf auch ihn schließlich der Bann der akademischen Ausgrenzung. Im Jahre 1935 wurde er im Alter von 59 Jahren trotz seiner »überzeugt nationalen Gesinnung« und gegen den Widerstand der Bonner Fakultät in den Ruhestand versetzt¹⁵. Im folgenden Jahr, als die Wehrmacht in das entmilitarisierte Rheinland einmarschierte, promovierte Ewig bei Max Braubach, der auf einem Lehrstuhl saß, der seit einer Kabinettsordre von 1853 einem Katholiken zustand. Das Hauptgutachten der Dissertation stammte aber »selbstverständlich aus Levisons Feder«¹⁶, wie sich Ewig aus Anlaß des 60. Geburtstages von Braubach erinnerte: »Als mein Lehrer haben Sie meinen Studiengang kaum weniger geleitet als W. Levison, für den Sie ja auch bei meiner Dissertation einsprangen«¹⁷. Ewig wie u.a. auch die Levison-Schüler Paul Egon Hübinger und Theodor Schieffer hielten in diesen Jahren den privaten Kontakt zu ihrem akademischen Lehrer, dem sie das 1935 erschienene Werk des später im Krieg umgekommenen Carl Erdmann »Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens« »dedizierten«¹⁸. Es war daher Ausdruck für die Wertschätzung, die Ewig seinem Lehrer entgegenbrachte, daß er bei den Planungen für die Gründung einer deutschen-historischen Forschungsstelle in Paris in den 1950er Jahren kurzzeitig mit dem Gedanken spielte, diese Institution »Centre Wilhelm Levison« zu nennen¹⁹.

Nach der Promotion gelang es Ewig noch einmal, für drei Monate nach Paris zu fahren, wie er sich 2003 erinnerte: »Es ist heute schwer vorstellbar, was dieser Ausstieg aus dem Gefängnis Deutschland bedeutete«²⁰. Im Januar 1938 legte Eugen Ewig das Staatsexamen ab²¹, doch verspürte er aufgrund der politischen Verhältnisse nicht den Drang, nun auch den Weg als Lehrer in die Schule zu gehen. Kurzzeitig konnte er sich als Nachfolger seines Studien-

¹⁴ Vgl. Max BRAUBACH, *Kleine Geschichte der Universität Bonn 1818–1968*, Bonn 1967, S. 45; Dietrich HÖROLDT (Hg.), *Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt 1794–1989*, Bd. 4, Bonn 1989, S. 526.

¹⁵ Verschleppung und Ermordung kam er zuvor, weil er gemeinsam mit seiner Frau im April 1939 in die britische Universitätsstadt Durham emigrierte; vgl. Jürgen PETERSOHN, *Deutschsprachige Mediävistik in der Emigration. Wirkungen und Folgen des Aderlasses der NS-Zeit (Geschichtswissenschaft – Rechtsgeschichte – Humanismusforschung)*, in: *HZ* 277 (2003) 1, S. 1–60.

¹⁶ Karl Ferdinand WERNER, *Zum Geleit*, in: Eugen EWIG, *Spätantikes und Fränkisches Gallien. Gesammelte Schriften (1952–1973)*, hg. von Hartmut AT SMA, I. Band, München 1976, S. IX–XII.

¹⁷ Eugen Ewig an Max Braubach, 11.4.1959; UA Bonn, NL Braubach, Bd. 199.

¹⁸ Vgl. Wilhelm Levison an Paul Egon Hübinger, 14.5.1945; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 77.

¹⁹ Eugen Ewig an Max Braubach, 6.9.1957; UA Bonn, NL Max Braubach, Bd. 156.

²⁰ Text der am 30. Mai 2003 in Bonn auf der Akademischen Festveranstaltung in Bonn gehaltenen Rede; Privatpapiere Werner Paravicini.

²¹ Vgl. Zeugnis über die Wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen, 21.1.1938; Privatpapiere Eugen Ewig.

freundes Paul Egon Hübinger als Bücherwart am Historischen Seminar der Universität Bonn verdingen, doch dies war nur ein Notbehelf. Bei der Entscheidungsfindung über seinen zukünftigen Weg spielten weniger wissenschaftliche als vielmehr politische Kriterien eine wichtige Rolle. Wissenschaft im »Dritten Reich« sah sich allgemein dem Druck ausgesetzt, die NS-Weltanschauung als Grundlage ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit zu übernehmen. Gleichzeitig wurden vor allem Nachwuchswissenschaftler bei Stellenbesetzungen politisch überprüft, was überdurchschnittlich viele Vertreter des akademischen Nachwuchses zu politischen Zugeständnissen veranlaßte, um die Aufstiegschancen zu wahren und das Ordinariat als Krönung einer jeden wissenschaftlichen Karriere doch noch zu erreichen²².

Jungen katholischen Historikern wie Ewig stand dieser Weg jedoch nicht offen. Nachdem sich Heinrich Büttner (1908–1970) bereits 1931 entschlossen hatte, am Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in Berlin-Dahlem den dreisemestrigen Ausbildungsgang für den Archivdienst zu durchlaufen, folgten u.a. Paul Egon Hübinger (1911–1987) und Theodor Schieffer (1910–1992) im Jahre 1937. Hübingers Entscheidung veranlaßte schließlich auch Ewig dazu, sich am Dahlemer Institut einzuschreiben. Dem Anpassungsdruck entgingen sie jedoch auch dort nicht, denn die Archivarausbildung sollte in die Verbeamtung münden, die durch einen Parteieintritt spürbar beschleunigt werden konnte. Nachdem Büttner bereits am 1. Juli 1933 der SA beigetreten war²³, beugten sich auch Theodor Schieffer²⁴ und Stephan Skalweit (1914–2003)²⁵. Hübinger gelang es, sich diesem Schritt

²² Michael GRÜTTNER, Wissenschaft, in: Wolfgang BENZ u.a. (Hg.), Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 1997, S. 135–153, hier S. 144.

²³ Nachdem die Mitgliedersperre der NSDAP am 1.5.1937 vorübergehend aufgehoben worden war, beantragte Büttner am 20.5. die NSDAP-Mitgliedschaft und wurde rückwirkend zum 1.5. mit der Mitgliedsnummer 4 715 393 aufgenommen; BArchB, R3 (ehem. BDC) NSDAP-Gaukartei, Büttner, Heinrich.

²⁴ Er hatte seine Aufnahme am 4.10.1939 beantragt und war mit Wirkung vom 1.12.1939 Mitglied der NSDAP geworden (Mitgliedsnummer: 7 280 318); BArchB (ehem. BDC) NSDAP-Gaukartei, Schieffer, Theodor.

²⁵ Vgl. den Beitrag von Matthias PAPE in diesem Band. Anhaltspunkte finden sich bei: Stephan Skalweit an Paul Egon Hübinger, 23.11.1945; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1; vgl. auch den »Persilschein« von Hübinger für Skalweit vom 23.2.1946, *ibid.*, Bd. 2: »Als Student war Dr. Skalweit zum Eintritt in die SA gezwungen worden. Er suchte sich dem Dienst nach Möglichkeit zu entziehen. Als Mitglied der SA wurde er im September 1938 automatisch in die Partei überführt, ohne jemals einen Aufnahmeantrag gestellt zu haben. Er hat niemals irgendeine Aktivität in der Partei entfaltet. So konnte er trotz dieser formalen Zugehörigkeit niemals als Nazi gelten. Wenn dies anders gewesen wäre, würde auch eine freundschaftliche Beziehung mit ihm völlig unmöglich gewesen sein. Ich habe mich während der 12 Jahre der Naziherrschaft mit Erfolg der Eingliederung in die SA oder die Partei widersetzen können und stand stets in schärfster Opposition zum Nationalsozialismus und seinen Organisationen. Es war in dieser Zeit für bewußte Gegner des Naziregimes unmöglich, mit anderen als absolut zuverlässigen Gesinnungsgenossen engere per-

zu entziehen. Ewig wurde während der Ausbildung aufgefordert, umgehend die Aufnahmepapiere zu unterschreiben, was er auch tat, doch hatte er das Glück, daß diese Entscheidung folgenlos blieb²⁶.

Das anschließende Referendariat führte Ewig an das Staatsarchiv Breslau (1940/41)²⁷, wo der bekennende Rheinländer jedoch nicht heimisch wurde, so daß er sich an den im Archivschutz in Luxemburg tätigen Oberarchivrat a.D. Wilhelm Kisky, ein ehemaliges Mitglied der Zentrumsparterie, wandte. Dieser konnte ihm am 20. Januar 1941 mitteilen, daß Aloys Ruppel, Direktor des Staatsarchivs in Metz²⁸, eine Hilfskraft brauchen könnte, so daß Kisky Ewig aufforderte, die nötigen Bewerbungsunterlagen nach Metz zu schicken²⁹. Bereits Anfang 1941 hatte sich Ernst Zipfel (1891–1966), Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, bereit erklärt, Ewig nach Metz abzuordnen, so daß Ruppel einen entsprechenden Antrag beim Chef der Zivilverwaltung in Lothringen stellte³⁰. Da Ewig – seit 31. März 1941 Staatsarchivassessor³¹ – jedoch zum 1. April als Soldat zur Wehrmacht eingezogen wurde, bedurfte es einer UK-Stellung, um die Versetzung ins Metzger Archiv zu ermöglichen³². Ein Herzfehler befreite ihn schließlich vom Militärdienst, so daß sich Ewig Ende Mai 1941 auf den Weg nach Lothringen machen konnte³³. Dort wurde er Stellvertreter von Ruppel³⁴, »den die Lothringer als Allemands d'avant qua-

sönliche Beziehungen zu unterhalten, weil die durch solche Beziehungen ausgelösten Gespräche andernfalls sofort zur Verhaftung geführt hätten«.

²⁶ Diesen Vorgang berichtete mir Eugen Ewig in einem Interview am 13.1.2005. In den Beständen des ehemaligen Berlin Document Centers befinden sich keine Hinweise auf eine Mitgliedschaft von Ewig.

²⁷ Vgl. Preußisches Geheimes Staatsarchiv an Eugen Ewig, 4.7.1940; Privatpapiere Eugen Ewig.

²⁸ Ruppel arbeitete von 1911 bis 1913 als Assistent am Bezirksarchiv Lothringen in Metz, dessen letzter kaiserlicher Direktor er zwischen 1914 und 1918 gewesen war. Seine ersten Kontakte zu Robert Schuman rühren noch aus dieser Zeit. Beide duzten sich, wie aus dem Glückwunschschreiben von Ruppel hervorgeht, das er Schuman anlässlich der Verleihung des Karlspreises im Jahre 1958 übersandte. Im gleichen Jahr war Ruppel auf Betreiben von Schuman vom französischen Staatspräsidenten René Coty das Kreuz der französischen Ehrenlegion verliehen worden, das ihm der französische Generalkonsul in Mainz angeheftet hatte; Aloys Ruppel an Robert Schuman, 21.12.1957; ARS, RS 29.

²⁹ Wilhelm Kisky an Eugen Ewig, 20.1.1941; Privatpapiere Eugen Ewig.

³⁰ Aloys Ruppel an Eugen Ewig, 13.3.1941; *ibid.*

³¹ Ernst Zipfel an den Direktor der Staatsarchivs Breslau, 1.4.1941; *ibid.*

³² Aloys Ruppel an Eugen Ewig, 7.5.1941; *ibid.*

³³ Vgl. Durchlaßschein Nr. 156, ausgestellt am 22.5.1941 in Breslau; vgl. allgemein: Wolfgang FREUND, Volk, Reich und Westgrenze. Deutschtumswissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annektierten Lothringen 1925–1945, Saarbrücken 2006, S. 373f.

³⁴ Im Auftrag des Reichsstatthalters für die Westmark und Chef der Zivilverwaltung in Lothringen sollte Ruppel im September 1942 nach Paris reisen, um die »Feststellung des Umfangs des für die Rückgabe an das Metzger Staatsarchiv vorgesehenen Lothringischen

torze (1914) bezeichneten«³⁵. Ihm war es gelungen, »der Gestapo die Autographensammlung des Abgeordneten Robert Schuman [zu entlocken], der im September 1940 von der Gestapo verhaftet worden war«, und sie ins Staatsarchiv zu überführen. Infolge von »Reibungen mit der Zivilverwaltung in Lothringen«³⁶ bzw. weil er von der nationalsozialistischen Politik in Lothringen »angewidert« war, kehrte Ruppel im November 1942 nach Mainz zurück³⁷. Zu seinem Nachfolger wurde Heinrich Büttner am 1. August 1943 ernannt, der dieses Amt aber nie wirklich antrat, weil er zur Wehrmacht eingezogen wurde³⁸, so daß Ewig die kommissarische Leitung übernahm³⁹.

In diese Zeit fielen Aktivitäten der Gauleitung Westmark, welche sich näher mit der romanisch-germanischen Sprachgrenze in Lothringen beschäftigten, wie Wolfgang Freund jetzt in seiner wichtigen und sorgfältig aus den Quellen erarbeiteten Studie aufzeigen konnte. Sie verdächtigte Ludwig XIV., »durch die Ansiedlung von Romanen das Deutschtum an der Sprachgrenze bewußt völkisch unterminiert zu haben«⁴⁰. Daher sollten nun gegenüber den Lothringern historische Ansprüche des deutschen Volkes auf die Moselle bewiesen werden. Damit schlug die »Stunde der Experten«, zu denen auch Eugen Ewig gehörte, der sich nunmehr zwischen dem wissenschaftlichen Ideal der akademischen Selbstbehauptung und dem totalitären Anspruch des NS-Regimes befand, Wissenschaft nach ihrem Nutzen für die »Volksgemeinschaft« zu beurteilen.

Im Staatsarchiv Nancy stieß Ewig auf die Landbeschreibung des Herzogtums Lothringen von Jahre 1585/86 und machte sich im Sommer 1943 an ihre Auswertung. Zwar konnte er nachweisen, daß sich Frankreich seit etwa 1663

Archivgutes aus den Archiven in Paris und Nancy« durchzuführen; AA an die deutsche Botschaft Paris, 18.9.1942; PA/AA, Botschaft Paris 1817–1944, Bd. 1110B.

³⁵ Redetext vom 30. Mai 2003 (wie Anm. 20).

³⁶ Vgl. Wolfgang Hans STEIN (Hg.), Inventar von Quellen zur deutschen Geschichte in Pariser Archiven und Bibliotheken (bearbeitet von einer Arbeitsgruppe unter Leitung von Georg Schnath), Koblenz 1986, S. XXXI.

³⁷ Vgl. ausführlicher Wolfgang FREUND, Das Archivwesen im Gau Westmark, in: Robert KRETZSCHMAR u.a. (Hg.), Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus, Essen 2007, S. 326–341, hier S. 335ff.

³⁸ Theodor Mayer an das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 10.9.1943; Archiv der Monumenta Germaniae Historica B 537, Bl. 4; FREUND, Volk, Reich und Westgrenze (wie Anm. 34), S. 319f. Der in Luxemburg stationierte Büttner kam alle 14 Tage nach Metz, wo er sich aber in erster Linie ausschloß, wie Ewig in der Rückschau berichtete: »Für mich wurde Büttner in der Metzger Zeit zum Mentor, der mir fortan als Wissenschaftler und als Freund zur Seite stand«; Redetext vom 30. Mai 2003 (wie Anm. 20).

³⁹ Reichsstatthalter in der Westmark und Chef der Zivilverwaltung in Lothringen an Eugen Ewig, 15.10.1942; Privatpapiere Eugen Ewig; Ewig war am 9.11.1943 zum Archivrat ernannt worden; Reichsstatthalter in der Westmark und Chef der Zivilverwaltung in Lothringen an Eugen Ewig, 7.1.1944; *ibid.*

⁴⁰ FREUND, Volk, Reich und Westgrenze (wie Anm. 34), S. 372.

mit der Wiederbesiedlung des entvölkerten Landes beschäftigte, doch deutete seiner Meinung nach nichts darauf hin, daß Ludwig XIV. »irgendeine Form von ethnischer Politik« aus »nationalen Gesichtspunkten« betrieben habe, wie er in seiner am 23. Februar 1944 fertiggestellten Abhandlung über »Die Verschiebung der Sprachgrenze in Lothringen während des 17. Jahrhunderts« gegen den Strom einer expansionspolitischen Geschichtsschreibung feststellte:

Man hat die Vermutung geäußert, der französische König habe vor allem eigene Untertanen aus Innerfrankreich an die strategisch wichtige Straße Metz–Straßburg verpflanzen wollen. Die Quellen geben dafür keinen Anhalt. Das Dekret Ludwigs XIV. von 1680 richtet sich ausdrücklich nicht nur an seine Untertanen, sondern auch an die Ausländer. Die Maßnahmen des Königs waren also in erster Linie von seinem Interesse an der Kultivierung brachliegender Ländereien bestimmt [...]. So haben denn auch nicht nur Innerfranzosen, sondern ebenso deutschstämmige Siedler an dem Kultivierungswerk teilgenommen [...]. Nationale Gesichtspunkte lagen den Staatsmännern der Zeit im allgemeinen fern. Die Hebung der Landeskultur hatte die Erhöhung der territorialstaatlichen Einkünfte im Gefolge⁴¹.

Ewig stieß mit seiner These auf wenig Gegenliebe bei seinen Vorgesetzten und wahrte seine geschichtswissenschaftliche Integrität. Wie Wolfgang Freund herausarbeiten konnte, zeugt sein Verhalten während der Metzger Jahre von dem Willen, sich auch als Historiker und Archivar im Nationalsozialismus in der fachlichen Arbeit nicht den politischen Vorgaben zu beugen⁴².

Noch in den Räumen seines Archivs, das in der Präfektur untergebracht war, erlebte Ewig schließlich am 19. November 1944 den Beginn der Entscheidungsschacht um Metz. Als die Amerikaner die Stadt am 22. November befreiten⁴³, verhandelte Ewig die Übergabe der Präfektur und wurde im Anschluß als deutscher Zivilist von den Amerikanern interniert. Aus dem Lager in Suzange nahm er brieflichen Kontakt zu Robert Schuman auf und stellte sich mit folgenden Worten vor: »Je suis Rhénan, élève du professeur Platz«⁴⁴. Über seine Arbeit als Archivar in Metz schrieb er:

J'ai toujours gardé les droits de la Lorraine sur ses archives, tant que cela m'était possible. Je n'ai pas pu éviter l'évacuation des registres d'état civil du Palais de Justice. Mais je me suis opposé formellement à l'évacuation des Archives Départementales et j'ai fait échouer l'envoi des registres de l'Évêché en Allemagne, en trainant l'affaire en longueur. J'ai rendu à l'Évêché ses archives saisies par la Gestapo. J'ai de même sauvé tout ce qui nous est parvenu de votre collection de documents historiques qui se trouve maintenant dans la cave de la Préfecture⁴⁵.

⁴¹ Die Verschiebung der Sprachgrenze in Lothringen während des 17. Jahrhunderts (Ms.), 23.2.1944; Privatpapiere Eugen Ewig.

⁴² Vgl. FREUND, Volk, Reich und Westgrenze (wie Anm. 34), S. 370–375.

⁴³ Vgl. Francis PETITDEMANGE, Jean-François GENET, Nos Libérateurs. Lorraine 1944, Nancy 2004, S. 160ff.

⁴⁴ Eugen Ewig an Robert Schuman, 28.11.1944; Maison de Robert Schuman, conseil général de la Moselle (ARS), RS 25.

⁴⁵ Ibid.

Ewig schilderte in seinem Schreiben die unerträglichen hygienischen und sanitären Verhältnisse in dem Lager und bat abschließend Schuman, sich für seine Freilassung einzusetzen: »Je n'aurais jamais osé m'adresser à vous, si je ne savais pas que vous êtes chrétien«. Ewigs Anliegen wurde schon bald Erfolg beschieden, denn auf Bestreben lothringischer Freunde und nicht zuletzt Dank des Einsatzes von Robert Schuman⁴⁶ wurde er am 1. Januar 1945 frühzeitig entlassen.

Von verschiedenen Seiten wurde ihm im Frühsommer 1945 tadelloses Verhalten bestätigt, so von seinem ehemaligen Sekretär im Metzter Archiv, Léon Thiel. In zahlreichen Gesprächen mit Ewig habe dieser ihm seine »sentiments antinazis« offenbart; zudem habe er sich immer für die Sache Lothringens eingesetzt und ihn bei seinem Entschluß im Frühjahr 1943 bestätigt, die Flucht nach Frankreich anzutreten⁴⁷. Genauso bestätigte sein ehemaliger Mitarbeiter Pierre Noël, daß Ewig stets den Sieg der Alliierten herbeigewünscht habe und im Dienst Französisch gesprochen habe, so weit dies ohne Gefahr möglich gewesen sei. Ihn selber habe er vor der Zwangsrekrutierung für Befestigungsarbeiten im Herbst 1944 bewahrt. Gleichzeitig habe er den Transport der Archivbestände nach Deutschland verhindert, indem er sich krank gestellt und anschließend im Keller des Archivs versteckt habe⁴⁸. Von anderer Seite konnte bezeugt werden, daß Ewig »auf der schwarzen Liste der Gauleitung Westmark stand und [nach der Rückeroberung Lothringens] fusilliert werden sollte«. Vorgeworfen wurde ihm u.a., »daß er die deutsche Besatzung der Präfektur zur Waffenstreckung veranlaßt« habe⁴⁹. Auch Robert Schuman blieb Ewig verbunden, erhielt er doch seine Papiere zurück, wie Heinz Thomas zum 90. Geburtstag von Ewig nochmals schilderte: »Schuman hat ihn [...] gefragt, wo denn jene Papiere verblieben seien. Ewig wußte es, Schuman selbst hat ihn in das für Deutsche damals streng verbotene Archiv geführt und das mit Ewigs Namen signierte Dossier an sich nehmen können«⁵⁰.

Eugen Ewig konnte während seiner Metzter Jahre das Vertrauen der mit ihm in Kontakt stehenden Lothringern erwerben, doch sollte dabei nicht vergessen werden, daß die Arbeit als deutscher Archivar in der annektierten Moselle immer politische Implikationen besaß. Deutsche Archivare waren in die von der Archivverwaltung unter Leitung von Ernst Zipfel definierten Ost- und

⁴⁶ Walter Lippens hatte über den belgischen Historiker Henri Bernard erfahren, daß Ewig während des Krieges in enger Verbindung zu Robert Schuman gestanden habe (Lippens an Ewig, 7.5.1964; BAK, B 250, Bd. 3), was dieser bestätigte: »Ich habe Robert Schuman zwar nahegestanden, besitze aber keinerlei politische Dokumente, da ich selbst kein Politiker bin« (Ewig an Lippens, 7.9.1964; BAK, B 250, Bd. 5).

⁴⁷ Certificat de Léon Thiel, 21.6.1945; Privatpapiere Eugen Ewig.

⁴⁸ Certificat de Pierre Noël, 15.6.1945; *ibid.*

⁴⁹ Certificat de Madeleine Fischer, 12.6.1945; *ibid.*

⁵⁰ Heinz THOMAS, Der Erbfreund. Zum neunzigsten Geburtstag des Historikers Eugen Ewig, in: FAZ, 114/17.5.2003.

Westprogramme eingebunden, die an sie immer auch politische Herausforderungen herantrugen, wie Zipfels Ausführungen aus dem Jahr 1941 verdeutlichen: »Mit der Durchführung dieser beiden Arbeitsprogramme [...] will die Archivverwaltung ihren Beitrag liefern zu den Aufgaben, die durch die Ausweitung des Reiches im Osten und Westen und seine neuerworbene Führerstellung in Europa der deutschen Geschichtswissenschaft aufgegeben worden sind«⁵¹. Das Verhalten von Eugen Ewig während seiner Zeit in Metz verdeutlicht jedoch, daß sich dem Historiker bzw. Archivar trotz der ideologischen Überformung der Geschichte Handlungsspielräume boten, die es ihm erlaubten, die wissenschaftlichen Standards seiner Disziplin nicht über den Haufen zu werfen. Diese Haltung wurde im Falle von Ewig auch von der französischen Seite registriert, wie aus dem Schreiben von Jean de Pange an Robert Schuman vom 1. März 1948 deutlich wird: »Vous savez que de sympathies il s'est acquis pendant la guerre à Metz quand il y était chargé des archives«⁵².

Milieuverbundenheit im katholischen Abend- und Rheinland

Wenn wir uns im folgenden ausgedehnter mit dem oben bereits kurz angesprochenen Hermann Platz beschäftigen, so tun wir dieses erstens, weil er in Bonn regelmäßig Jugendliche und Studenten um sich versammelte⁵³ und auch Eugen Ewig mit Abendland und französischer Kultur in Verbindung brachte. Dieser Romanist und Theologe gehört zu den vergessenen Mittlerpersönlichkeiten der Zwischenkriegszeit, obwohl er sich mit seinen Abhandlungen⁵⁴ und der von ihm ab 1925 herausgegebenen Zeitschrift »Abendland« zum Vordenker für das rheinisch-katholische Milieu entwickelt hatte⁵⁵. Zweitens erschließt

⁵¹ Ernst ZIPFEL, Die wissenschaftlichen Aufgaben der Archivverwaltung, 10.7.1941; HHStAW, 1150, Bd. 23, Bl. 272–274, hier Bl. 273.

⁵² Jean de Pange an Robert Schuman, 1.3.1948; ARS, RS 25.

⁵³ Vgl. Vincent BERNING, Hermann Platz, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 20, Berlin 2001, S. 519ff.

⁵⁴ Hermann PLATZ, Deutschland und Frankreich. Versuch einer geistesgeschichtlichen Grundlegung der Probleme, Frankfurt a.M. 1930.

⁵⁵ Vgl. Heinrich LUTZ, Deutschland und die Idee des Abendlandes. Bemerkungen zum kulturellen und politischen Engagement von Hermann Platz vor und nach dem Ersten Weltkrieg, in: Vincent BERNING (Hg.), Hermann Platz (1880–1945). Eine Gedenkschrift, Düsseldorf 1980, S. 47–64; BOCK, Vom Beruf des kulturellen Übersetzens (wie Anm. 7), S. 10; Dagmar PÖPPING, Abendland. Christliche Akademiker und die Utopie der Antimoderne 1900–1945, Berlin 2002, S. 100ff.; Vanessa CONZE, Das Europa und die Deutschen. Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung (1920–1970), München 2005; Hans Manfred BOCK, Der Abendland-Kreis und das Wirken von Hermann Platz im katholischen Milieu der Weimarer Republik, in: Michel GRUENWALD, Uwe PUSCHNER (Hg.), Das katholische Intellektuellenmilieu in Deutschland,

sich uns ohne das Wissen um seinen intellektuellen Einfluß im soziokulturellen Spannungsfeld seiner Zeit weder das gesellschaftliche Handeln und noch der akademische Weg von Eugen Ewig. Der Umweg über Hermann Platz verspricht somit wichtige Hinweise auf Milieueingebundenheit und intellektuelle Prägungen, darüber hinaus nähern wir uns über seine Person politisch, ideengeschichtlich und soziologisch einem Beziehungsgeflecht, das den jüngeren Ewig Mitte der 1940er Jahre in die Nähe von Konrad Adenauer (1876–1967) und Robert Schuman (1886–1963) brachte.

Vor dem Ersten Weltkrieg gehörte Hermann Platz genauso wie Heinrich Brüning und Robert Schuman zum Kreis der Liturgischen Bewegung, die es sich zum Ziel gemacht hatte, die Liturgie volksnäher zu gestalten. In diese Zeit fiel auch bereits sein Engagement für eine Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland⁵⁶. Nach 1918 beteiligte er sich an der geistig-moralischen und geographischen Neuvermessung des nationalen Koordinatensystems⁵⁷, indem er zugleich gegen den preußisch-deutschen und den französischen Nationalismus wettete⁵⁸. Religiöse Rückbesinnung auf die mittelalterliche Einheit des Abendlandes als gemeinsamer intellektueller Raum für Deutsche und Franzosen blieb auch jetzt für Platz die Garantie für die Zukunft Europas⁵⁹, in das ein »neues« Deutschland sein christliches Erbe einzubringen habe. Das Abendland war für ihn eine geschichtspolitische und kulturphilosophische Chiffre auf der Suche nach geistiger Substanz aus der Tradition heraus, die er in ostentativem Widerspruch zu Aufklärung, Säkularisierung und den Ideen der Französischen Revolution in dem idealisierten Bild des »abendländischen« Mittelalters suchte: »Das ferne Symbol ist die Krone Karls des Großen«⁶⁰. Dem Rheinland schrieb er auf dem Weg dorthin eine Schlüsselstellung zu: »Unser Sitz ist die Mitte. Die Mitte Europas, das ist klar. Aber auch die Mitte Deutschlands. Wir fühlen uns gar nicht als deutsches Grenzland, obwohl wir auch Randfunktionen ausüben. Wir fühlen uns als Ausgangspunkt, als Kern«⁶¹. Im Gegensatz zu den Vertretern eines rheinischen Partikularismus trat er jedoch stets energisch für den Verbleib der Rheinlande bei Deutschland

seine Presse und seine Netzwerke (1871–1963). *Le milieu intellectuel catholique en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1871–1963)*, Bern u.a. 2006, S. 337–362.

⁵⁶ Vgl. Paul COLONGE, *Hochland face à l'Europe (1918–1933)*, in: Michel GRUNEWALD, Hans Manfred BOCK (Hg.), *Le discours européen dans les revues allemandes (1918–1933)*, Bern 1997, S. 133–148, hier S. 139.

⁵⁷ Hermann PLATZ, *Deutschland – Frankreich und die Idee des Abendlandes*. Flugschriften der Rheinischen Zentrumsparlei. II. Folge – Heft 2 (1924), S. 15ff.

⁵⁸ Vgl. Richard FABER, *Abendland. Ein politischer Kampfbegriff*, Berlin, Wien 2002, S. 141.

⁵⁹ Vgl. Hermann PLATZ, *Das Ringen um die abendländische Idee*, in: *Hochland* 20 (1923) 2, S. 308–318.

⁶⁰ DERS., *Um Rhein und Abendland*, Burg Rothenfels a. R. 1924, S. 62.

⁶¹ DERS., *Deutschland – Frankreich und die Idee des Abendlandes* (wie Anm. 58), S. 19.

ein⁶². Winfried Becker würdigt das geistige Werk von Hermann Platz mit folgenden Worten: »Der Abendländer Platz vertrat eine dynamische Seinsmetaphysik, eine Ontologie, die auf einen historischen, epochen- und landschaftsgebundenen Ideenzusammenhang projiziert war [...], er bildete mit seinen Anwendungsbereichen, z.B. der Völkerversöhnung, einen so wohl nicht geplanten, aber de facto fundamentalen Gegenentwurf zur Rassenlehre, zur Blut- und Bodenmystik des Nationalsozialismus«⁶³.

Es mag neben dem Einfluß von Wilhelm Levison, dem »Nestor der rheinischen und fränkischen Geschichtsforschung«⁶⁴, auf Hermann Platz zurückzuführen sein, daß sich das spezielle Interesse des jungen Mediävisten Ewig auf den lotharingischen Raum bzw. die rheinischen Lande konzentrierte. In seiner ideengeschichtlich angelegten Dissertation über den Theologen und Mystiker Dionysius von Roermond⁶⁵ befaßte er sich mit einem Spätscholastiker im Gelderschen (dem heutigen Limburg) aus der Zeit des Baseler Konzils (1431–1449), der auf seine Zeitgenossen durch seine theologischen und philosophischen Abhandlungen ausgeübt hatte. Seinen ersten längeren wissenschaftlichen Aufsatz veröffentlichte er 1939 in den »Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein«⁶⁶, die von den Nationalsozialisten als »klerikales Organ«⁶⁷ mit Mißtrauen beobachtet und 1944 verboten wurden. Dagegen publizierte er seinen zweiten längeren Artikel 1943 in einem der einschlägigen Fachblätter der historischen »Westforschung«⁶⁸, die sich besonders mit dem deutschen »Volkstum« in den Grenzgebieten beschäftigte. Hatte sich auch Ewig mittlerweile der »großdeutschen Sache« angenommen bzw. zu einem Wissenschaftler fortentwickelt, der wie so viele Vertreter seiner Zunft die nationalsozialistische Expansionspolitik mit seiner geisteswissenschaftlichen Forschung legitimierte? Ließ sich etwa nun auch bei ihm »intellektuelle Konkordanz zwischen Forschung, Propaganda und Annexionsmaßnahmen«⁶⁹ feststellen?

⁶² Vgl. BECKER, Wegbereiter (wie Anm. 14), S. 249.

⁶³ Ibid., S. 259.

⁶⁴ Rheinische Historiker tagten, in: Aachener Volkszeitung, 22.6.1946.

⁶⁵ Vgl. Eugen EWIG, Die Anschauungen des Kartäusers Dionysius von Roermond über den christlichen Ordo in Staat und Kirche, Bonn 1936.

⁶⁶ Eugen EWIG, Die Wahl des Kurfürsten Joseph Clemens von Cöln zum Fürstbischof von Lüttich 1694, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 135 (1939), S. 41–79, hier S. 41.

⁶⁷ Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 10.1.1947; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 4.

⁶⁸ Vgl. Eugen EWIG, Die Deutschordenskommande Saarburg, in: Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, hg. vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt a.M., XXI (1943), S. 81–126.

⁶⁹ Peter SCHÖTTLER, Die historische »Westforschung« zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensiver, in: DERS. (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945, Frankfurt a.M. 21999, S. 204–261, hier S. 215.

Daß Ewig nicht dem rassischen ›turn‹ der »Volksgeschichte« nach 1933 folgte bzw. den geschichtspolitischen Bestrebungen einer Germanisierung Lothringens das Wort redete, legen die Forschungen von Wolfgang Freund nahe, der auf den Aufsatz »Metz und das Reich im Mittelalter« gestoßen ist, den Ewig im Juni 1943 für die Lokalbeilage zur »NSZ Westmark«, den »Metzer Heimatbrief«, eingereicht hatte. Als er wenige Tage später die Zeitung aufschlug, »traute er seinen Augen nicht«, wie Freund kommentiert. Die Redaktion hatte sich als Zensor betätigt und alles entfernt, »was der nationalsozialistischen Geschichtsschreibung und der Germanisierungspolitik in Lothringen widersprach [...]. Lothringische Eigenständigkeit und Freiheitsliebe, Metzger Autonomie und Sonderstellung sollten der Vergessenheit anheimfallen«. Infolge dieser inhaltlichen Deformierungen und Sinnentstellungen lehnte Ewig jegliche Verantwortung für den veröffentlichten Artikel ab⁷⁰. Er weigerte sich weiterhin, den deutschen Kulturraum mit einem harmonisierten »deutschen Volkskörper« gleichzusetzen, auch wenn er als Vertreter eines landesgeschichtlichen Ansatzes bisweilen eine »organische Einheit« von Land und Volk postulierte und einem »Nexus von Raum und Bevölkerung« zuredete. Sein landsmannschaftlich-stammliches Zugehörigkeitsgefühl zum rheinischen Raum bewahrte ihn aber neben seiner abendländischen Gesinnung vor deutschtümelnd-ethnozentristischen Orientierungen⁷¹. Es kann daher nur wenig überraschen, daß er nach seiner Befreiung aus der Internierung seinen Status als »Wanderer zwischen beiden Welten« genoß. Er blieb für den Moment in Metz, ohne sich der Möglichkeit berauben zu wollen, jederzeit nach Deutschland reisen zu können.

Aufbau von Dialogstrukturen über die nationalen Grenzen

Daß Ewig zu allererst Rheinländer war, zeigte sich in aller Deutlichkeit nach dem Zusammenbruch des »Dritten Reiches«, als er sich frei in Frankreich bewegte, »wo er zu den eifrigsten Befürwortern eines Rheinstaates gehört«, wie sein Freund Hübinger im Januar 1946 zu berichten wußte⁷². Zur gleichen Zeit verfaßte er einen mit »Bonn – Rheinland. D' Eugen Ewig« signierten Artikel, in dem er das Rheinland nicht nur als Tor des Westens nach Deutschland bezeichnete, sondern zugleich der Zentrumsparterie vorwarf, sich nach dem Ersten

⁷⁰ Vgl. die Einzelheiten dieses Hergangs und die zitierten Passagen in: FREUND, Volk, Reich und Westgrenze (wie Anm. 34), S. 373.

⁷¹ Zitate in: Willi OBERKROME, Entwicklungen und Varianten der deutschen Volksgeschichte (1900–1960), in: Manfred HETTLING (Hg.), Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit, Göttingen 2003, S. 65–95.

⁷² Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 5.1.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1.

Weltkrieg gegen eine Autonomie des Rheinlandes entschieden zu haben: »Le Centre sacrifia en 1919/23 l'autonomie rhénane et le fédéralisme allemand à la coalition socialo-centriste de Weimar [...]. Sacrifice inutile et dangereux, car il sanctionna en fin de compte la victoire de la Prusse sans changer la loi de l'État prussien«⁷³. Hübinger bekleidete zu jener Zeit eine exponierte Stellung als persönlicher Referent des Oberpräsidenten der Nord-Rheinprovinz in Düsseldorf und war u.a. mit den separatistischen Strömungen befaßt. Obgleich er selber kein Anhänger eines rheinischen Separatismus war, beobachtete er Ewigs Mitteltätigkeiten mit Wohlwollen. So bot sich der langjährige Freund an, als Mittelsmann zwischen der rheinischen Metropole und der französischen Hauptstadt zu wirken; er wollte damit eine Rolle personifizieren, die er allgemein dem Rheinland zudachte: »La Rhénanie doit participer à la vie occidentale comme elle participe à la vie allemande. Ainsi seulement, le statut rhénan créera les conditions nécessaires à la renaissance d'une Allemagne européenne«⁷⁴.

In Paris verfügte Ewig über Kontakte zum Milieu der katholischen Linkspresse um die Zeitung »Temps Présent« (u.a. Wladimir d'Ormesson) und zum christdemokratisch-linkskatholischen Mouvement républicain populaire (MRP). Über dieses Sammelbecken der »Résistance catholique«, das Georges Bidault, Maurice Schumann, Robert Schuman u.a. zu seinen Vertretern zählte⁷⁵ und sich zur damaligen Zeit bereits gegen die breite öffentliche Meinung in Frankreich für eine deutsch-französische Aussöhnung aussprach, verfügte er über Kontakte zum französischen Außenministerium: »Ich habe also die Möglichkeit, Denkschriften beim Quai d'Orsay einzureichen und Artikel in der katholischen Presse zu veröffentlichen«⁷⁶.

Ewigs Vorstellungen von der Zukunft seiner rheinländischen Heimat beruhten auf seiner Abneigung gegen alles Preußische, wie er gegenüber Robert Schuman am 28. November 1945 zum Ausdruck brachte, acht Tage nach der Ernennung von Hermann Pünder (1888–1976) zum Kölner Oberbürgermeister, welcher ein Freund von Pastor Martin Niemöller (1892–1984) war: »Malgré les mérites du pasteur, cette mesure est à mon avis un affront à la population rhénane catholique. Niemöller est resté Prussien. Il n'y a rien à espérer de ce côté-là«⁷⁷. Ewigs Aversion gegen das Preußentum hatte seinen Ursprung nicht alleine in dem immer noch nicht vergessenen Kulturkampf, sondern vor allem in seinen unumstößlichen Bedenken gegen einen von Berlin

⁷³ Eugen EWIG, L'avenir rhénan, in: Jean DUMONT (Hg.), Le Rhin. Nil de l'Occident, Paris 1947, S. 315–324, hier S. 318.

⁷⁴ Ibid., S. 321.

⁷⁵ Vgl. Michel WINOCK, Le siècle des intellectuels, Paris 1999, S. 525ff.; DERS. La France politique XIX^e–XX^e siècle, Paris 1999, S. 439f.

⁷⁶ Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 27.3.1947; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 4.

⁷⁷ Eugen Ewig an Robert Schuman, 28.11.1945; ARS, RS 25.

aus regierten deutschen Nationalstaat. Er war ein Mann des Heiligen Römischen Reiches geblieben⁷⁸, blieb der föderale Staatenbund im Herzen Europas für ihn doch auch jetzt die Grundlage für dauerhaften Frieden in Europa⁷⁹, wie er Robert Schuman erklärte:

Mon attitude politique est inspirée par la tradition rhénane. J'entends servir mon pays rhénan, tout en étant convaincu que les intérêts de mon pays sont identiques à ceux de la France. Mes publications depuis 1938 prouvent que cette conviction ne date pas d'hier. Pour mener ma tâche à bien, il faut que je travaille des deux côtés de la frontière. Il s'agit de montrer aux Rhénans le vrai visage de la France et d'informer l'opinion publique en France sur la situation rhénane. Renvoyé en Allemagne (zone anglaise!) sans espoir de retour, je rentrerais dans un isolement qui ne me permettrait plus de poursuivre cette tâche. Permettez-moi à ce sujet une réflexion générale: le fédéralisme ou séparatisme allemand doit être considéré comme une étape vers une organisation européenne. Séparé de l'Europe, il est d'avance condamné à mort. L'indépendance rhénane est impossible à réaliser sans le concours de l'Europe. Impossible de faire quelque chose dans l'isolement [...]. Deux domiciles ou passeport – telles sont les conditions indispensables à mon travail. La première solution est celle que je préfère⁸⁰.

Mit seinem Engagement für eine Annäherung zwischen Frankreich und den deutschen Rheinlanden stieß er bei seinen französischen Gesprächspartnern jedoch nicht immer auf Gegenliebe, wie er gegenüber Hübinger bekannte:

In der Annahme, daß die Unabhängigkeit der Rheinlande dem Interesse unserer Heimat am besten entspreche, habe ich in Frankreich den Unterschied zwischen dem deutschen Westen und den innerdeutschen Provinzen aufs schärfste betont. Ohne mich auf eine bestimmte Lösung festzulegen (deutsche Confoederation, niederländische Confoederation, volle Unabhängigkeit), habe ich den Plan propagiert, aus unserer Heimat eine Art rheinisches Österreich zu machen. Weit entfernt, dabei allgemeinen Beifall zu finden, hatte ich vielmehr gegen starke Skepsis und politische Bedenken zu kämpfen. Man fürchtet, daß ein selbständiger Rheinstaat sich allzu schnell erholen werde und daß ein katholisch-demokratischer Nachbar auf Elsaß-Lothringen eine besondere Anziehungskraft ausüben könnte. Nach meiner Meinung gibt uns der Föderalismus die Möglichkeit, ein gesundes Staatswesen aufzubauen, indem wir uns von den ewig unruhigen und militaristischen Elementen der altpreußischen und zentraldeutschen Provinzen trennen. Diese Trennung würde unsere Wiedereingliederung in die zivilisierte Welt wesentlich erleichtern. Vom volkhaften Standpunkt aus gesehen wäre Separatismus heute nicht Verrat. Wir könnten die wirklichen Grundlagen rheinischer Volkskultur stärken und die Bande mit den abgesplitterten Brücken im Westen neu knüpfen – ohne Gefahr eines Revanchekrieges. Die rheinische Freiheit würde endlich zu einer wichtigen Vorstufe zur europäischen Föderation, wenn man sie nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck auffaßt. Die Aufrechterhaltung des preußischen Zentralismus drohte dagegen unsere rheinische Eigenart im Kern zu treffen und alle Brücken nach Westen definitiv abzuschneiden. Die Ansiedlung von 12 Millionen Preußen in West- und Süddeutschland wäre die end-

⁷⁸ An Paul Egon Hübinger schrieb Ewig am 20. Mai 1939 und beendete den Brief mit folgenden Worten: »Datum Berolini die XIII^o a. Kal. Junii, sede imperiali vacante anno CXXXIII^o« (»Gegeben zu Berlin, am 13. Tag vor den Kalenden des Juni im 133. Jahr, seitdem der Kaiserthron vakant ist«); Privatpapiere Eugen Ewig.

⁷⁹ Eugen Ewig an Raymond Schmittlein, 4.11.1945; AOFAA, AC 63/2.

⁸⁰ Eugen Ewig an Robert Schuman, 21.11.1945; ARS, RS 25.

gültige Katastrophe für uns alle. Ihre volkspolitischen Auswirkungen wären noch erheblich verhängnisvoller als ihre wirtschaftlichen Konsequenzen⁸¹.

In dieser pessimistischen Schlußfolgerung kommt zweifellos der über viele Jahrzehnte für Deutschland so typische konfessionelle Gegensatz zum Ausdruck, in dem die Katholiken seit der Reichseinigungs stärker noch als zuvor aus einer Minderheitenposition agiert hatten. Der von Ewig erstrebte Rhein-
staat war somit auch als Bollwerk gegen ein wiederum vom preußischen Protestantismus dominierten Deutschland gedacht. Aus dieser Aversion gegen einen Zentralstaat heraus wollte er allerhöchstens einen »deutschen Föderativ-
staat mit weitgehender Freiheit der Gliedstaaten« akzeptieren; bei einer Rückkehr zur Weimarer Republik gedachte er jedoch, sich in Österreich oder Frankreich »naturalisieren« zu lassen. Herzensangelegenheit blieb ein Rheinlandstaat, wie er in einem 1946 erschienenen Beitrag in dem Buch »Le Rhin. Nil de l'Occident« betonte:

Pour devenir un centre de rayonnement européen, la Rhénanie ne doit pas nécessairement couper tous les liens politiques avec l'Allemagne. Elle pourrait faire partie à la fois d'une confédération occidentale et d'une confédération allemande après une délimitation judicieuse des droits mutuels. Dans l'histoire du Saint Empire, cette solution n'est pas sans précédent. Quoi qu'il en soit – l'autonomie rhénane est à la fois nécessaire pour le bien de la province, pour l'avenir de l'Allemagne et pour la solidarité européenne⁸².

Diese Zeilen erschienen in einem Sammelband, den wohl der französische Historiker Graf Jean de Pange initiiert hatte. Er übte in der Nachkriegszeit einen nicht unerheblichen Einfluß auf Ewig aus⁸³ und sprach sich genauso wie dieser für eine »Fédération de l'Occident« aus: »Il faut y introduire le régime fédéraliste qui dévalorise les frontières et porte atteinte à la notion de souveraineté absolue. C'est en somme le régime institué par les traités de Westphalie«⁸⁴. Er gehörte zu den Befürwortern eines Europas der dritten Kraft zwischen den Supermächten und teilte mit Ewig die Überzeugung, daß nationale Grenzen einer überkommenen Zeit angehören. Nicht nur wegen dieser Interessenübereinkunft schätzte de Pange den jungen Bonner Mediävisten, wie er Schuman anvertraute: »Il est admirablement qualifié pour exprimer les vœux des Rhénans et indiquer les moyens de les satisfaire«⁸⁵. Bereits am 16. März 1947 hatte de Pange Schuman auf die Mittlerfähigkeiten von Ewig aufmerksam gemacht: »Personne n'est mieux préparé à vous seconder dans cette tâche

⁸¹ Eugen Ewig an Paul Egon Hübinger, 27.8.1945; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 92. Hier auch die folgenden Zitate.

⁸² EWIG, L'avenir rhénan (wie Anm. 74), S. 332.

⁸³ Eugen Ewig an Robert Schuman, 28.11.1945; ARS, RS 25.

⁸⁴ Jean de PANGE, Vue sur l'histoire de la Rhénanie, in: DUMONT (Hg.), Le Rhin (wie Anm. 74), S. 37–56, hier S. 52.

⁸⁵ Jean de Pange an Robert Schuman, 1.3.1948; ARS, RS 28.

[retablier les contacts avec nos amis catholiques allemands] que M. Ewig, dont vous avez pu apprécier à Metz la générosité et le dévouement«⁸⁶.

Über de Pange erhielt Ewig auch Kontakt zu Raymond Schmittlein, Leiter der Kulturabteilung bei der französischen Militärregierung, der von dem Grafen bereits vor dem ersten Zusammentreffen ein klares Bild des ehemaligen Metzger Archivaren erhalten hatte:

Il veut réveiller dans la jeunesse allemande la tradition libérale et humanitaire qui est essentiellement fédéraliste [...]. Il s'attachera à démontrer que la Prusse a méconnu le caractère chrétien et universel de l'Empire du Moyen Âge qui nous a légué l'idée fédéraliste. L'histoire rhénane fera renaître les traditions indigènes que la Prusse voulait détruire et préparera les esprits à la Fédération de l'Occident«⁸⁷.

Das Zusammentreffen mit Schmittlein fiel in eine Zeit, als Ewig erste Gedanken über eine berufliche Neuorientierung anstellte. Archivar wollte er nicht bleiben, durch seine Mitarbeit bei der französischen Revue »Temps Présent« und bei der rheinischen Zeitschrift »Die Bewegung« hatte er erste Eindrücke von einer freien schriftstellerischen Tätigkeit erhalten, doch auf der Prioritätenliste stand die universitäre Laufbahn an erster Stelle. Dabei verlor er die Habilitation nicht aus dem Auge, um »später an eine österreichische Universität zu gehen«⁸⁸. Seine immer engeren Kontakte zur französischen Besatzungsmacht machten eine Verwendung in der Besatzungszone jedoch wahrscheinlicher. Ende 1945 ging Ewig dann auch davon aus, schon bald in Baden-Baden zu arbeiten. Schmittlein hatte ihm einen Lehrstuhl für Regionalgeschichte an der noch zu gründenden »université rhénane« und die Redaktion eines Schulgeschichtsbuches angeboten⁸⁹. Hübinger berichtete er am 1. März 1946, daß die Französische Militärregierung in Baden-Baden, die zu dieser Zeit noch nicht die Pläne zur Abtrennung des Rheinlandes aufgegeben hatte, ihn beauftragt habe, ein provisorisches historisches Schulbuch für die nordfranzösische Zone zu verfassen – »rein landesgeschichtlich (Rheinland, Rheinhessen, Pfalz)«. Das Manuskript dieser »Histoire rhénane« konnte Ewig Schmittlein im April 1946 vorlegen, der auf der Rückseite einige Anmerkungen machte, mit der Arbeit jedoch sehr zufrieden war⁹⁰.

Von diesen verschiedenen Projekten hatte Ewig bereits in seinen Weihnachtsgrüßen des Jahres 1945 Robert Schuman berichtet, genauso wie von der auf Vermittlung des französischen Germanisten Robert Minder und von Henri Jourdan⁹¹, Anfang der 1930er Jahre Lektor an der Universität Bonn und Curti-

⁸⁶ Jean de Pange an Robert Schuman, 16.3.1947; *ibid.*

⁸⁷ Jean de Pange an Raymond Schmittlein, 12.11.1945; AOFAA, AC 63/2.

⁸⁸ Eugen Ewig an Paul Egon Hübinger, 27.7.1945; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 92.

⁸⁹ Raymond Schmittlein an Eugen Ewig, 10.12.1945; Privatpapiere Eugen Ewig.

⁹⁰ Raymond Schmittlein an Eugen Ewig, 11.6.1946; *ibid.*

⁹¹ Vgl. Ernst-Robert CURTIUS, Balzac, traduit par Henri JOURDAN, Paris, Grasset, 1933; vgl. zu Henri Jourdan die zahlreichen Hinweise in: Dieter TIEMANN, Deutsch-französische Jugendbeziehungen der Zwischenkriegszeit, Bonn 1989.

us-Übersetzer, zustande gekommenen Lektorenstelle an der Universität Nancy, die er im Januar 1946 antrat und bis 1949 innehatte: »Il me serait ainsi possible de travailler en Rhénanie en gardant le contact avec la France. Ce changement merveilleux de la fortune personnelle m'est gage d'un meilleur avenir de nos pays«⁹². Er wurde damit der erste deutsche Historiker, »der nach dem Zweiten Weltkrieg einen Lehrauftrag an einer französischen Universität erhielt«⁹³. In Nancy traf er auch mit Jean Schneider zusammen, der dort seit 1943 Professor war und während der deutschen Besatzung von der Gestapo festgenommen worden war, um ihn daraufhin in die Konzentrationslager Natzweiler-Struthof und Dachau zu deportieren.

Im Februar 1946 wurde Ewig von den französischen Behörden ein Passport ausgestellt, so daß er nun ohne Probleme zwischen Metz, Nancy und Mainz hin- und herreisen konnte, wo er wiederum der erste Historiker war⁹⁴, dem eine Stelle an der – auf französische Initiative hin – neugegründeten Universität Mainz angeboten wurde. Die französische Besatzungsmacht hatte dem inzwischen zum Gründungsrektor ernannten Josef Schmid eine vorläufige Liste als Arbeitsgrundlage zur Verfügung gestellt, so daß dieser – nach einem Besuch bei Schmittlein in Baden-Baden – Kontakt zu ihm aufnahm⁹⁵ und ihm am 26. April 1946 mitteilen konnte, »daß Ihre Berufung durch die maßgebenden Dienststellen genehmigt wurde«⁹⁶. Nachdem die Universität am 22. Mai 1946 feierlich eröffnet worden war, begann der Unterricht am folgenden Tag auch für den Oberassistenten Eugen Ewig, der anfangs insbesondere Veranstaltungen zur Landesgeschichte des Niederrheins und zu den historischen Hilfswissenschaften abhielt.

Seine engen Beziehungen zu Vertretern der Militärregierung hatten ihm zudem bei der Stellenbesetzung an der neuen Hochschule maßgeblichen Einfluß verliehen, wie ein Brief an Hübinger dokumentiert:

Ich habe Dich, Büttner und Schieffer für eine ordentliche Professur vorgeschlagen. Man hat mich gebeten, die Verbindung mit Euch aufzunehmen [...]. Falls Du Dich für Mainz interessierst, kannst Du Dich an mich oder auch direkt nach Baden-Baden wenden (Direction de l'Éducation Publique, Hôtel Stéphanie). Dasselbe gilt für Schieffer. Ich würde mich unbändig freuen, wenn wir dort zusammen arbeiten könnten. Directeur de l'Éducation Publique est le général Schmittlein. Du kannst Dich an ihn oder über ihn an Magnifizienz wenden mit

⁹² Eugen Ewig an Robert Schuman, 23.12.1945; ARS, RS 25.

⁹³ Rudolf SCHIEFFER, *Konkrete Spätantike. Vermittler seiner Zeit: Zum Tod des Historikers Eugen Ewig*, in: FAZ, 3.3.2006.

⁹⁴ Vgl. Katja WOJTYNOWSKI, *Das Fach Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 1946–1961*, Stuttgart 2006, S. 16.

⁹⁵ Josef Schmid an Eugen Ewig, 29.3.1946; Privatpapiere Eugen Ewig.

⁹⁶ Josef Schmid an Eugen Ewig, 26.4.1946; *ibid.* Bei den Dienststellen handelte es sich um den Oberregierungspräsidenten Hessen-Pfalz und den Directeur de l'Éducation publique der französischen Militärregierung.

Berufung auf die Unterredung, die ich mit Magnifizenz gehabt habe. Schmittlein ist ein Freund von Jean de Pange, dem ich diese Beziehung verdanke⁹⁷.

Es war also nicht das von Heinrich Appelt bemühte »Schicksal«, das Schieffer wie auch Büttner als außerplanmäßige Professoren nach Mainz führte⁹⁸, sondern neben ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Themen der rheinischen Geschichte sowie mit Problemen der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte ein früh angelegtes Netzwerk bzw. »Denkkollektiv« (Ludwig Fleck). Durch ihre Verbundenheit zum Rheinland bzw. zu Bonn und ihre gemeinsamen Erfahrungen in den Archiven Deutschlands und Frankreichs hatten sie sich nie aus den Augen verloren, so daß das Netzwerk nach Kriegsende schnell wieder verdichtet und das Historische Seminar der Universität Mainz zu einer Hochburg katholisch-abendländischer Historiker werden konnte⁹⁹. Während an den traditionellen deutschen Hochschulen nur wenig personelle Veränderungen zu beobachten gewesen waren, bot die Universität in Mainz gerade der Privatdozentengeneration deutlich bessere Möglichkeiten und entwickelte sich für diese zu einem wissenschaftlichen Sprungbrett. Büttner erhielt bereits 1949 eine ordentliche Professur in Marburg; genauso wie Schieffer 1951 in Mainz, bevor er 1954 einem Ruf nach Köln folgte, so daß Ewig, der sich 1952 mit einer Studie über »Trier im Merowingerreich« bei Leo Just habilitiert hatte¹⁰⁰, im Jahre 1954 sein Nachfolger als Ordinarius für mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften an der Universität Mainz werden konnte¹⁰¹.

Die »französische« Universität Mainz erlaubte es ihm darüber hinaus, das Beziehungsnetz mit seinen Freunden in Frankreich weiter zu pflegen und auszubauen. Anlässlich des 10. Geburtstages ihrer Wiedergründung im Jahre 1956 sagte Ewig: »Calquée sur le modèle de ses sœurs allemandes, réouverte [sic!] avec l'aide de la France, l'université de Mayence se doit de constituer un pont entre les deux pays«¹⁰². Durch seine Teilnahme an den von Raymond Schmitt-

⁹⁷ Eugen Ewig an Paul Egon Hübinger, 1.3.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 2.

⁹⁸ Heinrich APPELT, Theodor Schieffer, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 48 (1992), S. 417–419.

⁹⁹ Vgl. die Listen der Professoren, Dozenten und Assistenten der Universität Mainz in: MAE/Colmar, AOFAA, AC 197/2. Nach seinem Besuch im Mainzer Rektorenamt schrieb Theodor Schieffer an Heinrich Büttner am 7.4.1946: »Ich hätte beinahe laut aufgelacht über die automatische Sicherheit, mit der unsere Wege unter den unwahrscheinlichsten Voraussetzungen sich immer wieder berühren«; zit. nach WOJTYNOWSKI, Das Fach Geschichte (wie Anm. 95), S. 24.

¹⁰⁰ Vgl. Eugen EWIG, Trier im Merowingerreich. Civitas, Stadt, Bistum, Trier 1954.

¹⁰¹ Ewig war im Jahre 1948 ein Lehrstuhl an der Universität des Saarlandes angeboten worden, den er jedoch abgelehnt hatte. Der verantwortliche Regierungsrat im Saarbrücker Ministerium für Kultus, Unterricht und Volksbildung schrieb ihm daraufhin am 7.7.1948 (Privatpapiere Eugen Ewig): »Die Entschiedenheit mit der Sie den Lehrstuhl ablehnen ist für Sie vielleicht ehrenvoller als dieser Lehrstuhl«.

¹⁰² Rede von Eugen Ewig in französischer Sprache [1956]; ibid.

lein initiierten Internationalen Historikertreffen in Speyer zwischen 1948 und 1950 engagierte er sich darüber hinaus maßgeblich für die Rückkehr der (west-)deutschen Historiker in den Kreis der internationalen Historikerkunft¹⁰³. Diese »Institution von eigenartig privatem oder zumindest nur unauffällig offiziellem Charakter« verfolgte das Ziel, die nationalen Geschichtsschreibungen und Schulgeschichtsbücher einer intensiven Überprüfung zu unterziehen, um die unterschiedlichen Geschichtsbilder einander anzugleichen und über diesen Weg einen vielschichtigen Umerziehungs- und Annäherungsprozeß zwischen ehemaligen Kriegsgegnern auf zivilgesellschaftlicher Ebene einzuleiten¹⁰⁴. Ewig gehörte damit zu den Mitbegründern des sogenannten »Esprit de Spire«, mit dem der »Geist internationaler und insbesondere deutsch-französischer Verständigung auf dem Grunde der Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Gesinnung« beschworen wurde¹⁰⁵. Als Mitarbeiter von Schulgeschichtsbüchern beteiligte er sich im folgenden daran, diesem »Esprit« Dauerhaftigkeit zu verleihen¹⁰⁶.

Institutionalisierte Dialogstrukturen wie die Treffen in Speyer förderten zum einen die Neukonfiguration der Netzwerke des Wissens und der Wissenschaft im europäischen Kontext; zum anderen leisteten sie über »die Koordinierung des abendländischen Geschichtsbildes«¹⁰⁷ einen Beitrag zu der Imaginierung eines neuen gemeinsamen Raumes bzw. zu einem Prozeß, den Karl Schlögel als »Remapping« bezeichnet¹⁰⁸. Durch die Infragestellung einer Vielzahl von Werten und Einstellungen, aber auch von bisher vertrauten Räumen begannen sich genauso die »Karten in den Köpfen« zu wandeln. An diesen mentalen Transformationsprozessen beteiligten sich auch die Historiker auf unterschiedliche Weise und mit verschiedenen Inhalten¹⁰⁹. Es kann als Kontinuität im Denken von Eugen Ewig gewertet werden, daß er bei der Suche nach dem alternativen Ort der deutschen Nation über die nationalen Grenzen hinausschaute und mit einer kulturell-weltanschaulichen Argumentation eine historiographische Westverschiebung des preußenlastigen Deutschland-

¹⁰³ Ewigs Teilnahme am I. (wie u.a. Ritter, Schnabel und Ramackers) und III. Internationalen Historikertreffen in Speyer (wie u.a. Büttner, Heimpel, Hübinger, Schieffer, Tellenbach) ist in den Quellen belegt; vgl. MAE/Colmar, AC 262 (1) und 275 (1).

¹⁰⁴ Vgl. Christoph CORNELISSEN, Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2001, S. 470ff.

¹⁰⁵ H.W. ERBE, Internationales Historikertreffen in Speyer, in: GWU 1 (1950), S. 301f.

¹⁰⁶ In der Serie »Erbe des Abendlandes« übernahm Ewig gemeinsam mit dem Gymnasiallehrer Robert Frohn einen Band, der vom »Sacrum Imperium des Abendlandes« bis zum »Zeitalter des Absolutismus« reichte; Erbe des Abendlandes. Lehrbuch der Geschichte für höhere Schulen, Teil II: Das Abendland, Düsseldorf 1954.

¹⁰⁷ Dritter Internationaler Historikerkongreß vom 17.–20. Oktober 1949, in: GWU 1 (1950) 1, S. 52.

¹⁰⁸ Vgl. Karl SCHLÖGEL, Die Mitte liegt ostwärts, München 2002, S. 248ff.

¹⁰⁹ Sebastian CONRAD, Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945–1960, Göttingen 1999, S. 360.

bildes einforderte. In Anlehnung an Hermann Platz und aus einem weiterhin bestehenden antipreußischen Affekt heraus formulierte er eine rheinische »Kernlandtheorie«, indem er die europäischen Gemeinsamkeiten in die karolingische Vergangenheit zurückprojizierte und für das Rheinland eine geschichtlich wichtige, schicksalhafte Aufgabe reklamierte: »Nicht zufällig ist der Schwerpunkt unseres Lebens gerade in einer Zeit, die zur europäischen Einheit strebt, wieder an den Rhein gerückt. Damit ist eine wichtige Voraussetzung für die Sendung des rheinischen Deutschland gegeben«¹¹⁰. Den kontingenten Begriff »Europa« füllte er mit »Abendland« und ordnete auf diese Weise den Nationsbegriff in die christlich-abendländische Wertegemeinschaft ein, um Deutschland den Sprung in einen übergreifenden Kulturraum zu ermöglichen. Diesen Aufsatz hatte Ewig dem Bundeskanzler zukommen lassen und in seinem vertraulichen Schreiben nochmals auf die Bedeutung einer abendländischen Geschichtsforschung hingewiesen:

Der Wert der Arbeit dieser und anderer Gelehrter liegt darin, daß sozusagen von innen her, ohne unnütze Diskussionen über die jüngere nationalsozialistische oder die vorhergehende preußische Epoche ein neues Geschichtsbewußtsein geprägt wird. Daß dieser Arbeit aber damit auch eine eminent politische Bedeutung zukommt, liegt auf der Hand [...]. Der Bund wird nach meiner Meinung die Zukunft gewinnen, wenn es ihm gelingt, ein neues Nationalbewußtsein zu prägen, das von vornherein in die europäische Ganzheit eingebettet ist. Das westdeutsche Volk fühlt dies sehr wohl, wenn es sich auch von sich aus von den überkommenen Anschauungen nicht befreien vermag. Der Weg, der aus dem Dilemma führt, ist aber, wie gesagt, bereits von einer Reihe von Forschern beschritten. Es liegt auch im Interesse des Bundes, diesen positiven Kräften die Bahn frei zu machen¹¹¹.

Ewigs Ausführungen deuten auf ein dialektisches Verhältnis von historisch unterlegten Raumdiskursen und politischer Neuorientierung hin, das die Bonner Politik der Westintegration und die deutsch-französische Verständigung historisch flankierte. Thesenartig kann hier formuliert werden, daß der Kanzler das räumliche Konstrukt des Okzidents bzw. des Westens brauchte, so wie der Diskurs über die Geschichte des Abendlandes ohne die Westintegration der Bundesrepublik nicht zu denken ist.

Mittler zwischen deutscher und französischer Historie

Wer Eugen Ewig in späteren Jahren kennenlernte, mag sich nur schwerlich vorstellen, wie auch ihn Krieg und Nachkriegszeit politisiert hatten. Neben den Zeitumständen mögen dazu auch die persönlichen Kontakte zu Robert

¹¹⁰ Eugen EWIG, Landschaft und Stamm in der deutschen Geschichte, in: GWU 1 (1950), S. 154–168.

¹¹¹ Eugen Ewig an Konrad Adenauer, 5.9.1950; Privatpapiere Eugen Ewig.

Schuman und Konrad Adenauer beigetragen haben, zwischen denen er sich als »Postillon« betätigte¹¹². Der direkte Kontakt zum Bundeskanzler läßt sich ab Ende der 1940er Jahre nachweisen¹¹³; die enge Beziehung zu Schuman war seit der Metzger Zeit nie abgebrochen. Bei einem Essen mit dem französischen Außenminister am 22. April 1950 in Paris bemühte sich Ewig dabei, mögliche »Voreingenommenheiten« auf französischer Seite gegenüber Adenauer auszuräumen. Mit diesem Bestreben rannte er bei Schuman jedoch offene Türen ein, der die »hohen moralischen Qualitäten« des Kanzlers betonte und ihn als die beste Lösung für die Bundesrepublik und das europäische Interesse bezeichnete, wie Adenauers Leibarzt und zukünftiger Schwiegervater von Ewig, Paul Martini, dem Kanzler am 10. Mai 1950, also am Tag nach der Verkündung des Schuman-Plans mitteilte¹¹⁴.

Die Wertschätzung, die Ewig im Kanzleramt zuteil wurde, dokumentiert auch das Angebot des damaligen Ministerialdirektoren im Bundeskanzleramt und späteren Botschafters in Paris Herbert Blankenhorn, der Ewig am 4. September 1950 vorschlug¹¹⁵, »als Angestellter mit dem Gehalt eines Oberregierungsrats für 6 Monate das Amt eines Kulturreferenten beim deutschen Generalkonsulat in Paris« wahrzunehmen¹¹⁶. Obgleich er zu dem Entschluß kam, »daß eine kurz befristete Tätigkeit in Paris weder der deutschen Sache förderlich noch vor meiner Familie und der Mainzer Universität vertretbar« sei¹¹⁷, vergaß Adenauer Ewigs enge Verbindungen nach Frankreich nicht und ließ ihn in Person von Blankenhorn wissen, »daß er Sie gern von Fall zu Fall zu Missionen nach Paris berufen wird, die einen besonders vertraulichen Charakter besitzen«¹¹⁸. Die Überlegungen, den damals 37jährigen Ewig mit politischen Aufgaben zu betrauen, kamen nicht von ungefähr, verstand er sich doch

¹¹² Ich danke Herrn Prof. Dr. Vincent Berning für diese Information vom 27.11.2004.

¹¹³ Am 5.5.1949 übersandte das Büro des damals als Präsident des Parlamentarischen Rates fungierende Adenauer folgendes Schreiben an Ewig (Privatpapiere Eugen Ewig): »Sehr geehrter Herr Dr. Ewig! Präsident Dr. Adenauer bittet Sie, morgen vormittags ½ 11 Uhr zu ihm in den Parlamentarischen Rat zu kommen«.

¹¹⁴ Paul Martini an Konrad Adenauer, 10.5.1950; *ibid.*

¹¹⁵ In einem Schreiben von André François-Poncet für Robert Schuman vom 16.5.1950 teilt dieser dem französischen Außenminister mit, daß Adenauer ihm seine Absicht mitgeteilt habe, Eugen Ewig mit einem noch zu definierenden Posten an das Generalkonsulat nach Paris zu entsenden. Vor dieser Entscheidung wünsche er jedoch die Meinung von Schuman (André François-Poncet an Robert Schuman, 10.5.1950; MAE/Paris, Europe, Allemagne, 1944–1970, Bd. 143, Bl. 36). Über den französischen Botschafter in London, René Massigli, ließ Schuman ausrichten, daß er eine solche Entscheidung begrüße (René Massigli an Ministère des Affaires étrangères, 18.5.1950; *ibid.*).

¹¹⁶ Vgl. zum politischen Kontext: Frank-Lothar KROLL, Deutschlands Weg nach Europa. Der Wiederaufbau des Auswärtigen Dienstes und die Errichtung deutscher Generalkonsulate in Paris und London 1950, in: Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 3 (1990), S. 161–180.

¹¹⁷ Eugen Ewig an Konrad Adenauer, 5.9.1950; Privatpapiere Eugen Ewig.

¹¹⁸ Herbert Blankenhorn an Eugen Ewig, 5.10.1950; *ibid.*

in den Nachkriegsjahren selber als Historiker mit politischen Ambitionen, wie aus seinem »vertraulichen« Schreiben vom 5. September 1950 hervorgeht. Er skizzierte hier ein historisches Forschungsprojekt zum besseren »Verständnis der europäischen Vergangenheit«:

Ziel wäre ein vom Rhein her geprägtes neues deutsches und europäisches Bewußtsein. Diese Arbeit müßte ihren Ausgang vom Mittelalter nehmen, weil hier einerseits die Anfänge des Abendlandes liegen und andererseits der zeitliche Abstand einer ruhigen Betrachtung besonders förderlich ist¹¹⁹.

Aus den weiteren Darlegungen wird zudem deutlich, daß Ewig sich innerlich noch nicht gänzlich von der Idee verabschiedet hatte, den Posten des Kulturreferenten zu übernehmen, doch zum einen mußte ihm diese Stelle eine langfristige materielle Absicherung bieten, zum anderen schwebte ihm eine Funktion an der Schnittstelle von Diplomatie und Wissenschaft vor:

Ein Pariser Kulturreferent, der einige Muße zu wissenschaftlicher Arbeit hätte, könnte ohne jedes Aufsehen sowohl den Kontakt zwischen den aufgeschlossenen Kreisen hüben und drüben herstellen, wie auch selbst in Verbindung mit dem Kreis westdeutscher Universitätslehrer die notwendigen Forschungen in die Wege leiten. Frankreich ist für diesen Zweck der wichtigste Ansatzpunkt, weil die deutsch-französischen Kulturbeziehungen für die Werden und erste Blütezeit des Abendlandes weitaus am bedeutsamsten waren. In einigen Jahren wäre ein festes wissenschaftliches Fundament gelegt, das auch die widerstrebenden oder zögernden Kreise nicht mehr übersehen könnten.

Sind diese Pläne als Urzelle für die acht Jahre später gegründete deutsche historische Forschungsstelle zu verstehen? Mehr als Vermutungen können hier nicht angestellt werden. Dafür finden wir Bestätigung, daß das Bundeskanzleramt die Funktion des Kulturreferenten nicht wie Ewig definieren wollte: »Eine Verbindung beider Dinge, diplomatische Tätigkeit und wissenschaftliche Forschung, ist auf Dauer nicht möglich, da entweder das eine oder das andere darunter zu stark leiden würde«¹²⁰.

¹¹⁹ Eugen Ewig richtete am 5.9.1950 zwei Briefe an Konrad Adenauer; in dem oben zitierten begründete er seine Ablehnung, die Stelle eines Kulturreferenten in Paris anzunehmen, in dem zweiten vertraulichen Schreiben legte er sein Forschungsvorhaben dar (ibid.). Ewigs Plädoyer für das Mittelalter als Ausgangspunkt für ein historisches Forschungsprojekt kann zweifellos als »blauäugig« bezeichnet werden, hatte doch gerade der Nationalsozialismus diese Epoche wie kein anderes Regime in Deutschland zuvor legitimiert und ihr »eine neue, völkische Bedeutung« gegeben (Oded HEILBRONNER, »[...] aber das »Reich« lebt in uns«. Katholische Historiker unter dem Nationalsozialismus, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXV [1996], S. 219–231, hier S. 230). Karen Schönwalder weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß sich der »Sachsenschlächter« Karl der Große in den letzten Kriegsjahren vom Saulus zum Paulus entwickelte, instrumentalisierten ihn die Nationalsozialisten doch nun angesichts des Vordringens der Roten Armee im Osten als Wegbereiter einer abendländischen Europaidee, mit der sich das »Dritte Reich« als letztes Bollwerk gegen den anstürmenden Bolschewismus zu profilieren gedachte; Karen SCHÖNWALDER, »Taking Their Place in the Front-line(?): German Historians during Nazism and War, in: ibid., S. 205–217, hier S. 215f.

¹²⁰ Herbert Blankenhorn an Eugen Ewig, 5.10.1950; Privatpapiere Eugen Ewig.

Eine Institutionalisierung der deutsch-französischen Historikerbeziehungen in Form einer deutschen Forschungsstelle in Paris trat folglich wieder in den Hintergrund, blieb jedoch weiterhin ein Projekt von Eugen Ewig, wie aus seiner Notiz für Konrad Adenauer vom Sommer 1952 zu entnehmen ist, in der wie bereits 1950 die »politisch-psychologischen« vor den fachlichen Gesichtspunkten standen: »Von den gemeinsamen Grundlagen der Geschichte beider Völker her ist der Kontakt am leichtesten zu finden und gegebenenfalls ein gemeinsames Geschichtsbild am besten zu erarbeiten. Die nationale Empfindlichkeit kann durch eine solche Arbeit nicht erregt werden«¹²¹.

Hinter diesen Ausführungen verbarg sich die Idee, die Gründung einer historischen Forschungsstelle in die laufenden Verhandlungen über ein deutsch-französisches Kulturabkommen aufzunehmen und nach Möglichkeit im Vertragstext zu fixieren¹²². Wie Rudolf Salat, Leiter der Kulturabteilung im AA, Ewig jedoch Ende 1952 mitteilte, war an eine solche Regelung nicht zu denken, gehörte es doch nicht zu den Usancen von Kulturabkommen, konkrete Projekte in den Vertragstext aufzunehmen¹²³. Eine schnelle Verwirklichung des Projektes erschien somit illusorisch, wie Ewig in einem Schreiben an Salat vom 27. März 1953 befürchtete¹²⁴, doch ließ sich der Mainzer Historiker von der zurückhaltenden Reaktion der Kulturabteilung des AA nicht abschrecken. Er präzisierte nunmehr seine Pläne und sprach sich für ein »zweiseitiges Projekt« und »die Bildung eines Teams mittelalterlicher Historiker« aus, um sowohl in Frankreich ein deutsches und in der Bundesrepublik ein französisches historisches Institut zu gründen. Selbst aus heutiger Sicht erscheint es visionär, daß Ewig bereits 1952 eine integrierte Form der Zusammenarbeit anstrebte:

Die beiderseitigen Forschungsstellen würden unter der Aufsicht je eines Beirats von Ordinarien beider Länder arbeiten, die an dem Projekt persönlich oder amtlich interessiert wären [...]. Die Beiräte müßten das Programm für die Forschungsstellen entwerfen und in regelmäßigen Abständen zusammentreten. Eine Fusionierung zu einem regelrechten Team wäre ins Auge zu fassen¹²⁵.

Am 20. Mai sprach er mit Henry Spitzmuller, Nachfolger von Raymond Schmittlein an der Spitze der Direction générale des Affaires culturelles, der auf seine Pläne durchaus positiv reagierte und bei den entscheidenden Stellen vorsichtig sondieren wollte. Zugleich wandte sich Ewig im Mai brieflich an Robert Schuman, »um ihn über das Projekt zu orientieren«. Von bundesdeutscher Seite war für den Moment jedoch wenig politische Unterstützung zu erwarten, standen am 6. September 1953 doch Bundestagswahlen an¹²⁶.

¹²¹ Notiz von Eugen Ewig für Konrad Adenauer [Sommer 1952]; *ibid.*

¹²² Walter Hallstein an Eugen Ewig, 23.12.1952; *ibid.*

¹²³ Rudolf Salat an Eugen Ewig, 30.12.1952; *ibid.*

¹²⁴ Eugen Ewig an Rudolf Salat, 27.3.1953; *ibid.*

¹²⁵ Eugen Ewig an Rudolf Salat, 21.5.1953; *ibid.* Hier auch das folgende Zitat.

¹²⁶ Rudolf Salat an Eugen Ewig, 5.8.1953; *ibid.*

Eine neue Gelegenheit ergab sich erst, als Adenauer Anfang 1954 gegenüber Vertretern der westdeutschen Geschichtswissenschaft verlauten ließ, aus dem seiner Bewirtschaftung vorbehaltenen Teil des Forschungsfonds geschichtswissenschaftliche Vorhaben unterstützen zu wollen. Neben drei weiteren Historikern ließ auch Heinrich Büttner »auf Anregung und nach Rücksprache mit Herrn Ewig« »Vorschläge über historische Forschungsaufgaben« dem Kanzleramt zukommen, die sich aus sechs Unterprojekten zusammensetzten. Die Themenwahl war nicht nur wissenschaftlich begründet, sondern entsprach zugleich jenen abendländischen Tendenzen, die so typisch für die erste Hälfte der Ära Adenauer waren:

Das Reich der Karolinger ist für West- wie Ostfranken, für französische wie deutsche Geschichte, die gemeinsame Ausgangsbasis. Die geistigen und religiösen Strömungen, die verfassungsmäßigen Einrichtungen und die wirtschaftlichen Entwicklungen können in ihren letzten Zusammenhängen nur durch eine überregionale Betrachtung zutiefst erfaßt werden. Die Beziehungen und Spannungsfelder der romanisch-germanischen Welt spielen dabei eine wichtige Rolle¹²⁷.

Büttner hatte den einzelnen Projekten bereits verschiedene Namen von Historikern (Ewig, Heimpel, Hübinger, Schieffer, Steinbach, Tellenbach) zugeordnet, deren Ruf nicht nur fachliche Qualität, sondern auch weltanschauliche Lauterkeit verbürgen sollte:

Die genannten Forscher beschäftigen sich nicht erst ad hoc mit jenen Problemen, die letztlich auf die gemeinsame Grundlage der abendländischen Kultur ausgerichtet sind, sondern wurden durch ihre wissenschaftliche Entwicklung sozusagen von selbst darauf gewiesen, einen möglichst weiten historischen Bereich in ihr Arbeitsfeld einzubeziehen. Daß sich die genannten Herren persönlich der gemeinsamen christlichen Grundlage verpflichtet fühlen, ist wohl kein Zufall¹²⁸.

Als im Kanzleramt die eingegangenen Projektanträge im Dezember 1954 zwischen Ministerialbeamten und Historikern diskutiert wurden¹²⁹, herrschte Einigkeit unter den Teilnehmern, die vom Bundeskanzler in Aussicht gestellten Mittel nicht für die eingereichten Projekte zu verwenden, sondern eher einen »lang gehegten Wunsch der deutschen Historiker«¹³⁰ zu erfüllen: eine Deutsche Historische Forschungsstation in Paris¹³¹. »Die geistige Leitung, die Aufsicht über die Verwaltung, die Vertretung nach außen und die Verantwortung gegenüber dem Kostenträger« sollte ein namhafter deutscher Historiker übernehmen. Ewigs vielfältige Kontakte nach Frankreich bewogen seinen langjäh-

¹²⁷ Vorschläge über historische Forschungsaufgaben [Februar 1954]; BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 261.

¹²⁸ Heinrich Büttner an Paul Martini, 21.2.1954; BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 260.

¹²⁹ Vgl. Zusammenstellung der historischen Forschungsvorhaben mit Themen und Verfassern, für die Zuschüsse beantragt worden sind [Dezember 1954]; ADHIP, Bd. 634.

¹³⁰ Gerd Tellenbach an Wilhelm Grau, 27.12.1954; BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 271.

¹³¹ Vorlage des Referates 9 für den Staatssekretär, 27.12.1954; BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 265ff.

rigen Weggefährten Hübinger, seit 1. März 1954 Leiter der Abteilung III »Kulturelle Angelegenheiten des Bundes«¹³², bereits am 22. Dezember Führung zu ihm aufzunehmen. Schon am nächsten Tag informierte Hübinger das Bundeskanzleramt, daß der Mainzer Mediävist für diese Aufgabe zur Verfügung stehe:

Da das ganze Vorhaben darauf abgestellt ist, zunächst in einem ungezwungenen, fast privaten Stil anzulaufen, halte ich gerade Professor Ewig für besonders qualifiziert, um als Protektor tätig zu sein, da er wie kein anderer der sachlich in Frage kommenden Herren über das hohe Maß an persönlichen Beziehungen zu maßgebenden wissenschaftlichen und politischen Kreisen Frankreichs verfügt, das es ihm ermöglichen wird, so unofficial wie möglich und doch mit entsprechender Autorität aufzutreten¹³³.

Der Freiburger Historiker Gerd Tellenbach, der selbst auch »einen günstigen Eindruck von Persönlichkeit und Leistungsfähigkeit« Ewigs besaß, hielt Rücksprache mit Hermann Aubin, dem Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Historiker, und Friedrich Baethgen, dem Präsidenten der MGH. Aubin gab zu bedenken, daß Ewig im Zweiten Weltkrieg am Staatsarchiv in Metz gearbeitet habe. Zudem sprach gegen ihn in dieser Sondierungsphase sein junges Alter und die damit begründete mangelnde wissenschaftliche Notorietät sowie die fehlende Tradition der Universität Mainz, die »in wissenschaftlichen Kreisen noch nicht das gleiche Ansehen genieße wie andere deutsche Universitäten«¹³⁴. Es war nicht unerheblich, daß sich Max Braubach für Ewig einsetzte und »auf Grund einer sehr genauen Kenntnis der menschlichen und wissenschaftlichen Persönlichkeit von Herrn Ewig« sein Unverständnis über die teilweise anzutreffenden Vorbehalte zum Ausdruck brachte¹³⁵. Anfang Februar 1955 wischte Hübinger die Einwände gegen Ewig endgültig vom Tisch: »Dieser habe bei seiner Tätigkeit in dem Metzger Archiv nicht gegen französische Interessen gearbeitet; im Gegenteil habe er dort für den späteren Ministerpräsidenten R. Schuman Archivmaterial sichergestellt«. In seiner doppelten Rolle als Leiter der Kulturabteilung im BMI und Historiker bot sich Hübinger nun an, die Errichtung der Forschungsstation gemeinsam mit Ewig vorzubereiten¹³⁶.

Die so verheißungsvoll angelaufenen Planungen gerieten jedoch durch den negativen Bescheid der Diplomatischen Vertretung in Paris vom 16. März 1955 ins Stocken. Bei einer neuerlichen Beratung im Kanzleramt schlug Hübinger Mitte Januar 1956 vor, in privaten Besprechungen zwischen bundes-

¹³² BMI an Hübinger 16.3.1954; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 184.

¹³³ Paul Egon Hübinger an Wilhelm Grau, 23.12.1954; BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 262.

¹³⁴ Vgl. Gerd Tellenbach an Wilhelm Grau, 27.12.1954; BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 271ff.; Vorlage des Referates 9 (Wilhelm Grau) »Betr.: Historische Forschungsstation in Paris«, März 1955; *ibid.*, Bl. 282ff.

¹³⁵ Max Braubach an Wilhelm Grau, 31.12.1954; BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 275.

¹³⁶ Vgl. Vorlage des Referates 9 (Wilhelm Grau) »Betr.: Historische Forschungsstation in Paris«, März 1955; BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 282ff.

deutschen und französischen Historikern die praktischen Schritte zur Verwirklichung dieses Projektes zu erörtern. Er regte ferner an, Eugen Ewig für eine Reise nach Paris zu gewinnen, »um diese erste vorsichtige Fühlungnahme aufzunehmen«¹³⁷. Dieser willigte umgehend ein und reiste mit Mitteln des Bundeskanzleramtes vom 26. Februar bis 17. März 1956 in die französische Hauptstadt¹³⁸, wo er mit den 30 führenden Persönlichkeiten des kulturellen Lebens in Paris aus den verschiedenen Universitäten und Grandes Écoles zusammentraf sowie darüber hinaus Robert Schuman und André François-Poncet (1887–1978) aufsuchte. »Kein Gesprächspartner hat irgendeinen Einwand gegen die Errichtung einer deutschen Forschungsstelle erhoben«, so Ewigs erste Schlußfolgerung, doch formulierten die französischen Historiker vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit dem »Deutschen Institut« während der »Occupation«¹³⁹ eine Grundbedingung: sie »sur base universitaire« einzurichten¹⁴⁰. Ewig wußte, daß es bei seiner Reise nicht alleine um die Eröffnung einer wissenschaftlichen Einrichtung ging, sondern genauso um die deutsch-französische Verständigung: »Sie [die Aussagen der französischen Historiker] zeigen aber auch, daß die Forschungsstelle eine Brücke zu den französischen Kreisen werden kann, die Deutschland bis heute noch reserviert gegenüberstehen«. Da nun auch die Bonner Diplomaten keine Einwände mehr hatten, war der Durchbruch geschafft.

Ihren wissenschaftlichen bzw. zivilgesellschaftlichen Charakter sicherten Gerd Tellenbach, Max Braubach und Eugen Ewig, indem sie am 2. April 1957 in Mainz die Wissenschaftliche Kommission zur Erforschung der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen als Gesellschaft des Bürgerlichen Rechts gründeten, zu der 1959 Paul Egon Hübinger nach seinem Ausscheiden aus dem BMI stieß¹⁴¹. Die ehrenamtlichen Mitglieder wählten Eugen Ewig zum Geschäftsführer, der in den folgenden Monaten die Institutionalisierung in Verhandlungen mit den offiziellen Instanzen und besonders mit dem Bundesinnenministerium auf den Weg brachte, das die Forschungsstelle bis zu ihrer Umwandlung in ein Bundesinstitut im Jahre 1964 vollständig finanzierte.

¹³⁷ Vermerk über eine Besprechung im Bundeskanzleramt vom 17.1.1956, 11.00 Uhr zum Plan einer deutschen geschichtswissenschaftlichen Station in Paris, 20.1.1956; PA/AA, B 94, Bd. 615.

¹³⁸ Eugen Ewig an das Bundeskanzleramt, 30.1.1956; BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 336.

¹³⁹ Vgl. Eckard MICHELS, *Das Deutsche Institut in Paris 1940–1944. Ein Beitrag zu den deutsch-französischen Kulturbeziehungen und zur auswärtigen Kulturpolitik des Dritten Reiches*, Stuttgart 1993; Frank-Rutger HAUSMANN, »Auch im Krieg schweigen die Museen nicht«. Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg, Göttingen 2001.

¹⁴⁰ Bericht über meine Sondierung in Paris zwecks Errichtung einer deutschen Forschungsstelle, März 1956; BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 353ff.

¹⁴¹ Vgl. Eugen EWIG, Paul Egon Hübinger (1911–1987), in: *Francia* 15 (1987), S. 1143–1147.

Mit maßgeblicher Unterstützung durch Schuman und Adenauer¹⁴² konnte schließlich das Centre allemand de recherches historiques am 21. November 1958 offiziell eröffnet werden und seine Tätigkeit unter maßgeblichem Zutun der beiden ersten Mitarbeiter, Hermann Weber und Rolf Sprandel, aufnehmen. Dem 1964 in ein Bundesinstitut umgewandelten Deutschen Historischen Instituts blieb Ewig als Mitglied bzw. Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats bis 1984 treu.

Zu seinen ersten Bemühungen, sich als Mittlerinstitution zu profilieren, gehörte die Organisation von deutsch-französischen Historikertreffen, dessen erstes 1961 in Saarbrücken stattfand und zu einem Markstein für das weitere Verhältnis der Historiker beider Länder werden sollte, wie aus dem von Ewig verfaßten Tagungsbericht hervorgeht:

In seinem Schlußwort betonte Prof. [Fernand] Braudel als Sprecher der französischen Delegation, daß die seit 1914 unterbrochenen Beziehungen zwischen der deutschen und der französischen Geschichtswissenschaft erst auf dieser Tagung wieder neu geknüpft worden seien, daß das Colloquium in jeder Hinsicht einen Neuanfang bedeute¹⁴³.

Fazit

Frühe räumliche und intellektuelle Prägungen im katholisch-abendländischen Milieu des Rheinlandes hatten den Blick von Eugen Ewig bereits in frühen Jahren in Richtung Frankreich gerichtet, das ihm im Gegensatz zu nicht wenigen Vertretern der deutschen Historikerkunft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht zu dem immer wieder beschworenen »Erbfeind« geworden war. Während diese mit ihren Forschungen maßgeblich zur Verbreitung dieses Bildes beigetragen hatten, erlag Ewig selbst während des »Dritten Reichs« nicht dem Anpassungsdruck. Im Gegensatz zu nicht wenigen Kollegen widersetzte er sich der Tendenz, »für das zentrale Problem des jetzigen Krieges und der bevorstehenden Neuordnung Europas das geschichtliche Rüstung beizubringen«¹⁴⁴. Vielmehr entwickelte er in dieser Zeit eine transnationale Sensibilität, auf deren Grundlage er nach 1945 Brücken über den Rhein baute und »verständigungspolitische Partner« (Hans Manfred Bock) aufspürte, die ihm im eigenen Land Glaubwürdigkeit verliehen und es ihm erlaubten, zuweilen zwischen Politik und Wissenschaft, aber zumeist auf dem zivilgesellschaftlichen Feld der deutsch-französischen Historikerbeziehungen die

¹⁴² Robert Schuman an Konrad Adenauer, 5.6.1958; Konrad Adenauer an Robert Schuman, 24.6.1958; BAK, B 136, Bd. 3036.

¹⁴³ Tagungsbericht von Eugen Ewig, 2.6.1961; BAK, B 250, Bd. 7.

¹⁴⁴ Fritz HARTUNG u.a. (Hg.), Das Reich und Europa, Leipzig² 1941, Vorwort S. VII.

Verständigung zu fördern. Diese für Mittler determinierende »doppelte Responsivität« konnte er nun in einer Dialektik von wissenschaftlicher Kompetenz und zivilgesellschaftlichem Engagement in die sich entwickelnden transnationalen Dialogsstrukturen zwischen beiden Ländern einbringen. Die Rückbesinnung auf das Mittelalter bzw. die christlich-abendländische Kultur hatte dabei in der Nachkriegszeit sowohl in der Geschichtswissenschaft als auch in der Politik Konjunktur und ermunterte nicht wenige Historiker bei dem Wettlauf um knappe Ressourcen zu einer Neuausrichtung ihrer Mobilisierungsstrategien. Ewig mußte auf den christlich-abendländischen Zug nicht erst aufspringen, zeugte sein bisheriges Lebenswerk und sein Denken doch gerade auf diesem Feld von einer beachtlichen Kontinuität über die politischen Brüche in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts hinweg. Ohne hier in apologetische Züge zu verfallen, läßt sich für Eugen Ewig zweifellos festhalten, daß es ihm auch während des »Dritten Reiches« gelang, die ihm u.a. von Wilhelm Levison vermittelten wissenschaftlichen Standards zu wahren. So fiel es ihm nach 1945 leichter als anderen, aktuelle Zeitstimmungen und neue gesellschaftliche Interessen aufzunehmen, um sie wissenschaftspolitisch zu institutionalisieren. Das in Netzwerken und freundschaftlichen Beziehungen erworbene soziale Kapital konnte er als »créateur« und »acteur«¹⁴⁵ nun nicht alleine bei der Gründung und Institutionalisierung einer neuen wissenschaftlichen Mittlerinstitution, der Deutschen Historischen Forschungsstelle in Paris, einbringen; auch in anderen Bereichen beteiligte er sich an der Verdichtung von transnationalen Netzwerken. Mögen diese Aktivitäten auch auf einen kleinen elitären Kreis beschränkt geblieben sein, so besteht doch kein Zweifel, daß Eugen Ewig zu jener »relativ breite[n] Generation von Mittlern«¹⁴⁶ gehörte, die im deutsch-französischen Kontext ab Ende der 1950er Jahre innerhalb der gesellschaftlichen bzw. wissenschaftlichen Austauschinstitutionen heranwuchsen. Die bislang nur unzureichenden Informationen über ihre Lebenswege und identitätsstiftenden Schlüsselerlebnisse sollte für die Forschung Grund genug sein, sich ihrer in Zukunft verstärkt anzunehmen.

¹⁴⁵ Vgl. Hans Manfred BOCK, Créateurs, organisateurs et vulgarisateurs. Biographies de médiateurs socio-culturels entre la France et l'Allemagne au XX^e siècle, in: *Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande* 33 (2001) 1, S. 453–467.

¹⁴⁶ BOCK, Vom Beruf des kulturellen Übersetzens (wie Anm. 7), S. 13.

CHRISTOPH CORNELISSEN

DIE GRÜNDERVÄTER DES DEUTSCHEN HISTORISCHEN INSTITUTS PARIS

Erkenntnisse und offene Fragen

Seit seiner Gründung im Jahr 1958 vermochte das Deutsche Historische Institut Paris (DHIP) der deutschen und französischen Geschichtswissenschaft wiederholt wichtige Impulse zu vermitteln. Daß sich hierüber ein enger wechselseitiger Austausch zwischen deutschen und französischen Historikern und Historikerinnen einstellte, läßt sich unter anderem daran ablesen, daß Karl Ferdinand Werner, Direktor des Instituts von 1968 bis 1989, dazu aufgefordert wurde, den ersten Band in der angesehenen Reihe *Histoire de la France* im Verlag Fayard zu verfassen¹. Überdies fungierte das DHIP seit Ende der 1950er Jahre kontinuierlich als ein herausgehobenes Forum zur Vermittlung der deutschen Geschichte und Geschichtswissenschaft nach Frankreich sowie zugleich als eine Bühne, auf der deutsche Historiker eine engere Bekanntschaft mit französischen historiographischen Debatten machen konnten².

Ungeachtet der hier nur angedeuteten Erfolgsbilanz kann und darf sich die Beschäftigung mit den Gründern und der Gründungsgeschichte des DHIP nicht in einem selbst-kongrulatorischen Diskurs erschöpfen. Tatsächlich liegen sogar viele Umstände seiner Anfänge noch in einem relativen Dunkel. Wer also nach den Gründern und den Anfängen der Instituts fragt, kommt nicht umhin, zunächst den Blick auf den weiteren historiographie- und damit zugleich politikgeschichtlichen Rahmen zu richten, um sich ein sicheres Terrain zu verschaffen. Das erscheint nicht zuletzt deswegen notwendig, weil die Themenstellung indirekt auf die lange Dauer der spannungsreichen Beziehungen zwischen der deutschen und französischen Historiographie, vor allem aber auch auf jeweils nationale Besonderheiten in ihren Entwicklungspfadern verweist. Wohl kaum zufällig spricht Peter Schöttler in seinem

¹ Karl Ferdinand WERNER, *Histoire de la France: Les origines (avant l'an mil)*, Paris 1986; in deutscher Übersetzung: *Geschichte Frankreichs*, Bd. 1, *Die Ursprünge Frankreichs bis zum Jahr 1000*, hg. von Jean FAVIER, aus dem Franz. übertragen von Cornelia DIRLMEIER, Stuttgart 1989.

² Zur Leistungsbilanz des DHIP siehe Gesamtverzeichnis der Veröffentlichungen, bearb. von Rainer BABEL u. Rolf GROSSE, Paris 1994, in: Werner PARAVICINI (Hg.), *Das Deutsche Historische Institut Paris. Festgabe aus Anlaß der Eröffnung seines neuen Gebäudes, des Hôtel Duret de Chevry, Sigmaringen 1994*, S. 125–138.

Beitrag von einem »verminten Terrain« für die deutschen Historiker, als es darum ging, in Paris ein Deutsches Historisches Institut aufzubauen³. Es erscheint daher sinnvoll, zunächst das historische, genau genommen das historiographische Erbe etwas genauer in den Blick zu nehmen, um im Anschluß daran die Gründungsgeschichte im engeren Sinn kursorisch nachzuzeichnen. In einem dritten Teil werden abschließend methodische Fragen zur neueren Biographieforschung angeschnitten sowie verschiedene offene Fragen angedeutet.

Vom historiographischen Erbe

Wenn man sich auf die Suche nach den »Minenlegern« und »Minenräumern«, ihren Motiven und Interessen begibt und hierbei außerdem den allgemeinen Rahmenbedingungen seine Aufmerksamkeit schenkt, dann wird der Blick fast zwangsläufig an die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zurückgelenkt. Denn erst eine solch lange Blickachse erlaubt es, die Konjunkturen in der Abfolge von wechselseitigen Beziehungen, Verflechtungen, aber auch Abgrenzungen sowie dezidierter Abwehr zwischen deutschen und französischen Historikern erkenntlich zu machen, wurde doch die Geschichtswissenschaft in beiden Ländern von starken nationalen Impulsen geprägt und im 20. Jahrhunderts sogar wiederholt zum Spielball der jeweils obwaltenden Machtbeziehungen. Außerdem werden nur über einen derartigen Längsschnitt die politischen, ökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen ersichtlich, unter denen das DHIP am Ende der 1950er Jahre gegründet werden konnte.

Was bedeutet das im einzelnen? Was vor dem Ersten Weltkrieg – wenn auch nicht ohne Zwischentöne – als ein hoffnungsvoller Auftakt zum Aufbau einer internationalen Fachgemeinschaft erschienen war, ist im Nachhinein mit Blick auf die französische Seite als der Prozeß einer nachholenden, fachlichen Professionalisierung gedeutet worden. Denn im Gegensatz zu Deutschland lagen die Gründungsjahre der universitären Historiographie in Frankreich erst in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, wobei vor allem in organisatorischer und methodischer Hinsicht das deutsche Modell Pate gestanden hatte. Gleichzeitig aber sorgten die politischen und gesellschaftlichen Tendenzen der Epoche dafür, daß die französischen Universitätshistoriker im Unterschied zu ihren deutschen Zunftgenossen sich als Teil eines breiten republikanischen Konsenses begriffen. Zur nationalen Traditionspflege gehörte deswegen in Frankreich die historiographische Rechtfertigung der revolutionären Errungenschaften von 1789. Damit einher gingen allerdings ein oft ausge-

³ Vgl. dazu den Beitrag von Peter Schöttler in diesem Band.

prägender methodischer Konservatismus und eine Ausrichtung auf traditionelle Fragestellungen der Politikgeschichte, so daß bei der Betrachtung des deutschen und französischen Entwicklungspfades bis ins 20. Jahrhundert durchaus viele Parallelen sichtbar werden⁴.

Die sich hierüber abzeichnende Konvergenz zwischen den Historikern beider Länder ist bekanntlich im erbittert ausgetragenen »Krieg der Worte« während des Ersten Weltkriegs an ein vorläufiges Ende gelangt. Wohl kaum läßt sich sagen, die Historiker beider Seiten hätten sich damals über die Kampflinien an den militärischen Fronten hinweg verständigt, »au-dessus de la mêlée«, wie es Romain Rolland formuliert hat⁵. Das Gegenteil war der Fall. Der vor 1914 herrschende Optimismus, die internationale Kooperation der Gelehrten könne in eine *république des lettres* münden, fand sich danach von einem geschichtsphilosophischen Realismus abgelöst, teilweise sogar von einer dezidiert pessimistischen Grundhaltung. Nach dem Ersten Weltkrieg dauerte es deswegen geraume Zeit, bis erneut direkte Verbindungen zwischen deutschen und französischen Historikern in nennenswerter Dichte aufgenommen wurden. Die Vorgänge finden sich zahlreich dokumentiert⁶. Persönliche Verbindungen kamen an ein Ende, und ursprünglich gemeinsam geplante oder gemeinsam durchgeführte Forschungsprojekte wurden unterbrochen oder liefen ergebnislos aus. Außerdem erfüllten die zuvor etablierten akademischen Kommunikationskanäle – also die Zeitschriften und Editionen oder auch das Tagungsgeschäft – nunmehr nicht länger ihre Funktion, so wie dies noch vor dem Ersten Weltkrieg der Fall gewesen war. Auch die Auslandsaufenthalte, ja das wissenschaftliche Interesse an der Geschichte des anderen ließen ersichtlich nach. Insbesondere die 1920er Jahre gelten daher – in west-östlicher Blickrichtung – als eine Phase der wissenschaftlichen Abwehr deutscher Einflüsse⁷.

Angesichts dieser Lage kann kaum überraschen, wie sehr im gleichen Zeitraum das Klischee vom historischen Feind und damit einhergehend von einer dauernden Völkerfeindschaft in beiden national durchwirkten Historiographien gepflegt wurde. Sicher: Es gab zahlreiche Abstufungen, auch graduelle

⁴ Vgl. Lutz RAPHAEL, Epochen der französischen Geschichtsschreibung, in: Wolfgang KÜTTLER u.a. (Hg.), *Geschichtsdiskurs*, Bd. 1, Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte, Frankfurt a.M. 1993, S. 101–132, hier S. 109.

⁵ Vgl. dazu Michael KLEPSCH, *Romain Rolland im Ersten Weltkrieg. Ein Intellektueller auf verlorenem Posten*, Stuttgart 2000, S. 66. Vgl. zu den französischen Historikern im Krieg: Gerd KRUMEICH, Ernest Lavisse und die Kritik an der deutschen »Kultur«, 1914–1918, in: Wolfgang J. MOMMSEN (Hg.), *Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*, München 1996, S. 143–154.

⁶ Vgl. Karl Dietrich ERDMANN, *Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité international des sciences historiques*, Göttingen 1987.

⁷ Vgl. zuletzt Steffen KAUELKA, *Rezeption im Zeitalter der Konfrontation. Französische Geschichtswissenschaft und Geschichte in Deutschland 1920–1940*, Göttingen 2003.

Unterschiede zwischen der deutschen und französischen Historiographie. Insbesondere die Gründerväter aus der ersten Generation der Annales-Schule lassen sich nicht einfach in ein solches Schema einordnen. Und auch die Angehörigen der sogenannten »Bonner Schule« in der Zwischenkriegszeit waren nicht uneingeschränkte Parteigänger des deutschen Nationalstaats oder eines anti-französischen Revisionismus. Gleichwohl bedarf es keiner aufwendigen Suche, um Belege beiderseits des Rheins dafür zu finden, wie sehr die Konflikte zwischen Deutschland und Frankreich in den Jahrzehnten nach 1918 von zahlreichen Historikern als wesensmäßig verstandene Gegensätze einer deutschen und französischen Mentalität gedeutet wurden. Das Phänomen ist geradezu ubiquitär. Ein Blick in die deutsche und französische Rheinlandliteratur der 1920er und 30er Jahre vermag den Sachverhalt sehr anschaulich aufzuzeigen⁸. Davon sind insbesondere die Traktate derjenigen Historiker im Westen des Reiches nicht frei, die zu Zeitzeugen der französischen Rheinland- und Ruhrbesetzung wurden⁹.

Daß die deutsche Besatzungspolitik in Frankreich während des Zweiten Weltkrieges bei manchem Betroffenen oder auch nur Beobachter auf französischer Seite einen zusätzlichen Schub zu einer wechselseitigen Entfremdung auslöste, noch mehr: Wie sehr hieraus geradezu eine Verfeindung hervorging, liegt auf der Hand¹⁰. Die Beiträge von Peter Schöttler und Wolfgang Freund aus dem vorliegenden Band können dafür als Belege herangezogen werden. Schon seit einigen Jahren bekannt sind außerdem die – letztlich erfolglosen – Versuche Theodor Meyers zum Aufbau eines deutschen historischen Instituts in Paris noch während des Zweiten Weltkriegs¹¹. Welche Absichten er damit verfolgte, skizzierte Mayer in einer »Denkschrift« vom 10. Februar 1941, in der er unverhohlen einen »Führungsanspruch« der deutschen Geschichtswis-

⁸ Vgl. dazu Franziska WEIN, *Deutschlands Strom – Frankreichs Grenze. Geschichte und Propaganda am Rhein 1919–1930*, Essen 1992; sowie speziell zur Ruhrkrise: Christoph CORNELISSEN, *Vom »Ruhrkampf« zur Ruhrkrise. Die Historiografie der Ruhrbesetzung*, in: Gerd KRUMEICH (Hg.), *Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923*, Essen 2004, S. 25–45.

⁹ Vgl. dazu Marlene NIKOLAY-PANTHER, *Das Institut und die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande 1920–1945*, in: Burckhard DIETZ u.a. (Hg.), *Griff nach dem Westen. Die »Westforschung« der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960)*, Bd. 2, Münster 2003, S. 689–714, hier S. 702f.; Eduard MÜHLE, *Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung*, Düsseldorf 2005, S. 152–165.

¹⁰ Zu den strukturellen Unterschieden in der Zwischenkriegszeit vgl. Peter SCHÖTTLER, *Die intellektuelle Rheingrenze. Wie lassen sich die französischen »Annales« und die »NS-Volksgeschichte« vergleichen?*, in: Christoph CONRAD, Sebastian CONRAD (Hg.), *Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich*, Göttingen 2002, S. 271–295.

¹¹ Conrad GRAU, *Planungen für ein Deutsches Historisches Institut in Paris während des Zweiten Weltkrieges*, in: *Francia* 19/3 (1992), S. 108–128.

senschaft im europäischen Raum reklamierte. Konkret wollte er Arbeitsaufträge erteilen, um den Nachweis zu führen, »daß Nordfrankreich in weitgehendem Maße ein germanischer Raum ist. Mag auch der größte Teil der Germanen dort sprachlich romanisiert worden sein, dem Blute und den großen geschichtlichen Leistungen auf allen Gebieten des ganzen Lebens in Volk und Staat nach ist der Anteil der Germanen bedeutend«¹².

Zwar handelte es sich hier »nur« um ein internes Papier, das den französischen Kollegen nicht bekannt war, aber die Stoßrichtung der deutschen Besatzungsherrschaft auf dem Gebiet der Kultur war für alle direkt Betroffenen mehr oder minder ersichtlich. Die Erinnerung daran, insbesondere auch an das 1940 in Paris errichtete Deutsche Institut waren in den 1950er Jahren noch sehr präsent¹³. Ob auch die Mitwirkung Theodor Schieffers, Heinrich Büttners und Eugen Ewigs in der Kommission für Archivschutz zu den »Belastungsfaktoren« bei der späteren Institutsgründung gezählt werden kann, bedarf im einzelnen einer sehr genauen Prüfung¹⁴. Was ursprünglich als Aktion gedacht war, politische und landeskundliche Akten mit dem Ziel sicherzustellen, um Material für den Propagandafeldzug der Nationalsozialisten gegen feindliche Staaten in der Hand zu haben, radikalisierte sich im Laufe des Zweiten Weltkriegs in solch einem Ausmaß, daß die Grenze zur Plünderung der französischen Archive zunehmend fließend ausfiel. Sicher: Von vorschnellen Urteilen sollte man absehen, und doch sticht das fehlende Unrechtsbewußtsein so manch' eines Beteiligten noch in der Nachkriegszeit ins Auge. Hermann Jakobs hat dazu festgestellt: Die Kommission für den »Archivschutz« arbeitete nicht unmittelbar im Troß des Blitzkrieges, war aber als Expertenstab über den Sicherheitsstäben vom SD sowie von dem Außenpolitischen und dem Kolonialpolitischen Amt der NSDAP eingesetzt. Mit ihren zeitweilig 15 Mitarbeitern erbrachten sie 23 Mannjahre in nur eineinhalb Jahren Wirkungszeit¹⁵. Dadurch werden Fragen nach den genauen Modalitäten sowie nach der Art und Weise aufgeworfen, wie die deutschen Historiker und Archivare mit ihren französischen Kollegen umgegangen sind.

¹² Theodor Mayer, Denkschrift, 10.2.1941, hier zit. nach GRAU, Planungen (wie Anm. 11), S. 119f.

¹³ Vgl. zur Kulturpolitik des Deutschen Instituts in Paris Eckard MICHELS, Das Deutsche Institut in Paris 1940–1944, in: *Revue d'Allemagne* 23 (1991), S. 451–466; DERS., Das Deutsche Institut in Paris 1940–1944. Ein Beitrag zu den deutsch-französischen Kulturbeziehungen und zur auswärtigen Kulturpolitik des Dritten Reiches, Stuttgart 1993.

¹⁴ Siehe dazu die Hinweise in Ulrich PFEIL, Über Archivraub und historische Deutungsmacht: Ein anderer Einblick in die deutsche Besatzungspolitik in Frankreich, in: *Francia* 33/3 (2006), S. 163–194. Vgl. zum »Sonderkommando Künsberg« ebenfalls Anja HEUSS, Kunst- und Kulturgutraub. Eine vergleichende Studie zur Besatzungspolitik der Nationalsozialisten in Frankreich und der Sowjetunion, Heidelberg 2000, S. 285–293 sowie S. 305–310.

¹⁵ Hermann JAKOBS, Theodor Schieffer (1910–1992). Ein Gelehrtenleben im 20. Jahrhundert, in: *Historisches Jahrbuch* 113 (1993), S. 1–20, hier S. 7.

Gleichzeitig sollten wir alternative Pfade oder auch gegenläufige Entwicklungen nicht übersehen, so ambivalent deren politische Implikationen gewesen sein mögen. Nützlich ist in diesem Zusammenhang die Formel Heribert Müllers vom »bewunderten Erbfeind«, die er in seiner Analyse des Werkes von Johannes Haller geprägt hat¹⁶. Danach blieb selbst bei stark national oder gar nationalistisch affizierten Gelehrten im Deutschen Reich – für die Haller eben nur ein besonders prägnantes Beispiel abgibt¹⁷ – nach dem Ersten Weltkrieg ein starkes kulturelles Interesse an Frankreich erhalten. In seiner Studie zur Rezeption im Zeitalter der Konfrontation steuert Steffen Kaudelka zahlreiche weitere Belege für die spannungsreiche und widersprüchliche Geschichte von produktivem Dialog, heimlicher Faszination sowie gelehrter Nicht-Rezeption und brüsker Zurückweisung bei. Aus ihnen geht deutlich hervor, wie sehr eine Vielzahl deutscher Historiker sich angesichts der Forschungsleistungen ihrer französischen Kollegen permanent herausgefordert fühlte. Selbst der nicht gerade für sein Feingefühl bekannte Adalbert Wahl meinte beispielsweise 1936, daß die Franzosen »uns deutschen Historikern an Gründlichkeit und Breite ihrer Untersuchungen und Monographien seit langem überlegen« seien. Emblematischer und zugleich aufschlußreich sprach Hermann Heimpel vier Jahre später, also 1940, in der *Historischen Zeitschrift* von dem »Land der feindlichen, der bösartigen, der heimlich geliebten Brüder«¹⁸.

Für die Frage nach der Rolle der Gründerväter des DHIP ist in diesem Zusammenhang bedeutsam, wie sehr die lebensbiographischen Erfahrungen des Einzelnen, seine wissenschaftlichen Interessen, aber auch Momente wie Konfessionszugehörigkeit und die Zuordnung zu spezifischen Teilfächern der Geschichtswissenschaft prägend auf Kontakte zwischen deutschen und französischen Historikern gewirkt haben. Keineswegs sind ja alle deutschen Historiker in Frankreich während des Zweiten Weltkriegs im Stil und mit dem Ansinnen eines Besatzungsoffiziers aufgetreten, also kurz und überpointiert gesprochen: als »Täter«, um historiographische oder archivarische Raubzüge zu unternehmen. Den Beiträgen dieser Tagung läßt sich vielmehr klar entnehmen, daß weder dem »politisch völlig unbelasteten« Max Braubach (Konrad Repgen) noch Eugen Ewig, Theodor Schieffer oder Paul Egon Hübinger derartige Vorwürfe gemacht werden können. Überdies scheinen sie sich zu keinem Zeitpunkt während des Krieges zu antifranzösischen Ausfällen hergegeben zu haben, jedenfalls soweit wir dies bislang wissen.

¹⁶ Heribert MÜLLER, Der bewunderte Erbfeind. Johannes Haller, Frankreich und das französische Mittelalter, in: *Historische Zeitschrift* 252 (1991), S. 265–317.

¹⁷ Vgl. den Beitrag von Steffen Kaudelka in diesem Band.

¹⁸ Hermann HEIMPEL, Frankreich und das Reich, in: *Historische Zeitschrift* 161 (1940), S. 229–243, hier S. 232; Adalbert WAHL, Rezension von Armand RÉBILLON, *Les États de Bretagne de 1661 à 1789*, in: *Historische Zeitschrift* 154 (1936), S. 168–170.

Und doch sollte man nicht verkennen, daß der Zweite Weltkrieg in einer weiteren Sicht zu einer wechselseitigen Entfremdung zwischen den Historikern beiderseits des Rheins beitrug. Das zeigt sich unter anderem daran, daß alle Versuche von deutscher Seite, nach dem militärischen Sieg über Frankreich eine Annäherung zwischen deutschen und vermeintlich kollaborationsbereiten französischen Kollegen zu betreiben, letztlich an deren Widerstand oder auch nur deren mangelndem Kooperationswillen gescheitert sind. Namentlich der Mediävist Theodor Mayer und seine Mitstreiter im Rahmen der deutschen Westforschung während des Nationalsozialismus mußten das zu ihrem Unwillen eingestehen. Ihre Versuche zur Einbeziehung französischer Kollegen in die deutsche Westforschung trafen auf einhellige Ablehnung, obwohl es keineswegs an konservativen Historikern in Frankreich mit Affinitäten zum autoritären Kurs des Vichy-Regimes mangelte. Mehrheitlich aber setzte sich auf französischer Seite eine Haltung durch, welche die Distanz sowohl zum eigenen autoritären Regime als auch zu den deutschen Besatzern herausstrich. In Übereinstimmung hiermit behielten die Publikationen in der »Revue historique« einen distanzierenden Ton gegenüber der Vichy-Ideologie, ja noch mehr: In ihnen kam die fachinterne Kritik an rassistischen und nationalsozialistischen Positionen zum Ausdruck¹⁹.

Nach der Kriegswende 1943, spätestens aber ab 1944 konnten die deutschen Kräfte letztlich von keiner Seite mehr mit einem Einverständnis rechnen. Die Abkehr französischer Kulturwissenschaftler von Deutschland demonstriert den Sachverhalt sehr deutlich. Geradezu flächendeckend setzte seinerzeit das Ende der Rezeption deutschsprachiger Philosophie und Kulturwissenschaft ein²⁰. Zwar gehören alle diese Informationen nur indirekt zur Vorgeschichte des DHIP, aber sie werfen doch ein aufschlußreiches Licht auf die Umstände und weiteren Rahmenbedingungen seiner Gründung. Es gab tatsächlich ein vermintes Terrain in der Geschichtswissenschaft, auf dem nach 1945 die deutsch-französische Kooperation neu aufgebaut werden sollte.

Die Gründungsgeschichte im engeren Sinn

Die voran geschilderte Skizze der Vorgeschichte des DHIP ist nicht zuletzt deswegen von Bedeutung, weil die konkrete Erinnerung aller handelnden Akteure daran in den 1950er Jahren noch sehr präsent war. Gleichzeitig kann man kaum übersehen, wie sehr die veränderten Rahmenbedingungen zu Be-

¹⁹ Lutz RAPHAEL, Die Pariser Universität unter deutscher Besatzung 1940–44, in: Geschichte und Gesellschaft 23 (1997), S. 507–534, hier S. 530.

²⁰ Ibid., bes. S. 527ff.

ginn des gleichen Jahrzehnts die Gründung des DHIP begünstigten. Nicht nur die allgemeinen politischen Zeichen im Rahmen der Westanbindung der Bundesrepublik standen günstig, sondern auch die ökonomischen Ausgangsvoraussetzungen stellten sich in einem weit besseren Licht dar als noch während der Besatzungsjahre. In der Gesamtschau sind die 1950er Jahre überhaupt ein Jahrzehnt der Wieder- und Neugründungen zahlreicher geschichtswissenschaftlicher Institutionen gewesen. Dazu zählen beispielsweise das Max-Planck-Institut in Göttingen, die zunächst in Bonn und heute in Berlin ansässige Kommission zur Erforschung des Parlamentarismus und der politischen Parteien, das Collegium Carolinum in München sowie zahlreiche weitere Forschungsinstitutionen. Das DHIP kann man folglich als Teil einer Gründungs- und Ausbauwelle im gleichen Zeitraum betrachten²¹.

Die konkreten Schritte zur Gründung sowie der sich daran anschließende Auf- und Ausbau des DHIP verdanken sich jedoch vor allem dem Engagement deutscher Historiker an den Universitäten Bonn und Mainz, deren Wirken bislang in seinen vielfältigen Facetten nur in Ansätzen bekannt war²². Die Beiträge im vorliegenden Tagungsband bieten hierzu eine Fülle zusätzlicher Erkenntnisse. So waren die persönlichen Kontakte des Mediävisten Eugen Ewig zu seinen französischen und deutschen Kollegen, aber auch seine Beziehungen zur Bonner und Pariser Politik von wegweisender Bedeutung. Seine guten Kontakte zur katholischen Presse um die Zeitung »Temps Présent« sowie zum christlich-linkskatholischen Mouvement républicain populaire vermochte Ewig nach dem Zweiten Weltkrieg dazu zu nutzen, Kontakte zwischen Konrad Adenauer und Robert Schuman aufzubauen; zeitweilig nahm er sogar die Rolle eines »Postillon« zwischen den beiden Politikern ein. Daß dieses Wirken ebenfalls auf akademisch-institutioneller Ebene einen Niederschlag finden sollte, verdankte sich vor allem der auf französische Initiative hin neu gegründeten Universität Mainz, wo Ewig sowie verschiedene Altersgenossen und gute Bekannte zeitweilig eine akademische Heimstatt fanden. In der Folge entwickelte sich das Historische Seminar an der dortigen Universität zur Hochburg einer abendländisch-katholisch inspirierten Historiographie. Im weiteren Umfeld wirkten außerdem die von der französischen Besatzungsverwaltung initiierten Speyrer Historikertreffen förderlich, worüber das deutsch-französische Fachgespräch wieder in Gang gebracht werden konnte, wenn auch mit einem deutlich katholischen Einschlag²³.

²¹ Vgl. Winfried SCHULZE, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989, S. 242ff.

²² Vgl. dazu Ulrich PFEIL, Eugen Ewig. Ein rheinisch-katholischer Historiker zwischen Deutschland und Frankreich, in: François BEILECKE, Katja MARMETSCHKE (Hg.), *Der Intellektuelle und der Mandarin*, Kassel 2005, S. 527–552; Kajta WOJTYNOWSKI, *Das Fach Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 1946–1961*, Stuttgart 2006.

²³ Siehe dazu Christoph CORNELISSEN, Gerhard Ritter. *Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert*, Düsseldorf 2001, S. 394–398.

Insgesamt charakteristisch für die in Mainz tätigen Wissenschaftler und ihre Kollegen am Bonner Historischen Seminar waren ihre tiefe Milieuverbundenheit mit dem katholisch geprägten Rheinland und ihre intellektuelle Prägung durch die Idee des Abendlandes. Als ihr vorderster Verfechter war seit den 1920er Jahren der Romanist und Theologe Hermann Platz hervorgetreten, der ab 1925 mit der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Abendland« entsprechenden Vorstellungen ein Forum bot. Aus solchen Ansätzen heraus entwickelten Ewig und seine Mitstreiter nach dem Zweiten Weltkrieg die katholisch inspirierte Zielsetzung, das preußenlastige Deutschlandbild Richtung Westen zu verschieben und dem Rheinland so eine zugleich historisch rückprojizierte Mittlerfunktion zwischen Frankreich und Deutschland zuzuweisen. Ihr Anliegen war erfolgreich, weil sich in den 1950er Jahren – so das treffende Urteil Ulrich Pfeils – ein »dialektisches Verhältnis von historisch unterlegten Raumdiskursen und politischer Neuorientierung« einstellte²⁴.

Angesichts derartiger Entwicklungen kann kaum überraschen, daß Ewig und seine Mitstreiter rasch zur Stelle waren, als Adenauer Anfang 1954 die finanzielle Unterstützung geschichtswissenschaftlicher Vorhaben in Aussicht stellte. Unter der tatkräftigen Führung Paul Egon Hübingers, der seit März 1954 zum Leiter der Abteilung Kulturelle Angelegenheiten des Bundes im Bundesinnenministerium avanciert war, einigten sich die Promotoren des Plans schon bald darauf, eine deutsche historische Forschungsstation in Paris aufzubauen²⁵. Freilich schätzten die Bonner Diplomaten in Paris die deutsch-französischen Beziehungen noch Mitte der 1950er Jahre als problematisch ein und fürchteten deswegen, daß die Einrichtung eines historischen Instituts für ausschließlich deutsche Forschungszwecke in konservativen Kreisen auf Kritik stoßen werde. Mit Mitteln des Bundeskanzleramtes unternahm Ewig daher im März 1956 zunächst eine Sondierungsreise, um die Einstellung französischer Akademiker und Politiker zum fraglichen Projekt näher auszuloten. Obwohl verschiedenen französischen Gesprächspartnern zu diesem Zeitpunkt die Kulturarbeit des »Deutschen Instituts« noch in durchaus schlechter Erinnerung war, gelang Ewig der atmosphärische Durchbruch. Im Grunde machte er mit seiner Reise den Weg zur Gründung des DHIP frei: Die offiziell am 21. November 1958 erfolgte Eröffnung als Centre allemand de recherches historiques – erneut unter tatkräftiger Unterstützung Hübingers – war nicht zuletzt das Werk von Eugen Ewig. Daß jedoch hierbei zunächst der Weg einer nur privat angemieteten Dienststelle gewählt wurde, wirft ein bezeichnendes Licht auf die delikaten diplomatischen Probleme im Hintergrund.

²⁴ PFEIL, Eugen Ewig (wie Anm. 22), S. 545.

²⁵ Vgl. zum Wirken Hübingers: Eugen EWIG, Hübinger, Paul Egon (1911–1987), in: Francia 15 (1987), S. 1143–1147; Theodor SCHIEFFER, Paul Egon Hübinger, in: Der Archivar 40 (1987), S. 638f.

Ganz offensichtlich fiel es den westdeutschen Mediävisten in den 1950er Jahren sehr viel leichter als ihren Kollegen aus der Neuzeit, genau dort wieder anzuknüpfen, wo zeitweilig Kontakte unterbrochen worden waren, oder auch einfach die Projekte fortzusetzen, welche in den Jahren zuvor nicht wirklich einen Einbruch erfahren hatten²⁶. In personeller und institutioneller Hinsicht dokumentieren die vorliegenden Beiträge ein um das andere Mal die außerordentlich wichtige Rolle der Bonner Historiker beim Aufbau des DHIP. Hierbei spielte zum einen die Tatsache eine wichtige Rolle, daß mehrere Hauptakteure Schüler des im »Dritten Reich« zwangsemeritierten jüdischen Hochschullehrers Wilhelm Levison gewesen waren. Sie kannten sich also gut untereinander, verfolgten ähnliche oder sogar gemeinsame Forschungsanliegen und außerdem zeichnete sie ein ausgeprägtes Interesse an der Geschichte Frankreichs aus. In einem weiten Sinn rechneten sie sich weiterhin zu Verfechtern der katholisch geprägten Abendlandvorstellungen. Ebenso wichtig aber war, daß mit Hübinger in seiner Funktion als Ministerialdirektor im Innenministerium sowie als ausgewiesener Fachhistoriker ein enger Vertrauter an einer ganz entscheidenden Stelle saß, von der aus die Institutsgründung politisch und administrativ vorbereitet werden konnte. Überdies boten die Berufungen an die Universität in Bonn sowie an die von der französischen Besatzungsmacht wieder neu begründete Universität Mainz bis in die 1960er Jahre die Möglichkeit, der deutschen Frankreichforschung in der Mediävistik einen ausgebauten institutionellen Rahmen zu verschaffen.

Aus allen genannten Faktoren ergab sich eine – modern gesprochen – intensive Vernetzung der Beteiligten untereinander. Für die ersten Jahre des DHIP war das von entscheidender Bedeutung, errichtete doch die Universität Bonn nach der Berufung Stephan Skalweits (zuvor in Saarbrücken und Berlin) und Eugen Ewigs im Jahr 1964 einen Schwerpunkt in der Frankreich-Forschung, so daß dort ein Pendant zum DHIP bestand²⁷. Bis zu einem gewissen Grad wurde das DHIP so zum »Ziehkind« der Bonner Mediävistik, mit Schwerpunkten in der Prosopographie, Ideengeschichte und Frühneuzeitforschung. Sowohl die institutionen- als auch personalgeschichtliche Seite des Vorhabens bedürfen in der Zukunft noch der präziseren Rekonstruktion des personellen Netzwerkes und seiner Wirkungsmechanismen, aber auch eines detaillierten Nachweises von Kontinuitäten beziehungsweise Diskontinuitäten intellektueller oder gar ideologischer Deutungsmuster über die Schwelle des Jahres 1945 hinaus, als sie im einzelnen bislang geleistet werden konnte. Bei den hier gewählten individualbiographischen Verfahren treten derartige Fragen nur in Ansätzen zum Vorschein.

²⁶ Vgl. dazu den Beitrag von Anne-Chr. Nagel in diesem Band sowie für die Nachgeschichte: DIES., *Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970*, Göttingen 2005.

²⁷ Siehe dazu den Beitrag von Matthias Pape im vorliegenden Band.

Das zeigt nicht zuletzt auch die Frage nach der Rezeption der Annales-Schule in Westdeutschland seit den 1950er Jahren. Vielleicht lohnt in diesem Zusammenhang nochmals der kurze Blick zurück auf eine Tagung der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft aus dem Jahr 1935, auf der führende Volks- und Rheinlandhistoriker unter dem Thema »Deutsche in Frankreich – Franzosen in Deutschland« – zusammengekommen waren. Zu ihnen zählten Friedrich Metz, Franz Steinbach, Robert Holtzmann und Hermann Aubin; Tenor der Tagung war die Feststellung, wonach die Historiographie westlich des Rheins insgesamt zur Verharmlosung der älteren französischen Angriffe auf das Reich tendiere. Parallel dazu richteten Theodor Mayer und seine Mitstreiter, unter ihnen auch Leo Just, heftige Angriffe gegen die Publikationen der frühen Annales-Schule, darunter insbesondere das Rhein-Buch Lucien Febvres. Die deutschen Frankreichexperten sahen darin vor allem einen Versuch, nationale Interessen Frankreichs durch eine historiographische Betrachtungsweise zu unterstützen, welche die kulturelle und räumliche Zusammengehörigkeit im deutsch-französischen Grenzraum betonte. Obschon Theodor Schieffer und weitere deutsche Historiker während des Krieges ein positiveres Bild der Annales-Schule malten, standen die Zeichen für eine intensive und offene Rezeption dieser Strömung auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg insgesamt nicht günstig²⁸. Sowohl Gerhard Ritter als auch Hermann Heimpel vermochten mit ihren einflußreichen Stellungnahmen geradezu eine Blockade hervorzurufen. Insbesondere für die deutschen Historiker der Frontkämpfergeneration aus dem Ersten Weltkrieg gilt, daß sie selbstbewußt gegen die moderne französische Schule zu Felde zogen, weil sie glaubten, nur so das Banner von politischer und Ideengeschichte hochhalten zu können, denn nur so lasse sich der bedrohliche Bedeutungsgewinn der stärker sozialwissenschaftlich beeinflussten historiographischen Strömungen eindämmen²⁹.

²⁸ Siehe dazu Theodor SCHIEFFER, Rezension zu: *Histoire de l'Église depuis les origines jusqu'à nos jours*, publiée sous la direction de Augustin Fliche et Victor Martin, Bde. 6–8, Paris 1937–1941, in: *Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters* 5 (1942), S. 548–550; vgl. die Debatte um die Rezeption der Annales in Westdeutschland bei Peter SCHÖTTLER, *Zur Geschichte der Annales-Rezeption in Deutschland (West)*, in: Matthias MIDDELL, Steffen SAMMLER (Hg.), *Alles Gewordene hat Geschichte*, Leipzig 1996, S. 40–60; Werner PARAVICINI, *Zwischen Bewunderung und Verachtung. Französische und deutsche Mediävistik seit dem letzten Kriege*, in: Peter MORAW (Hg.), *Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert*, Ostfildern 2005, S. 175–230.

²⁹ CORNELISSEN, Gerhard Ritter (wie Anm. 23), S. 476–583.

Methodische Aspekte und offene Fragen

Der Untertitel der Tagung, auf die der vorliegende Sammelband zurückgeht, lautete: »ein personengeschichtlicher Ansatz«. Die Organisatoren wählten mithin, um es bündig auszudrücken, den Weg der Biographieforschung. Nun bedarf es heute, nach der geradezu phänomenalen Wiederkehr dieser Gattung in den Kanon der Geschichtswissenschaft kaum mehr einer Verteidigung personengeschichtlicher Analysen. Freilich ist damit noch nicht die Frage geklärt, welches Verständnis biographischer Forschung damit der Einzelne verbindet. Hierzu gibt es mittlerweile ein breites, kaum mehr zu überschauendes Angebot: Ob, um hier nur Beispiele zu nennen, Friedrich Lengers Studie zur gelehrten Lebensführung zwischen wilhelminischem Kaiserreich und nationalsozialistischer Diktatur anhand der Person Werner Sombarts, Ulrich Raulffs politische Kulturgeschichte in seiner Biographie Marc Blochs oder Roger Chickering's psycho-historische Studie über Karl Lamprecht: Dazu gehören ebenfalls die der Denkstilanalyse Ludwig Flecks verpflichtete Studie Thomas Etzemüllers über Werner Conze, die über weite Strecken dekonstruktivistisch angelegte intellektuelle Biographie über Hans Rothfels von Jan Eckel oder die von mir selbst verfaßte Biographie über Gerhard Ritter, in der die konkreten Lebenserfahrungen im Handeln und Denken eines Historikers auf der Basis einer dichten Beschreibung mit den historiographischen und publizistischen Deutungen über immerhin rund sechs Jahrzehnte verknüpft werden. Wir sollten uns hierbei im Grundsätzlichen klarmachen, daß personenbezogene Porträts nur eine, wenn wohl auch die häufigste Form historiographiegeschichtlicher Arbeiten darstellen. Sie bedürfen jedoch, um ein Historikerleben und sein Wirken hinreichend erklärungsstark zu machen, der Ergänzung durch Studien anderen Typs.

Vor einigen Jahren hat Horst-Walter Blanke allein zehn verschiedene Typen und Funktionen der Historiographiegeschichtsschreibung unterschieden, die hier nicht vollständig aufgelistet werden müssen, zumal sie tatsächlich nicht trennscharf ausfallen³⁰. Wer aber, wie hier in Paris, nach den Gründervätern fragt, wird zwangsläufig der Institutionengeschichte, aber auch den Problemgeschichten der Teildisziplinen eine relativ große Aufmerksamkeit widmen müssen. Ob auch die zeitweilig stark beachtete Sozial- beziehungsweise Gesellschaftsgeschichte des Faches weiterhilft, kann hier offen bleiben. Anregender dürfte es vielleicht sein, den neueren Fragen zur international vergleichenden Historiographiegeschichte sowie zur Transnationalität der Geschichtsforschung in beiden Ländern nachzugehen. Denn noch heute vollzieht sich das geschichtswissenschaftliche Arbeiten – jedenfalls teilweise – im

³⁰ Horst Walter BLANKE, Typen und Funktionen der Historiographiegeschichtsschreibung, in: KÜTTLER u.a. (Hg.), Geschichtsdiskurs, Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 191–211.

Rahmen eines intensiven Wettbewerbs zwischen den akademischen Gemeinschaften. Sie konnten oft voneinander profitieren; gleichermaßen aber haben sie ebenso oft ein wechselseitiges Unverständnis, zuweilen sogar ein wechselseitiges Mißtrauen genährt. Gerade in den Jahrzehnten von der Wende zum 20. Jahrhundert bis zu den 1960er und 70er Jahren verwiesen Sprache, Tradition, öffentliches Interesse und politische Implikationen die Historiker beider Länder immer wieder auf ihre jeweilige Nation, wobei dies wohl stärker für die Historiker der Frühen und Späten Neuzeit als für die Mediävisten gesagt werden kann. Ob wir selbst uns mittlerweile völlig von solchen Einflüssen und Zielsetzungen befreit haben, sei dahingestellt. Mein Eindruck ist, so sehr die Internationalität der heutigen Geschichtsforschung zu ihrem Vorzug gehört, so sehr sind letztlich die trennenden Traditionen der politischen und wissenschaftlichen Kulturen weiterhin eine bleibende Herausforderung selbst unter den Bedingungen eines globalen Tagungsgeschäfts geblieben. Wir sollten daher den Faktoren der Nationalität, der Generations- und Konfessionszugehörigkeit, aber auch der regionalen Herkunft und den regionalen Interessen – man berücksichtige das hier stark beachtete Kontingent aus dem Rheinland – sowie weiteren individuellen Prägemomenten eine erhöhte Aufmerksamkeit schenken.

Um auf diesem Gebiet noch größere Klarheit zu gewinnen, als es bislang möglich war, braucht es nicht notwendig eines Rückgriffs auf die heute gelegentlich etwas modisch daher kommende Begrifflichkeit »Transkulturalität«, »Histoire croisée« oder auch »Verflechtungsgeschichte«, so sehr diese jede für sich Argumente haben mögen. Es bleibt vielmehr eine der herausgehobenen historiographiegeschichtlichen Aufgaben, in individual-, aber eben auch in gruppenbiographischen Arbeiten den wechselseitigen Beziehungen, Anregungen sowie Abgrenzungen nachzugehen. Dazu gehört auch eine Antwort auf die Frage, warum regelmäßig die Leistungen von Historikern jenseits der Grenze ignoriert, national vereinnahmt oder auch »nur« verzerrt wiedergegeben worden sind. Daß hierüber stärker generationelle Prägungen sowie Netzwerkfaktoren thematisiert werden könnten, als dies auf der diesem Sammelband zugrunde liegenden Tagung der Fall gewesen ist, dürfte kein Nachteil sein. Ebenfalls dürfte es lohnenswert sein, mehr darüber zu erfahren, welche Rolle die französische Besatzungsmacht und ihre Berufungspolitik an die Universität Mainz als Schrittmacher des späteren Gründungsaktes in Paris gespielt hat³¹. Ohne Zweifel sind dadurch die Pläne zur Pariser Institutsgründung

³¹ Allgemein dazu Corine DEFRANCE, Die Franzosen und die Wiedereröffnung der Mainzer Universität, 1945–1949, in: Gabriele CLEMENS (Hg.), Kulturpolitik im besetzten Deutschland 1945–1949, Stuttgart 1994, S. 117–130; Stefan ZAUNER, Die Johannes-Gutenberg Universität als »Université Rhénane«. Zur Wiedergründung der Mainzer Hochschule 1946 im Kontext der französischen Besatzungspolitik, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 21 (1998), S. 123–142.

gefördert worden, ungeachtet der kleineren diplomatischen Verwicklungen, welche die ersten Schritte ab 1958 mit sich brachten. Zusätzlich würde man gerne noch mehr aus den staatlichen Akten erfahren, aber auch aus den Nachlässen über die französischen Gründerväter des DHIP, also über Robert Fawtier, Pierre Renouvin, Maurice Baumont und viele weitere der Beteiligten auf französischer Seite.

Die systematische Aufarbeitung der Verstrickungen von Historikern in die Politik des NS-Regimes, speziell ihres Wirkens als Mitwirkende der deutschen Besatzung Frankreichs im Zweiten Weltkrieg, wurde erst in den letzten Jahren zum Gegenstand von tiefeschürfenden Forschungsarbeiten gemacht. In diesem Zusammenhang ist immer wieder auch die Frage von Schuld und Schuldbekennnissen aus der Nachkriegszeit thematisiert worden. Eine solche Engführung der »Vergangenheitsbewältigung« ist für das DHIP kaum von Bedeutung; weder in personen- noch in institutionengeschichtlicher Perspektive. Wohl aber behält eine der leitenden Forschungsfragen ihre Relevanz auch nach Abschluß der Tagung, über die der vorliegende Band berichtet. Im Kern geht es darum, wie biographische Kontinuität von Historikern mit der Diskontinuität von ihnen selbst erfahrener politischer, wirtschaftlicher oder auch kultureller Umbrüche historiographisch vermittelt wurde und wie daraus jeweils neue Geschichtsbilder entstanden. Die historiographischen Ablösungs- und Umwertungsprozesse, die typisch für Regimewechsel sind (Ulrich Pfeil), spielen eine außerordentlich wichtige Rolle. Hierzu bedarf es eingehender Werk- und Netzwerkanalysen, um den entsprechenden Entwicklungen auf die Spur zu kommen.

Abschließend eine Prognose: Die hier publizierenden Schüler- und Schülerinnen sowie Kollegen der Pariser »Gründerväter« haben den »Objekten« ihrer biographischen Forschung oft nahe gestanden, sie kennen sie gut und wissen viel über sie. Das ist ein Vorteil, weil Geschichtswissenschaft aus der Fülle der eigenen Erfahrungen vielschichtiger und lebensnäher wirkt, als es das reine Aktenstudium zu vermitteln mag. Und doch ist abzusehen, daß eine Enkelgeneration weit weniger nachsichtig mit einigen der hier diskutierten Protagonisten umgehen wird, vielleicht sogar Kritisches zu Tage fördern wird, was wir noch nicht kennen. Aber das ist für einen Historiker nicht wirklich überraschend, ist doch der Wandel der Forschungsinteressen und eben auch der Bewertungsmaßstäbe ständig im Fluß.

PERSONENREGISTER

- Abel, Wilhelm 142
 Adenauer, Konrad 95–96, 110, 149, 157,
 162, 165, 168, 304, 314–318, 321, 330–
 331
 Alain I. (le Grand) 224
 Albertini, Rudolf von 152
 Albrecht, Dieter 166
 Althoff, Friedrich 39, 49, 159
 Ammann, Hektor 25
 Anna Maria von Österreich 155
 Anrich, Ernst 23
 Anton, Hans Hubert 215
 Appelt, Heinrich 312
 Aquin, Thomas von 201
 Aretin, Karl Otmar Feiherr von 116
 Atsma, Hartmut 12, 227–228, 230
 Aubin, Hermann 27, 281, 319, 333
 Aulard, Alphonse 17
 Avranches, Heinrich von 167

 Baethgen, Friedrich 130, 319
 Baier, Hermann 71
 Barbier, Robert 285
 Bargatzky, Walther 106
 Barraclough, Geoffrey 95
 Barth, Karl 149
 Bauer, Wilhelm 71
 Baumont, Maurice 336
 Becher, Hellmut 86
 Beck, Ludwig 105
 Beck, Marcel 69
 Beethoven, Ludwig van 115
 Below, Georg von 82–83, 87, 159
 Bernard, Henri 302
 Best, Werner 63, 287–288
 Bethmann, Ludwig 42
 Bethmann-Hollweg, Theobald von 183
 Beumann, Helmut 81, 262
 Beyer, Hans Joachim 19, 23
 Bickel, Ernst 248
 Bidault, Georges 265, 307
 Bismarck, Otto von 48, 147, 181–182,
 196
 Blankenhorn, Herbert 315
 Bloch, Marc 45, 133–135, 152, 171, 188,
 192–193, 334
 Bodin, Jean 154

 Böhner, Kurt 214
 Bonifatius, Winfried 132–133
 Bosl, Karl 22, 81
 Bouhler, Philipp 89
 Boutruche, Robert 45, 135
 Brackmann, Albert 27, 44, 52, 121, 239,
 240, 276
 Brandi, Karl 246
 Braubach, Max 9, 104–117, 122, 135,
 147–148, 150–151, 154–155, 158–159,
 161, 163–164, 166–168, 172, 238, 245,
 319–320, 328
 Braudel, Fernand 106, 160, 172, 269,
 297, 321
 Braun, Otto 84
 Bresslau, Harry 39–40, 53
 Briand, Aristide 55
 Brüning, Heinrich 162, 238, 304
 Brunner, Otto 89, 143
 Buchner, Rudolf 24, 259
 Bürckel, Josef 274
 Burckhardt, Jacob 112, 154, 160, 167
 Burkes, Edmund 152
 Butterfield, Herbert 152
 Büttner, Heinrich 9, 61, 82, 96, 124–125,
 129–131, 135, 243, 261, 264–268, 270,
 274–285, 288–292, 298, 300, 311–313,
 318, 327
 Büttner-Jacot, Marguerite 290

 Caron, Pierre 125
 Cartellieri, Alexander 178
 Charles II. (le Chauve) 225
 Charles III. (le Simple) 224
 Chartres, Bernhard von 201
 Cheval, René 168
 Chevalier, Ulysses 46
 Chlodwig I. 209
 Chudoba, Karl 250–253
 Churchill, Winston 264
 Clausonne, François Seydoux de 168
 Conrad, Hermann 244
 Constant, Benjamin 167
 Conze, Werner 26, 334
 Cotte, Robert de 163
 Coty, René 299
 Cromwell, Oliver 155

- Curtius, Ernst Robert 121, 127, 144, 162,
 164, 238, 261, 269, 296, 310–311
- Dahlmann, Friedrich Christoph 167
 Dante Alighieri 164
 Darré, Walter 280
 Dauga, Jean 168
 Dawson, Christopher 255
 Dehio, Ludwig 22, 147–148, 170
 Del Dongo, Fabrice 30
 Delisle, Léopold 46
 Dethan, Georges 166
 Dickens, Arthur G. 166
 Dickmann, Fritz 152, 165
 Droysen, Gustav 144, 167
 Duby, Georges 223, 225–226
 Dümmler, Ernst 39
 Dupront, Alphonse 165
 Durand, Yves 166
 Duroselle, Jean-Baptiste 156
- Einem, Herbert von 161
 Eliot, Thomas Stearns 162
 Emrich, Hermann 289
 Ennen, Edith 158, 214, 258, 264
 Epting, Karl 24, 161, 287–288
 Erdmann, Carl 128, 244–245, 259, 297
 Erdmann, Karl Dietrich 21
 Erdmann, Paul 54
 Ernst, Fritz 195
 Ewig, Eugen 9, 11–12, 76, 96–97, 110–
 111, 120, 122, 125–126, 131, 135, 144,
 156–163, 167–168, 172–173, 200–217,
 219–220, 225, 228, 240, 252, 268, 274,
 282, 290, 292, 294–307, 309–314, 316–
 322, 327–328, 330–332
- Favier, Jean 229–230
 Fawtier, Robert 336
 Febvre, Lucien 23, 170, 333
 Fénelon, François 145
 Finke, Heinrich 148, 159
 Foulque I. (le Roux) 224–225
 Foulque II. (le Bon) 225
 Foyer, Jean 231
 François-Poncet, André 315, 320
 Frank, Hieronymus 162
 Frank, Walter 17, 20, 25–26, 194
 Franz I. 171
 Franz, Günther 23–24
 Franz, Max 108
 Freund, Wolfgang 306
- Frey, Hermann-Walter 87
 Friedeburg, Ludwig von 98
 Friedrich II. (der Große) 150–151
 Frohn, Robert 313
 Fuchs, Hans 264
 Fueter, Eduard 48
 Fuhrmann, Horst 240
 Funk, Philipp 69
 Fürstenberg, Wilhelm von 114
- Ganelon (archevêque de Sens) 225
 Gatterer, Johann Christoph 40
 Gaulle, Charles de 150, 231
 Gauthier, Nancy 216
 Gide, André 162–163
 Goethe, Johann Wolfgang von 164, 215,
 222
 Goetz, Walter 82
 Göring, Hermann 280
 Goubert, Pierre 171
 Grimoald (der Ältere) 209
 Grisegonelle, Geoffroy 225
 Grundmann, Herbert 10, 81–82, 110, 130
 Guardini, Romano 162
- Haake, Heinrich 241
 Haller, Elisabeth 190
 Haller, Johannes 9, 41, 46–50, 178–197,
 328
 Hallier, Christian 243, 286
 Hallmann, Hans 268
 Halphen, Louis 255
 Hampe, Karl 83, 267
 Harnack, Adolf von 170
 Hausenstein, Wilhelm 157
 Hauser, Henri 143, 151
 Heckel, Martin 169
 Hederich, Karl Heinz 89
 Heeren, Arnold 40
 Heers, Friedrich 76
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 154, 167
 Heimpel, Hermann 29, 81–83, 87, 92,
 135, 195, 257, 313, 318, 328, 333
 Heinrich I. 247
 Heinrich III. 52
 Heinrich IV. 171
 Heinzelmann, Martin 12, 227
 Helbok, Adolf 17, 20–21
 Hellmann, Manfred 95
 Herter, Ernst 140
 Heuß, Theodor 170
 Hiestand, Rudolf 41

- Himmler, Heinrich 280
Hindenburg, Paul von 84
Hintze, Hedwig 17
Hintze, Otto 140, 146, 153, 167, 169
Hitler, Adolf 29, 48, 84–85, 92, 106, 113, 143, 147, 230, 265, 279
Hobbes, Thomas 167
Hofmannsthal, Hugo von 145
Holtzmann, Robert 178, 256, 333
Holtzmann, Walther 122, 132, 145, 148, 150, 245, 269
Hoppe, Willy 23
Hubatsch, Walther 158, 168
Hübinger, Paul Egon 9, 96, 106, 110, 120, 122, 124, 126, 129–131, 135, 144–145, 147–148, 151, 156–159, 161–164, 166–168, 171, 173, 236–238, 240–242, 244–256, 258–271, 274, 280, 292, 297–298, 306–308, 310, 313, 318–320, 328, 331–332
Hugues (le Grand) 224–225
Huizinga, Johan 191
Humboldt, Alexander von 173

Iserloh, Erwin 169

Jaffé, Philipp 39, 41–42, 46, 53
Janssen, Johannes 55
Jaspers, Karl 93
Jaurès, Jean 17
Jedin, Hubert 164, 169–170
Jordan, Karl 259, 268
Jourdan, Henri 310
Joyce, James 162–163
Jünger, Ernst 106
Just, Leo 135, 239, 268, 312, 333

Kaegis, Werner 129
Kallen, Gerhard 129, 265–266
Karl I. (der Große) 134, 203, 255, 304
Karl I. von England 155
Kehr, Paul Fridolin 9, 36–56, 84, 120, 122–123, 131–132, 136–137, 179–180, 184, 239
Kern, Fritz 108–109, 150, 163, 245–246, 248–250
Kienast, Walther 54, 257, 261
Kisky, Wilhelm 129, 241, 243, 299
Klapp, Ernst 248
Klemperer, Viktor 45
Köln, Josef Clemens von 201
Körner, Staatssekretär 248

Konrad I. 39
Koser 184
Kranz, Heinrich Wilhelm 86
Kraus, Andreas 166
Krusch, Bruno 213
Kuhn, Annette 166
Küntzel, Georg 144

Labrousse, Ernest 154
Lamprecht, Karl 159, 256, 334
Langlois, Charles-Victor 54
Le Goff, Jacques 160, 255
Lemarignier, François 226
Levison, Wilhelm 56, 108, 110, 120–122, 132, 137, 144–145, 149, 158, 162–163, 201, 238, 241, 258–259, 261, 267, 296–297, 305, 322, 332
Lippens, Walter 302
Livet, Georges 166
Loehr, August von 74
Loewenfeld, Samuel 39, 41
Lohrmann, Dietrich 136, 172, 227
Lortz, Joseph 169
Lothar I. 123–125, 131
Lothar II. 123–124, 131
Louis II. (le Germanique) siehe Ludwig II. (der Deutsche)
Ludwig I. (der Fromme) 54
Ludwig II. (der Deutsche) 133, 225
Ludwig IV. (das Kind) 123–124, 131
Ludwig XIV. 145, 155, 166–167, 171, 187, 202, 300–301
Luther, Martin 170
Lutz, Heinrich 170
Lützel, Heinrich 163–164

Mann, Thomas 131, 149, 270
Mannheim, Karl 83
Maravall, Pr. 166
Marcks, Erich 121
Maria Theresia von Spanien 108
Martini, Paul 315
Maschke, Erich 23
Massigli, René 315
Mathiez, Albert 17
Mayer, Theodor 9–10, 23, 60–77, 87, 89–91, 95, 97, 244, 252, 275–279, 286–290, 292, 326, 329, 333
Mayer-Edenhauser, Theodor 280
Mazarin, Jules 155
Medici, Katharina von 155
Meinecke, Friedrich 17, 148, 153

- Meinert, Hermann 55, 281
 Metternich, Klemens Fürst von 108, 142
 Metz, Friedrich 25, 333
 Meuvret, Jean 143, 165
 Meynen, Emil 278
 Mickwitz, Gunnar 258
 Minder, Robert 310
 Mitis, Oskar Freiherr von 287
 Mohammed 134, 255
 Mohler, Armin 24
 Möller, Horst 12
 Mommsen, Theodor 41
 Montesquieu, Charles Louis de Secondat de 167, 260
 Morus, Thomas 154, 167
 Mousnier, Roland 154–155, 165–166, 171, 173
 Mühlbacher, Engelbert 40
 Müller, Karl Alexander von 22
 Muth, Karl 127

 Napoleon III. 127
 Naumann, Friedrich 183
 Niemöller, Martin 307
 Noël, Pierre 302
 Nürnberger, Richard 147

 Omont, Henri 54, 56
 Oncken, Hermann 18, 121, 191
 Oppermann, Otto 213
 Ormesson, Wladimir d' 307
 Ortega y Gasset, José 162
 Otto III. 39

 Pange, Jean de 303, 309–310, 312
 Paravicini, Werner 12–13, 223, 227, 230
 Paris, Gaston 48
 Parisse, Michel 223
 Pertz, Georg Heinrich 53
 Petersen, Konrad 111
 Petri, Franz 19, 25, 64, 129, 214, 258, 277–278
 Pflugk-Harttung, Julius von 42
 Pillorget, René 166
 Pirenne, Henri 46, 134, 237, 254–260
 Pirenne, Jacques 256, 258, 261
 Pius XI. 53
 Platz, Hermann 162, 296, 301, 303–305, 314, 331
 Platzhoff, Walter 89
 Pleyer, Kleo 17–18, 20, 194
 Plum, Günter 113

 Posner, Ernst 146, 170
 Press, Volker 170
 Prou, Maurice 46, 50
 Proust, Marcel 162
 Pünder, Hermann 307

 Rabenau, Friedrich von 284
 Ramackers, Johannes 55–56, 136, 313
 Ranke, Leopold von 44, 57, 160, 167, 169, 255
 Rassow, Peter 53, 269
 Rathenau, Walter 183
 Raumer, Kurt von 165
 Reese, Walter 19
 Rein, Gustav Adolf 23
 Renan, Ernest 167
 Renouvin, Pierre 161, 336
 Repgen, Konrad 164, 166, 168
 Riant, Paul Edouard Didier 46
 Richelieu, Armand-Jean du Plessis de 151–152, 155, 165–166, 187
 Ritter, Gerhard 23, 87, 147–148, 313, 333–334
 Ritterbusch, Paul 252
 Robert I. 224
 Robert, Ulysses 46
 Roblin, Michel 213
 Roermond, Dionysius von 201, 305
 Rolland, Romain 325
 Rothfels, Hans 18, 26, 334
 Ruppel, Aloys 289, 299–300
 Rust, Bernhard 85, 87

 Sagnier, Marc 162
 Saint-Sorny, Bruno 224
 Salat, Rudolf 317
 Salewski, Michael 24
 Samaran, Charles 125
 Savoyen, Prinz Eugen von 106–107, 113–114
 Schäfer, Dietrich 17
 Scheel, Otto 191
 Schiaparelli, Luigi 43
 Schieder, Theodor 18, 22, 28, 153, 333
 Schieffer, Heinrich 121
 Schieffer, Theodor 10, 120–137, 144–145, 157–158, 160–161, 171, 239–240, 243, 245, 268, 274, 297–298, 311–313, 318, 327–328
 Schindling, Anton 170
 Schleiermacher, Friedrich 170
 Schlesinger, Walter 73, 80–81, 95, 214

- Schlözer, August 40
 Schmid, Karl 219
 Schmid, Josef 311
 Schmid, Paul 54–55
 Schmidt, Jean 284–285
 Schmidt, Rolf 277
 Schmitt, Carl 24
 Schmittlein, Raymond 268, 310–312, 317
 Schmoller, Gustav 140
 Schnabel, Franz 109, 178, 196, 313
 Schnath, Georg 61, 282–284, 287–288, 291
 Schneider, Jean 311
 Schober, Johann 142
 Scholl, Hans 127
 Scholl, Sophie 127
 Schoos, Jean 167
 Schröder, Gerhard 263
 Schulte, Aloys 55, 105, 107–109, 112, 117, 184
 Schumann, Maurice 307
 Schuman, Robert 162, 263, 299–304, 307–309, 314–315, 319–321, 330
 Schütte, Ernst 98
 Seidel, Karl Joseph 170
 Sering, Max 140
 Severing, Carl 84
 Sickel, Theodor 37–40
 Siedler, Wolf Jobst 171
 Sieyès, Emmanuel Joseph 167
 Skalweit, August 140–142, 144, 146, 173
 Skalweit, Stephan 10, 140–161, 163–173, 240, 298, 332
 Sombart, Werner 334
 Soutou, Georges-Henri 166
 Spahn, Martin 239
 Speidel, Hans 106
 Spengler, Oswald 134, 154
 Spitzmuller, Henry 317
 Sprandel, Rolf 321
 Sproemberg, Heinrich 244
 Srbik, Heinrich von 65, 71, 108, 142–143
 Stein, Karl vom und zum 45
 Stein, Lorenz von 153
 Steinacker, Harold 23
 Steinbach, Franz 25, 64, 150, 214, 245, 249, 254, 258, 269, 277–278, 318, 333
 Stengel, Edmund Ernst 123, 259
 Sthamer, Eduard 49–50
 Stoltenberg, Gerhard 111
 Straub, Johannes 163–164
 Stresemann, Gustav 55
 Stroheker, Karl Friedrich 219
 Stülpnagel, Carl-Heinrich von 105, 147
 Stülpnagel, Otto von 105
 Stutz, Ulrich 121
 Sully, Maximilien de Béthune, Herzog von 167
 Sybel, Heinrich von 184
 Taeger, Fritz 82
 Tellénbach, Gerd 9, 80–99, 110, 135–136, 219, 313, 318–320
 Textor, Fritz 249–250
 Thiel, Léon 302
 Thukydides 262
 Tocqueville, Alexis de 127, 145
 Töpfer, Alfred 23
 Tours, Gregor von 206
 Tours, Martin von 212
 Toynbee, Arnold Joseph 95, 134
 Troeltsch, Ernst 170
 Truman, Harry S. 265
 Unamuno, Miguel de 162
 Valéry, Paul 162
 Valjavec, Fritz 19
 Valsecchi, Franco 166
 Vercauteren, Fernand 254, 258
 Vergil 115
 Volk, Paulus 162
 Voltaire 151
 Voss, Jürgen 12
 Wachtel, Alois 129
 Wahl, Adalbert 328
 Waldburg-Zeil, Fürst von 95
 Wampach, Camillus 149
 Weber, Hermann 111, 157, 165–166, 172, 321
 Wehler, Hans-Ulrich 267
 Wentzcke, Paul 25
 Werner, Brigitte 231
 Werner, Joachim 80, 214
 Werner, Karl Ferdinand 10, 12, 22, 25–26, 97, 136, 161, 219, 222–223, 225–231, 323
 Wiederhold, Wilhelm 50–51, 54–55
 Willemsen, Carl Arnold 148, 163
 Winter, Georg 283
 Wittram, Reinhard 181, 183
 Zeller, Gaston 189, 197, 246

Zender, Matthias 212, 214

Zipfel, Ernst 126, 242–243, 245–246,
248, 281, 283, 287, 289–291, 299, 302–
303

Zwentibold 123–125, 131

VERZEICHNIS DER AUTORINNEN UND AUTOREN

- Christoph CORNELISSEN (geb. 1958), Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
- Wolfgang FREUND (geb. 1962), wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität des Saarlandes; maître de conférence am 1^{er} cycle franco-allemand de Sciences Po Paris à Nancy
- Rolf GROSSE (geb. 1958), wissenschaftlicher Mitarbeiter und Referent für das Hochmittelalter und die Gallia Pontificia am Deutschen Historischen Institut Paris
- Olivier GUILLOT (geb. 1932), emeritierter Professor an der Universität Paris-Sorbonne
- Reto HEINZEL (geb. 1972), freier Journalist verschiedener Tageszeitungen und Doktorand an der Universität Luzern
- Reinhold KAISER (geb. 1943), emeritierter Professor für frühmittelalterliche Geschichte an der Universität Zürich
- Steffen KAUELKA (geb. 1965), wiss. Mitarbeiter der Stiftung Genshagen (Berlin-Brandenburgisches Institut für Deutsch-Französische Zusammenarbeit in Europa) bei Berlin
- Anne Chr. NAGEL (geb. 1962), Privatdozentin für Neuere und Neueste Geschichte und wissenschaftliche Angestellte an der Justus-Liebig-Universität Gießen
- Matthias PAPE (geb. 1957), Privatdozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der RWTH Aachen
- Ulrich PFEIL (geb. 1966), Professor für Deutschlandstudien an der Universität Jean-Monnet (Saint-Étienne) und Gastwissenschaftler am Deutschen Historischen Institut Paris
- Konrad REGEN (geb. 1923), emeritierter ordentlicher Professor der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte an der Universität Bonn
- Peter SCHÖTTLER (geb. 1950), Directeur de recherche am Centre national de la recherche scientifique in Paris (Institut d'histoire du temps présent) und Honorarprofessor am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin
- Stefan WEISS (geb. 1960), Privatdozent für Mittelalterliche Geschichte in Augsburg und Gastwissenschaftler am Deutschen Historischen Institut in Paris

